Mit dem

Glockenſchlag: Zwölf!

ernſthafte Operette

in

drey Akten.

Dem

Herrn von Holzſchuher

gewidmet.

Anſpach,

in der Commercien-Commiſſairs Haweiſens privilegirten Hof-Buchhandlung. 1794.

[Soden,
Friedrich Julius Hin-
rich Reichsgraf von]

6

Mit dem

Glockenschlag: Zwölf!

ernsthafte Operette

in

drey Akten.

Personen:

Eugenius, Prinz von Portici.

Laura, Tochter des

Sigre Ferrari eines Edelmanns im Dienst des Fürsten von Portici

Schweſter Agathe, Nonne.

Die Aebtißin.

Fernando, Kammerherr.

Nonnen. ꝛc.

Scene. Ein Kloſter in dem Gebiethe von Portici.

Erſter Akt.

Scene: der Kirchhof des Kloſters. Nacht.

Erſter Auftritt.

Eugenius (in Reiſekleidern, mit zerſtreuten Haaren).

Fernando! – (tappt umher) – Wo biſt du? – Er hört nicht: er muß auf der andern Seite – (ſtößt an einem Leichenſtein) Gräber – Schrecklich! – Fernando! – Groſer Gott, ich hab ihn verlohren! –

Zweyter Auftritt.

Eugenius, Fernando.

Fernando (Mit dem Degen und einer Blendlatern.)
Wer da?

Eugenius (der ihn umarmt.)
Guter, trauter Fernando, biſt du's? – Biſt glücklich herunter kommen?

Fernando.
Wie du ſiehſt, Prinz!

Eugenius.

Stille! nenn' mich nicht so. (Fernando öfnet seine Laterne) Siehst du, wo wir sind —

Fernando.

Ein bischen schauerlich, Eugenius, aber besser hier als anderswo; die (zeigt auf die Gräber) verrathen uns nicht — (vorwärts) dort muß die Pförtnerin wohnen — Stille —

Eugenius.

Was ists?

Fernando.

Ein Geräusche!

Eugenius.

Der Wind der dort durch die Zweige rauscht. —

Fernando.

O dem Schuldigen ist alles wichtig! Groser Gott! Welche Verwegenheit! O Eugenius, Eugenius Noch ists Zeit — Noch hat man unsere Ankunft im Schloße nicht vermuthet; eh' der erste Hahn kräht' sind wir im Vorzimmer des Fürsten. Laß uns fort, lieber Eugenius! Was willst du hier?

Eugenius.

Es ist beschlossen, Fernando — sie sehen oder sterben.

Fernando (erschrocken).

Sterben?

Euge-

Eugenius.

Ja sterben! – Du schüttelst den Kopf? Meinst du ich weiß nicht, was das sey? – Du irrst dich, Junge! Ich weiß es – hab hunderte in der Schlacht neben mir fallen sehen – Es ist nichts, sag ich dir – der Wurm windet sich; das ists auch alles. Ein einziger Druck – siehst du wohl! (zeigt ihm einen Dolch).

Fernando (ihn aus den Händen windend).

Eugenius –

Eugenius (der ihn vorhält).

Nicht näher, Fernando.

Fernando.

O mein Freund, mein Gebiether, bey allen Heiligen, bey Lauren –

Eugenius.

Stille! schwöre nicht bey Ihr – Sie kan dich nicht hören, die Heilige; sie kan nicht, denn um Ihrentwillen werd ich sterben.

Fernando.

Und Laura – Laura –

Eugenius.

Wenn ich todt bin, ist sie's auch – Wir athmen Eine Luft; Unsere Wesen sind Eins. Doch so lang Laura noch hier ist – so fürchte nichts – Sie ists ja allein, die mich hier hält. Mit Ihr ist Leben

und ohne Sie Tod — Ich hab' keinen andern Sinn für dieſe Worte.

Fernando.

Und dein Sohn, Eugenius? — Haſt du den runden rothwangigten Jungen geſehen, der uns beym Eintritt in die Schenke laut entgegen jauchzte? —

Eugenius (raſch).

Und der war?

Fernando.

Dein Sohn, Laurens Sohn.

Eugenius.

Und du ſagſt mirs nicht?

Fernando.

Als ob ich deinen Ungeſtümm, deine Hitze nicht kennte — hätteſt alles verrathen! —

Eugenius.

Unglückliches Kind! — Hör, Fernando, es iſt mein, es iſt Laurens Kind — Wann ich nicht mehr bin — Soll ich mehr ſagen? Dir?

Fernando.

Hier meine Hand! — Doch (ſieht auf die Uhr) Eilf! — Jetzt bin ich beſtellt — die Pförtnerin iſt gewonnen und es kan uns nicht fehlen (Eugenius mit ineinandergeſchlagenen Armen ſtarr empor ſehend) Eugenius, was iſt dir?

Eugenius.

Ha! (zusammenfahrend).

Fernando.

Was ist dir? —

Eugenius.

Was? was? (lächelt) O du liebst nicht! — Ich seh ins Kloster — dort ist Laurens Fenster — Gewiß! — O jenes Licht glänzt so düster, so traurig — wie sichs für getrennte Liebende schickt — das ist Laurens Licht! Es löscht aus — Ha! Sie legt sich — zu schlafen — vielleicht zu träumen — von mir —

Fernando.

Kind!

Eugenius.

Schweig! Ihr andern nennt alles kindisch, was hier die Seele noch interessirt.

Fernando.

Dort soll ich Schwester Brigitten treffen; Ists möglich, so bringt sie uns Lauren gewiß.

Eugenius.

Möglich! Möglich! Verdammt, es muß muß —

Fernando.

Wieder der Fürst! — Was Gold und ein glattes Wort bey Nonnen möglich machen kan — wird seyn. Glücklicherweise ist ihre Schwester meiner

Mutter Kammerfrau. Sie hats Laurens Freundin gesagt, und die versprach ihrs nach langen Bitten. Doch weiß sie nur von mir. — Weile nur nicht zu lange bey Lauren — Bartolo wartet außen mit den Pferden am Thorweg; Alles ist bestellt!

Eugenius.

Alles?

Fernando.

Alles! Bist nun zufrieden?

Eugenius.

Komm an meine Brust, lieber Junge! — hab dir noch nicht einmal gedankt. Ha! so ists mit den Liebenden; dieses stolze neidische Mädchen, will nichts um und neben sich leiden — will allein in diesem Herzen herrschen! Aber nein! Sollst auch deinen Platz drinnen behalten.

Fernando.

Bitte drum!

Eugenius.

Laß nur, ich wills schon machen! — O verzeih' mir — ich rase für Freude. Mir ists so wohl, wieder nah bey ihr zu seyn, die Luft einzuziehen, die sie einzieht — du weißt ja unsre Grillen. Ha! nur da wo sie ist, fühl ich das heilige warme Leben der mütterlichen Natur. Ich seh' hier nichts schreckliches —

Heilige Mauren!
Heilig, weil ihr Sie umschließe!
Holder West, du kömmst von Lauren,
Hast vielleicht auch Sie geküßt!
Heimliche Fluren!
Ha! Ihr bringt mir Laurens Gruß,
Grüßt Sie wieder freundliche Fluren,
Ruft Ihr zu — Eugenius!

O ich fühls, Fernando, daß in der Welt nichts ist, alles nur scheint, wie mans durchs Glas seines Herzens sieht; Todengebeine! Gräber! — und alles doch so lachend, so blühend um mich her!

Fernando.

Könnt's eben nicht sagen! —

Eugenius.

Du kennst Lauren, Fernando!

Fernando.

Ob ich sie kenne? Wer kennt den Engel nicht? —

Eugenius.

Arie.

Wonne strahlt aus Ihren Blicken
Zaubert Himmel um sich her! —
Ohne Sie ist Eden leer.
Ihrer Stimme Harmonie,
Gießt in jedes Herz Entzücken.
Hölle ist nur ohne Sie! —

Seit den Jahren der Kindheit ſchon an dem Hofe meiner Mutter erzogen, floßen Unſere Seelen in Eins zuſammen. — Und Uns trennten ſie? — Uns die Himmel und Natur zuſammen geſtimmt hatte, daß keines allein einen Ton angab — Uns — Tod und Hölle!

Fernando.

Der Sohn des Fürſten von Portici war keine Parthie für Signora Ferrari —

Eugenius.

Für Signora? — Signora? Raſe nur, Junge, raſe. Ich bins ſchon gewohnt. — War das der Prinz, der dem armen ſchuldloſem Landmädchen, im wonnetrunkenen Augenblick der Leidenſchaft ihre Unſchuld raubte und iſt ers, der dieſes unglückliche Opfer ſeiner Künſte und ihrer allmächtigen Liebe, dann wegwirft und mit Füßen tritt? Wenn das der Prinz thut, Fernando, ſo iſt der Prinz ein Schurke, und die Bettlerin eine Heilige! —

Fernando.

So denkſt du, und wer noch?

Eugenius.

Deſto ſchlimmer? — O ich möchte wüthend werden! Sie da einzuſperren! Die Eſel! als ob Sie gebrandmarkt wäre durch meine Liebe — Mich auf Reiſen zu ſchicken! als wenn man ſein Herz nicht mit ſich trüge, und giengs in andre Welten! —

Doch

Doch nichts mehr — Ich schwöre dirs, Fernando, liebt mich Laura noch; so soll keine Macht auf Erden, mich allein hier wegbringen. Soll, muß also Laura hier bleiben — nun so hab' Dank für deine Pferde, Junge; werds dann wohl nicht brauchen —

Fernando.

Nicht? Und warum das? —

Eugenius.

Ich bleibe hier!

Fernando.

Hier? — Keine Ausschweifungen, Eugenius — das wär denn mein Lohn, daß ich mit Verlust meines Glücks dir nach England nachreißte, dir Laurens Aufenthalt verrieth — Bey Gott, ich dacht' nicht dies je vorzuwerfen! —

Eugenius.

Hör, Fernando! So ists unmöglich Lauren hier wegzubringen?

Fernando.

Unmöglich! Ist sie auch über die Mauren wie wir, so fällt sie der Gränzwache des Fürsten in die Hände; denn seit man dich erwartet, sind alle Wege mit Creaturen des Fürsten. besetzt — Merktest du's nicht wie man schon heut Abend uns beobachtet —

Eugenius.

Unmöglich also?

Fernando.

Unmöglich!

Eugenius.

Unmöglich! Nun bey euch ihr Seeligen! unter dieſen Gräbern will ich denn wohnen, biß Hunger und Gram mich ſelbſt zum Geſpenſt abzehrt – und denn meinen Vater verfolgen, biß er reuig ſein Leben ausweint, daß er ſo uns hinopfert, mit kalten Blut – Hier – hier will ich ſterben! –

Fernando.

Engel und alle Heilige! und dazu mußt ich dich begleiten! – (von Schmerz betäubt, ihn bey der Hand faſſend) Eugenius! –

Eugenius.

Stille! – ich ſehe jemand!

Fernando.

Die Pförtnerin! – Nun warte dort hinter jenem Gemäuer! – ich bleibe bey Schweſter Brigitten, biß du mir das Zeichen giebſt. – (Eugenius geht rechts, Fernando links gegen das Kloſter zu ab).

Fernando (der zurück kommt).

Wallhall!

Eugenius (desgleichen).

Wallhall! – was willſt du noch?

Fernando.

Hör, Eugenius, ich gehe nicht, biß du mir versprichst –

Eugenius.

Nun?

Fernando.

Daß ich gewiß dich wieder sehe!

Eugenius.

Ich verspreche!

Fernando.

Bedenk, wir haben noch Hofnung; – Du Erbprinz – das Volk liebt dich – Mehr nachher davon! Versprich nur —

Eugenius.

Gut, gut, ich verspreche. Was willst du weiter?

Fernando.

Deine Hand!

Eugenius.

Hier! (ab).

Dritter Auftritt.

Laura, Schweſter Agathe.

(Kommen vom Kloſter her in den Garten, der an den Kirchhof ſtößt und von ihm nur durch ein niedres halbeingefallenes Gemäuer getrennt iſt). (Beyde im Schleyer).

Agathe.

Agathe.

Ich begreife nicht. So oft flehteſt du ſchon Brigitten um dieſe Erlaubniß, und heut bietet ſie freywillig — (Nur allmählig muß ich ihr wundes Herz darauf vorbereiten).

Laura.

O wie wohl, wie wohl, iſt mir! — Mußte hinaus ins Freye — ha! Da thut ſich meine Seele auf — fliegt empor! — Meinſt du ich könnt drinnen beten? — O wahrlich in dieſen Zellen wohnt ſie nicht, die Herzensfülle, die innige Andacht! — Hier, hier! erheben ſich meine Arme mechaniſch hinauf, zu ihm, dem Vater! — Vater! Vater! — O wie lalle ich als Kind den Namen ſo gern! — (ſie lehnt ſich an die Kirchhofmauer und ſieht ſtarr hinüber).

Agathe.

Ich hätte dir nicht nachgeben, dich nicht hieher führen ſollen, Laura.

Laura (in der vorigen Stellung).

Nicht? Mißgönnſt du mirs? O ſieh, mir iſt ſo wohl hier. Nun bald zwey ewige Jahre hier — und iſt mir nie ſo gut worden — die (auf die Gräber zeigend) haben ausgelitten — habens erkämpft die Kronen — Ruhen ſo ſanft — ſo ſtille — und ich — ich ringe — (weint) Thränen? Ah! ihr lagt ſchwer auf meinem Herzen!

Agathe.

Agathe.

Süßes theuerſtes Mädchen! Laß mich ſie wegküſſen (umarmt ſie) ruhig — ruhig! — Wer weiß wie nah' das Ziel deines Jammers iſt.

Laura.

O nah'! nah'! —

Agathe.

Soll ich auf den Knien dich flehen?

Laura.

(verbirgt ihr Geſicht).

Agathe.

Du wendeſt dich weg? Liebſt mich nicht mehr?

Laura.

Eugenius! Eugenius!

Agathe.

Vergiß ihn! — (Fernando kommt nicht? Was ſoll dieß?) Sieh, hier werd' ich knien, werd' nicht weichen, bis du mir verſprichſt —

Laura.

Verſprechen? Was ſoll ich? Was kan ich?

Agathe.

Weg mit der finſtern Verzweiflung — Komm' mit Laura —, iſt die dritte Nacht, die du durchweinſt Nur eine Stunde Ruhe!

Laura.

Ruhe? — Meinſt du das ſey Ruhe, wenn ich den Kopf ins Küſſen hülle, indeß der Wurm am Herzen nagt? — O ſchrecklich!

Agathe.

Freylich ſchrecklich! Aber nicht ſo, wies deine ſchwarze Imagination dir mahlt! — Noch iſt ja Hofnung; Vielleicht läßt dein Vater ſich rühren, vielleicht —

Laura.

Vielleicht? Und du hängſt meine Ruhe an die Spitze eines armſeligen Vielleicht? — Hofnung! Ungewißheit! — Schrecklicher als alles Elend. Stürz' den Wanderer lieber hinab in den ſchaudernden Abgrund, wann er an der Spitze zwiſchen Tod und Leben hängt, und er dankt dirs! — Nein Schweſter, ich erwarte nichts mehr. Nichts! — Ach! — Ich hatt' noch Einen Wunſch! — der tief im geheimſten Winkel meiner Seele lauſchte, Du wirſt ihn nicht wieder ſehen, dacht ich; Aber er wird dein Grab ſehen — wird drüber weinen! Ach! Auch den Troſt haben ſie mir geraubt — Sieh, dort werd' ich liegen — Einſam, kein Freund, kein Eugenius, der meine Gebeine beſucht.

Agathe.

Komm mit in den Garten Laura; kommt mit — erzehl dir was.

Laura.

Mährchen?

Agathe.

Intreßirt dich gewiß. Fernando soll in der nächsten Villa seyn; seit gestern — man paßt ihm auf

Laura.

Spaßest! — Mährchen! Schöne Mährlein! Sollen die den Gram scheuchen?

Agathe.

Wenn du wüßtest wie der dich hinzehrt, an deinen besten Säften saugt, gleich einer Natter dein Leben wegfrißt!

Laura (lächelt).

Thuts das? — O willkommen freundschaftlicher Gram! — Aber nur bald, bald — Meinst du gute Schwester? Bald? Wie lang noch? sprich?

Agathe (weint).

Du zerreisest mein Herz, Laura, — so kaltblütig? fühlsts nicht!

Laura.

Vergib! Vergib! O wenn du wüßtest, wies hier würket! Alles Feuer der Hölle! Und beleidigt dich mein Wunsch?

Agathe.

Nichts mehr davon, ich bitte —

Laura.

Warum? hab' ich hier noch etwas, das mich halten könnte? O Agathe, du haſt nicht geliebt; Ohne Ihn — Stille! — Hörſt du dort das ſchwermüthige Lied der Nachtigall? — O die Töne treffen mein Innerſtes, ſtimmen mit mir in eine ſo reine Harmonie zuſammen!

Horche! — Hörſt du ſie im Schatten jener Aeſte,
Jene kleine ſüße Sängerin?
Trage ihr traurend Lied, mitleid'ge Weſte,
Trags zu ihren fernen Gatten hin! —

Dort ſperrt ihn vielleicht im ſchimmerndem Pallaſte,
Eine Dam' im goldnen Käfig ein —
Kennte ſie Euch: Liebe! Trennung! faßte
Euren Schmerz — ſchnell würd' ſie ihn befrey'n.

Traute Leidens Schweſter! ſüße Philomele.
Klage nur! — dann deine Melodien
Gieſſen Troſt in meine wunde Seele:
Ha! Auch mir, auch mir entriß man ihn! —
(Es ſchlägt).

Agathe.

Hörſt du? Gleich Mitternacht! — (Er kommt nicht: hat Brigitte mich getäuſcht?) O bey allen Heiligen, komm mit —

Laura.

Nichts, nichts! — O liebſt du mich, ſo laß mich noch hier — laß mich zum lezten, leztenmal meine

ne Seele an diesem herrlichem Anblick weiden — ha! Siehst du den Himmel — o! wie war das also anders —. Wie blinckten die Sterne sonst so freundlich auf uns herab, wenn ich an seiner Hand durch unsern Citronenwald gieng! (Sie nähert sich Agathen die immer unruhig auf und abgieng). Ich quäle dich, gute — Gott — muß ich denn alles quälen! ich verworffene —

Agathe.

Ich bin unruhig, ich läugn's nicht — dein Vatter — vergißt du —

Laura.

Was denn? —

Agathe.

Daß man ihn erwartet —

Laura.

Meinen Vatter? —

Agathe.

Noch heute — diese Nacht — in wenig Augenblicken.

Laura.

Noch heute, sagst du? —

Agathe.

O Laura! —

Laura.

Und wozu denn, weswegen denn? —

Agathe.

Was iſt dir Schweſter, du ſchwärmſt —

Laura.

Ach! ich beſinne mich — Morgen am Altare — Vergib mir, mein Kopf er iſt ſo ſchwach — in der That, ich hatts vergeſſen — Schwören ſoll ich — ſoll verlobt werden? — Iſts nicht ſo? — Sprich! —

Agathe.

Laura! —

Laura.

Ich ſoll dem Eugenius ſchwören — iſts nicht ſo? und das ſittſame jüngferliche Mädchen — ziert ſich — Iſts nicht ſo? — Nein Agathe, ich will, ich will! — Weg mit der Schamröthe! Ich wills dem ganzen Erdkreis ſagen, wills ausſchreyen, daß ich ihn liebe — will nichts nichts mehr reden als das! — Denn was iſt das andere all? — Biſt nun zufrieden? Sprich doch —

Agathe.

Heilige Mutter Gottes!

Laura.

Noch nicht? — Ich will ja! will ja alles thun — gern thun — Ja ſagen, daß es der ganze Erdkreis hören ſoll.

Biſts nun? — So laß ſie anzünden die hochzeitlichen Fackeln! — Aber ich merks! Haſt keine Blumen — Ja, armes Mädchen, wo wirſt nun

Blu-

Blumen zum Cranz herkriegen? Ist ja Winter; ist ja alles um mich her verblüht — (sie verbirgt ihr Gesicht und wirft sich auf eine Rasenbank).

Agathe.

O Laura, beste Freundin, komm zu dir — komm! —

Laura. (Auffahrend).

Wohin? Wohin? — zum Altar? — o schleppt sie nur hin meine Leiche! — schreyt das Gelübd in meine Ohren, die Natur wird ihre lezten Kräften sammlen — meine starren Lippen werden sich erwärmen und konvulsivisch: Eugenius stammlen —

Agathe.

O Laura, du hast schreckliche Leidenschaften; Kämpfe dagegen; bete, bete —

Laura. (Ruhiger).

Schwester! Nur Heilige können beten, zu welcher Stunde sie wollen, wir nicht! — aber bedenks nur Agathe, zweymal sich zu verloben! Ist das nicht Betrügerey? — Gott! eine entehrte, verführte, geschändete — die Gefährtin dieser reinen unschuldigen Jungfrauen? Sprich, müssen nicht Gottes Opfer rein und unschuldig seyn?

Agathe.

Horch! Ueber Mitternacht! (Was ist Fernando begegnet?) — O komm, komm!

Duett.

Laura.

Wohin? Wohin? —

Agathe.

In unſre Zelle!

Laura.

Nicht von der Stelle.

Agathe.

In unſre Zelle! —

Laura.

Zur Hölle, zur Hölle,
Seh' ich nur ihn!

Agatha.

Sieh, ich beſchwöre,
Ich flehe dich — die Glocke ruft!

Laura.

Ich höre, ich höre —
Die Trauerglocke ruft! —
Ihr Schall tönt ſchaurig durch die Luft
Sie ruft, ſie ruft —
hinab, hinab,
ins Grab —!

Agathe.

Laura! Ich habe dein Herz verlohren.

Laura (fällt ihr in die Arme).

O nein, nein, nein! Himmel und alle Heilige seyd meine Zeugen! — Als meine Mutter mich in diese Mauern einführte, durch eine lange Reyhe weisser ehrwürdigen Matronen und Jungfrauen, erblickt ich dich mitten im Hauffen. Lauter pochte nun mein Herz, als meine Mutter mich dir als Verwandtin vorstellte — Verwandt! Verwandt! hallte sein Echo nach! — Ein Strahl der Liebe glänzte in deinem Auge und begegnete dem meinen. — Und so war es geknüpft das sympathetische Band der Freundschaft, und auf ewig! — Laura kan nicht anders lieben! Sey ruhig Schwester, bin ichs ja auch! — Ich, denke nur, ich! —

Agathe.

So komm denn, gutes Mädchen.

Laura.

Laß mich nur wenige Augenblicke noch hier; sieh ich steig hinüber und will bey dem Grabe unsrer armen Schwester Eulalie mich ausweinen — ist ja gleich vorüber! — Schlag mirs nicht ab. —

Agathe.

Kommst du dann gewiß —

Laura.

G'wiß!

Agathe.

Ich gehe zu Schweſter Brigitten, daß ſie die Thüre offen läßt — (Weh' meiner freundſchaftlichen Nachſicht, wenn man Fernandon entdeckt hat!) (ab).

Vierter Auftritt.

Laura allein.

(Sie ſteigt in den Kirchhof.)

Hier, hier, unter euch will ich wohnen — ihr werdet mirs nicht wehren, meinen Eugenius zu lieben, werdet mitleidiger ſeyn, als dieſe Menſchen! — (ſie kniet bey einem Grabſtein nieder und zieht Eugenius Portrait vor.) Komm hervor guter Eugenius — o dieſes groſe liebevolle Herz, wies aus ſeiner offnen Stirn, aus dieſen blauen Augen glänzt — mit all deinen Fehlern, deinem Ungeſtümm, deiner Ueberſpannung; die mir doch alle ſo lieb ſind, die ich um die ganze Welt doch nicht an dir mißte! — (ſie küßt es) Engel! Heiliger! — Entſezen, du läſterſt Laure! O! wenn ſie das hörten, die Heiligen drinnen! — Die Kalten, ſie wiſſen nicht, daß die Liebe alles heiligt, alles mit Strahlen einfaßt! — Eugenius, Eugenius! O Allmacht! die du ihn ſchufſt — vergieb mir, wenn ich läſtre, vergieb der Wahnſinnigen. Kan ich davor, wenn in der ganzen weiten Welt meine Seele nichts annimmt als dieß —

Fünfter Auftritt.

Laura, Eugenius.

(Der in der Couliſſe einige Minuten erſtaunt ſtehen bleibt, dann in Laurens Arme ſtürzt).

Eugenius.

Laura, Laura!

Laura.

(Sinkt halb ohnmächtig nieder).

Eugenius.

(In ihren Armen).

Laura, Laura! —

Laura (die ſich erholt).

Schatten, theurer, geliebter Schatten! —

Eugenius.

Ich! Ich! O du ſüſes, himmliſches, theuerſtes Mädchen! —

Laura.

Biſt dus? Eugenius biſt dus — Ja er lebt — ſein Herz ſchlägt! o Gott! Gott!

Eugenius. (ſie halten ſich eine Zeitlang umarmt).

O Wonne, Wonne!

Laura.

Eugenius! ha! Wie all' das Jahre-lange Leiden in die Eine Umarmung zuſammen ſchmilzt! Alles Alles!

Euge-

Eugenius (der ſich losreißt).

Laß mich! Ich kanns nicht ertragen: O Laura, es gibt Freuden, die der irrdiſchen Natur zu ſtark ſind — die Wir hier nur ahnden — ohne Verhältniß mit dem ganzen — hinaus aus den Angeln der Natur! —

Laura.

Iſts möglich, Geliebter — ich halte dich in meinen Armen — du biſts, und Wie? Woher? —

Eugenius.

Ueber's Meer, aus Engelland, aus der halben Welt —

Laura.

Und in dieſe Mauern!

Eugenius.

O was ſind die der Liebe? —

Laura.

Entſezen! O wenn man dich fände, aus meinen Armen dich riße — zum Tod — Entſezen! — O fort, fort — (ſie ſtößt ihn von ſich).

Eugenius.

Sey ruhig; die Pförtnerin iſt gewonnen.

Laura.

Ach! laß noch Einmal dich an dieſes Herz drücken — zum lezteumal und denn fort — fort.

Eugenius.

Nichts — Nichts — hier allein. —

Laura.

Laura.

Und was willſt du hier?

Eugenius.

Dich retten, oder ſterben.

Laura.

Retten? — Wirſt du ſie aufhalten, wenn ſie das ſchwache ohnmächtige Mädchen morgen zum Altare ſchleppen und durch Martern ihr den fürchterlichen Eyd abpreſſen, der uns ewig trennt? Wirſt du? —

Eugenius.

Wie? Morgen? Morgen ſchon?

Laura.

Morgen! —

Eugenius.

Fürchterlich! — doch ja! ich werds aufhalten, Laura, bey allen Heiligen, ich werds! du ſollſt auf meiner Leiche zum Altar ſteigen, oder mit mir ſterben.

Laura.

Ach! Grauſamer! —. Warum kamſt du denn? Schon wankt' ich hin zum Grabe — der Fuß war gehoben! — und nun — o! nun — dieſe Augenblicke haben neues Leben auf Jahrhunderte in meine Adern gegoſſen. Fort! wend ihn weg dieſen Blick, wenn ich ſterben ſoll!

Eugenius (nach einigem Nachdenken).

Hör Laura, — ich wars, ich öfnete dir diesen Abgrund.

Laura.

Du? Meynst du ich glaubt' das? — Nein — nein! — ich selbst! und doch Eugenius — ich fluche ihm nicht dem Augenblick, da das liebe trunkene Mädchen, Himmel und Erde um sich her vergessend, dir ihre Unschuld hingab! — Meinst du, ich verachte mich deswegen? o ich fühl mich reiner und heiliger als alle diese Maschinen! — Es ist ein tröstender Gedanke Eugenius, daß ein Gott ist, der unser innerstes prüft, und daß der uns richtet. Er, nur er, weiß es, was mich überwand. Du bist ein Mann Eugenius, und ihr Manner wißts nicht, wessen die Seele eines liebenden Mädchens fähig ist —

Eugenius.

Du warst geliebt, Laura, angebetet von allen, die dich sahen; die Krone deines Geschlechts, der Seegen deiner Familie, — und ich, ich riß dich heraus — schleuderte dich hinab — hinab — in Schande und Elend! o das brennt — Aber ich werd' dich herausreissen Laura, bey Gott ich werds.

Laura.

Ungestümm! — o unmöglich, unmöglich! Es ist beschlossen das Opfer, aber es soll bluten.

Euge-

Eugenius.

Aber nicht allein Laura!

Laura. (ihm freundlich ins Geſicht blickend)

Nein! Geliebter, nicht allein —

Eugenius.

Ich will feſt an dir hangen — den Tod aus deinen Lippen ſaugen — und ſo ſollen unſre Seelen im ewigen Eins hinauf fliegen — dort ſind keine Menſchen. Dort iſt ein Gott der Liebe der wird uns nicht trennen.

Laura.

Ha ich erkenne dich Geliebter! — Aber hier! —

Eugenius.

Augenblicke! — Tropfen gegen das Meer der Ewigkeit.

Laura.

Hier Eugenius, hier werden ſie unſre Gebeine trennen; einſam werden ſie dort verweſen; o ſchrecklich! ſchrecklicher als du dirs denken kanſt — Sieh, Geliebter, es iſt Kinderey; Aber Jahre lang ſchon ſpielt mein Herz mit dem ſüſſen Gedanken: du wirſt neben ihm zur Erndte reiffen —; Wenn du einſt erwachſt, dacht ich, mit reiner Stirn, darfſt die Felſen nicht flehen, daß ſie dich bedecken vor dem Zorn des Rächers — und Eugenius iſt an deiner Seite, kanſt ihm gleich ins verklärte Aug blicken, in ſeine Arme ſinken,

und hin mit ihm vor den Thron! — o Geliebter, wenns tobte hier, über unſre Trennung, über meine Schande — o dann kam der Gedanke, gleich einem guten Engel und lallte, dieß kindiſche empörte Herz zur Ruhe!

Eugenius.

Engel! —

Laura.

Sieh, es iſt Kinderey, Eugenius, — aber mir ſo werth! — o du weißts ja, was einem ſo ein Gedanke ſeyn kan.

Eugenius.

Ob ichs weiß? — Und uns zu trennen! Uns — Sind das Menſchen? — Und Gott? — Was verlangen wir denn? —

Laura.

O Eugenius, ſo wenig und doch ſo viel.

Duett.

Eugenius.

Vatter! wir ermüden,
Dich mit Bitten nicht um Ueberfluß,

Laura.

Nein mit wenigem zufrieden

Eugenius.

Bitten wir von dir hienieden,

Laura.

Laura.

Nur Ein Hütchen und Ein Grab!

Beyde:

Nein mit wenigem ꝛc.

Sechster Auftritt.

Schweſter Agathe, vorige.

Agathe (bey Eugenius Anblick zurückbebend).

Heilige Mutter Gottes!

Laura (ihr entgegen).

Erſchrick nicht — Sieh, er iſts — Er! Er! Eugenius! — Schwillt dir das Herz nicht auf bey dem Anblick, o ſo biſt du meine Freundin nicht.

Agathe.

Um Gottes willen, Wie?

Laura.

Dorther! (auf die Mauer zeigend) Wunderts dich? —

Agathe.

Wenn man ihn fände! hier — Bedenks, in dieſen heiligen Mauern. —

Eugenius.

Ruhig, Schweſter, man wirds nicht; die Pförtnerin —.

Agathe.

O ihr werdet ſie und mich ins Verderben ziehen.

Laura.

O nein! nein!

Agathe.

Weißt du, daß dein Vatter –

Laura.

Er! Er! –

Agathe.

Diesen Augenblick steigt er ab.

Laura.

O Gott! Gott! ich bitte dich, Agathe, sag, es sey nicht so, betrüge mich nur –

Agathe. (mitleidig).

Schwester –

Laura.

Wunderbar! wie mich das betäubt, erschüttert – und doch wußt' ichs längst.

Agathe.

Wenn er dich noch sehen will –

Laura.

Ich schlafe.

Agathe.

Man wird zum Gebet läuten, man wird dich vermissen, dich aufsuchen –

Eugenius.

Nur wenige Augenblicke noch –

Agathe. (nach einigem Beſinnen).

Ich wags — will auſſen bey Prigitten wachen — aber um Gotteswillen, Prinz, Vorſichtig!

(ab).

Siebender Auftritt.

Laura, Eugenius.

Laura.

Prinz! ſagte ſie? — Wie mir das auf's Herz fiel — o ich Elende! da liegts eben, daß die leichtgläubige, liebeſiechende Ferrari ſich ihn nie anders dachte als: Eugenius! Nun iſts zu ſpät — zu ſpät!

Eugenius.

Iſt mein einziger Titel, daß ich dein Eugenius bin — mein einziger Rang, mein einziger Adel!

Laura.

Haſts gehört? — hat er dich nicht auch getroffen, der Strahl? Nicht? — (ſchreyend) Mein Vatter iſt hier! mein Vatter!

Eugenius.

Ich bin entſchloſſen!

Laura.

Mein Vatter? — Nein, Ferrari —

Eugenius.

Und?

Laura.

Er ist hier! – Mich zu morden? – o das wäre zu – zu gütig; Nein mich an Ketten zu legen, daß ein Geyer Jahre lang an meinem Leben nage.

Eugenius.

Ich bin entschlossen!

Laura.

Aber er soll nicht lange nagen – nicht lange!

Eugenius.

Ich bin entschlossen!

Laura (an seinem Hals).

Eugenius!

Eugenius.

Siehst du den Himmel, Laura? dort wohnt Einer, der mehr ist als Ferrari und der Fürst! – O Laura, was ist das Gepränge? – Gibt nicht in der ganzen Natur unser Herz allen allen Dingen allein ihren Werth? nicht das äusserliche – Laß uns Hand in Hand hier niederknien! (Sie knien). Bet nun nach!

Laura.

Was willst du?

Eugenius.

Nach! Nach!

Laura.

Nichts raschers, Eugenius wo die träge Ueberlegung wieder hinten drein hinkt, ich bitt dich!

Euge-

Eugenius.

Rach, Rach! – „Allmächtiges Wesen, Schörfer „unsrer Liebe! hier vor deinem Thron knien wir, „schwören uns ewige ewige Treu! – „

Laura.

Sonst nichts? – sieh wie ich folge – (sie sprichts nach)

Eugenius.

Sey Zeuge unsers Bundes und Rächer!

Laura.

Zeuge und Rächer! –

Eugenius.

Und so mögen alle Engel und Heilige Amen dazu sprechen! –

Laura.

Amen! Amen! –

Duetto.

Eugenius.

Vatter aller Himmel höre,
Hörts ihr Heiligen, ich schwöre
Ew'ge Treu!

Laura.

Vatter aller Himmel u. s. w.

Beyde.

Hörts, wir schwören!

Eugenius.

Schüze Sie!

Laura.

Schüze ihn!

Eugenius.

Sollteſt du der Armen Flehn nicht hören,
Die im Staube vor dir knien?

Laura.

O Erbarmer wir umfaſſen
Dich; — verbirg es nicht,
Dein Angeſicht;
Wenn von aller Welt verlaſſen
Wir in deine Vatterarme fliehn!

Eugenius.

Vatter aller Himmel ꝛc.
biß — ihn.

Und nun komm' in meine Arme, theures geliebtes Weib! — Weib! Lang warſt's ſchon in meinem Herzen! lang ſchuldete ich dies öffentlich!

Laura.

Ach! Eugenius, was ſoll dieſe Verbindung! ohne Zeugen, ohne Prieſter!

Eugenius.

Gott und ſeine Heilige waren Zeugen. Zwar hat dir kein Prieſter dieſen Nahmen gegeben — aber mehr als das, Gott, Liebe, Natur, Alles!

Laura.

Laura.

Eugenius! Eugenius!

Eugenius.

Nicht ſo, kleinmüthiges Mädchen, nenne mich Mann! oder meinſt du das ſey nichts - ? Kinderſpiel? Mummerey? — Bey Gott, glaub-mirs, es war eine feyerliche Handlung; wenns irgend eine iſt. Laß dich nicht vom Strohm gemeiner Vorurtheile mit hinreiſſen, du Edle! Bedenke, dem Menſchen iſt ja nur heilig, was er will, was er ſich dazu macht — den Böſewicht bindet keine Trauungsformul.

Laura.

Aber mein Vatter — die Welt —

Eugenius.

Laß ſie! was haben wir mit ihr! Gott hat unſre Schwühre gehört, hat ſie ins Buch des Schickſals eingetragen — Er ſoll und muß uns verwaiſten nun alles ſeyn. Höre! — Morgen! (er ſieht auf die Uhr) Wie? Mitternacht vorbey! Gott! heute alſo ſchon ſollſt du eingekleidet werden?

Laura.

(Giebt in ſtummer Verzweiflung ein bejahendes Zeichen).

Eugenius.

Gegen Mittag wohl? — Ich verlaſſe dich — fliege nach Porici — zu den Füßen meines Oheims zum leztenmal! — Nun iſts Ein Jahr, daß er mich

nicht ſah — Vielleicht die Freude des Wiederſehens — meine Verzweiflung was weiß ichs - Zwar iſt er Fürſt, aber doch auch Menſch - O nur Menſchlichkeit — und er wird, er muß mich hören!

Laura.

Umſonſt! Umſonſt! Er iſt ein harter unbiegſamer Mann!

Eugenius.

Er zittre! — Wenn du einen unglücklichen an dem Rand des Abgrunds verfolgſt, ſo — doch er iſt Fürſt! hör', Laura, — wenn er mich nicht hört — Laß mich dir ins Auge ſehen! — Recht ſo, du haſt Muth! haſt du?

Laura.

Was ſoll ich?

Eugenius.

Sieh Laura! Wenn er mich nicht hört, wenn ich mit dem Glockenſchlag zwölf! nicht zurückkomme, Nicht! — Was willſt du dann?

Laura.

Sterben!

Eugenius.

Willſt du Meineid auf Meineid häufen? Mir entſagen?

Laura.

Sterben! ſterben!

Euge-

Eugenius.

Recht so — hier Laura — hier hab ich etwas (zieht einen Dolch aus dem Busen).

Laura (Reißt ihn ihm aus der Hand).

Gibs! — o willkommen! willkommen!

Eugenius.

Verbirgs wohl

Laura.

O nur in meiner Leiche sollen sie ihn finden!

Eugenius.

Um Gotteswillen, nicht zu bald! —

Laura.

Laß mich, laß mich — aber ich werd hinauf kommen, Eugenius — werd dich nicht finden — Gott im Himmel!

Eugenius.

Das sollst du nicht! Armes Weib, meinst du, ich werd noch Eins schlagen hören? Um zwölf sagt ich? o ich bürg dir, ich werd die Glocke nicht überhören. Unsre Seelen sollen keine Sekunde aufeinander warten! — hörst du?

Achter Auftritt.

Fernando, vorige.

Eugenius.

Ha, Fernando!

Laura.

Auch Er? –

Eugenius

Komm – Hier Signora Portici –

Fernando (verwundernd).

Portici? – (zu Laura) Signora! –

(Man läutet).

Laura (erſchrocken).

Gott! Gott! hörſt du die fürchterliche Glocke?

Eugenius.

Mir ſchallt ſie, wie dem Miſſethäter zur Richtſtatt.

Neunter Auftritt.

Schweſter Agathe, vorige.

Agathe.

Laura du höreſts –

Eugenius.

O gleich, gleich (Agathe ab) (er nimmt Laura in ſeine Arme) Nun, nun – Laß dich noch einmal an meinen Buſen drücken, theures – theures Weib! Noch einmal! ha! vielleicht zum leztenmal – Hör, Laura, ich hab' das Kind unſrer Liebe geſehen –

Laura.

Haſts geſehn?

Euge-

Eugenius.

Hier in der Schenke: wußts' nicht — ; was soll er hier wann wir nicht mehr sind? Fernando wird —

Agathe (kommt wieder).

Laura! Bey allen Heiligen! man wird in unsre Zelle kommen, uns nicht antreffen! —

Laura.

Du siehsts! Ach! läßt er mich denn? —

Eugenius.

Ha! Grausame! Komm, trenn Uns, wenn dus vermagst!

Agathe.

Gnädiger Herr! Ich beschwöre sie.

Eugenius.

Sie kommt! Sie kommt — gute Schwester, (Agathe ab) so leb, denn wohl, Abgott meiner Seele! Mein andres Selbst! Mein Selbst! Leb wohl! Leb wohl! (er reißt sich los, bleibt beym Ausgang stehen) — Laura! (er sinkt halb ohnmächtig nieder). Laura! (Er fliegt wieder in ihre Arme).

Nein, ich kan nicht — kan nicht — Laßt mich hier, hier! — Himmel und Erde sollen mich nicht von dir reißen! Ich will fest mich an dich hängen — dich umschlingen — Fernando! — Fernando!

Fernando (der ihn wegreißt).

Prinz! —

Eugenius.

Soll ich? muß ich? — Nun zum leztenmal hier oder dort! Vergiß nicht Laura! hier oder dort! —

Laura.

O mein Geliebter, laß nicht lange mich harren! —

Eugenius.

Sorg' nicht gutes Weib, der lezte Glockenschlag soll uns nicht mehr aushallen. (Agathe innen) Laura! Laura!

Fernando.

Um Gotteswillen Eugenius! —

Eugenius.

(Reißt sich wüthend aus Laurens Armen los, stürzt sich in Fernandes Arme und verhüllt sein Gesicht, indeß Agathe Lauren halb ohnmächtig fortschleppt).

Laura,

Eugenius! Eugenius!

(ab).

Zehnter Auftritt.

Eugenius. Fernando.

Fernando.

Was ist das? Was bedeutet das? Signora Portia? — um zwölf Uhr? —

Eugenius (der plötzlich auffährt).

Wo iſt ſie? – ha! Fernando wo iſt ſie? Wo? Wo? – Böſewicht! (packt ihn an).

Fernando.

Du raſeſt Prinz –

Eugenius.

Wohin? Wohin? Ich muß hin! –

Fernando.

Ins Kloſter? –

Eugenius. (Nach einer Pauſe ruhig weinend).

Alſo iſt ſie fort? Auf ewig fort? War das eine Erſcheinung? – wars? (beſinnt ſich) Nein! laß uns fort – was weilen wir hier unter modernden Gebeinen? Fort – fort! – Morgen – was ſag ich? heute, heute ſchon wollen ſie ihr den Schwuhr entreiſſen! –

Fernando.

Aber Prinz, welche Geheimniſſe –

Eugenius.

Du ſollſt alles wiſſen – Sind die Pferde drauſſen?

Fernando.

Und Bartolo

Eugenius.

Wie weit iſt nach Portici?

Fernan-

Fernando (Erſtaunt)

Nach Portici? ſechs Meilen!

Eugenius.

Haſt du die Laterne?

Fernando.

Dort! –

Eugenius.

Nun ſo komm! fort! fort! –

Fernando.

Nicht, Prinz, bis du mir entdeckſt. Was willſt du? –

Eugenius.

Mich zu meines Onkels Füſſen werfen – und hört er mich nicht – ſo zittr' er! – Er iſt Fürſt – und wenn er vergeſſen kann daß ich der Sohn ſeines Bruders bin, – ich bin auch Fürſt!

Fernando.

Nur vorſichtig, Prinz: Ich hab vor meiner Abreiſe alles vorbereitet: das Volk betet ſeinen künftigen Fürſten an – die Leibwache iſt müde eines alten kränklichen Herrn – Nur vorſichtig, lieber Eugenius.

Eugenius.

O gewiß, gewiß! – Kann ich das äuſſerſte erſpahren – Komm nur –

Fernando.

Ich geh' zuerſt zum Miniſter Rinaldo – Er vermag alles beym Fürſten.

Eugenius.

Freund! (umarmt ihn) doch komm, komm! – Tod lauſcht in jedem Augenblicke! –

(ab).

Zweyter Akt.

(Laurens Zelle).

(Der Tag fängt an zu grauen; eine düſtre Lampe brennt,)
(Laura allein auf einem Ruhebette).

(ſchlafend) – Feſt, feſt! – Eugenius! – Erbarmen! – heilige Madonna! – Erbarmen! – Mich! – Mich! – ſchont – (laut aufſchreyend) Eugenius! – (Sie ſtreckt die Arme aus und erwacht) – Wie iſt mir? ha! war das ein Traum? Schrecklich! Und was iſt dann Wirklichkeit? –

Zweyter Auftritt.

Laura, Schweſter Agathe.

(die auf den Zehen hereinſchleicht).

Laura.

Näher, näher! –

Agathe.

Wieder'wach? – hatte ſo ſehr gebetten; nur um Eine Stunde Ruhe — und mir das zu verſagen, mir das?

Laura.

Schweſter, was forderſt du? – Biſt du ein Gott? – Kanſt du dieſem ſtürmiſchen Herzen Ruhe gebieten? Kan ichs? ha! wo iſt der Weiſe, der das kan? – Nein, Agathe, du warſt mir willkommen. Ich träumte: Schreckliche Ungeheuer fielen meinen Eugenius an, und mich — die Liebloſen! mich der ſich ihrem offenem Rachen entgegenſtürzte – mich ſchonten ſie! –

Agathe.

Unruhe des Bluts – Folge deiner Nachtwachen –

Laura.

Siehſt du, Schweſter, den Unglücklichen verläßt alles; Auch im Traum kan er nicht glücklich ſeyn – doch was klag ich! – Ah! So ſelten wiſſen wir was wir bitten. – Hätt' ich im Traum ihn glücklich in dieſen Armen gehalten – wäre nun erwacht – hätte vergebens meine Arme nach ihm ausgeſtreckt – o dann wäre das Gefühl meines Jammers mit zehentauſendfacher Schwehre auf mich herab geſunken! – Ah Schweſter, in der ganzen Natur iſt nichts ſchrecklichers, als ein ſolches Erwachen!

Agathe.

Habs auch gefühlt! –

Laura.

Haſt du?

Agathe.

O Laura, mein Herz hat auch geliebt, hat auch gelitten! Nun ſinds zehn Jahre, daß man mich von meines Antonios Leiche wegriß –

Laura.

Und du lebſt noch?

Agathe.

Laura! Werd' ihn wieder ſehen!

Laura.

O Wonne, daß doch noch Eine Seele iſt, die mich verſteht! – Ach, Schweſter du allein weißt es, welcher Seeligkeiten dieſes Herz fähig iſt, und welcher Leiden. O und nun – nun – weine – ſieh ich fordre nichts als Thränen, aber blutige Thränen! –

Agathe.

Arme Freundin! Wenn Thränen dir helfen könnten! Sie fließen ſchon! – O es iſt der peinlichſte Zuſtand den Jammer ſeiner Lieben zu ſehen, und nicht helfen zu können – Kan ichs nicht, Laura, ſo iſt eine hier (auf eine Madonna zeigend).

Laura (lebhaft).

Kan Sie? Kan Sie meinen Eugenius ſchaffen? – O vergieb – (knieend) vergieb mir Wahnſinnigen! –

Gewiß, Schweſter, die Liebe iſt eine fürchterliche Leidenſchaft. Ich brachte ſie aus der Welt in dieſe heilige Zelle, ich bringe ſie an den Altar! Siehſt du? (deckt ein verſchleyertes Bild auf) dort hieng das Bild unſers Stifters — Nun ſeins!

Agathe.

Entſezlich!

Laura.

Du ſtaunſt? — doch ich raſe! du heilige Schweſter Agathe verrath mich nicht! — Oft wenn rund um mich der Uhu im nahen Gemäuer wacht — deck ichs auf — knie halbe Nachte davor — ſauge Tod und Leben zugleich aus dieſem Anſchaun! —

Recitativ.

Ha der Neidiſche, alles verſchlinget,
Alles erfüllt er, und dringet
Gott und Heiligen vor!
Blick' ich ärmſte empor,
Wenn am Altare wir knien,
Seh' ich nur Ihn! —
Lauſch' ich morgends im Chor, —
Schallt aus dem Jubel der Hymnen und Lieder
Ein harmoniſcher Ton in meiner Seele wieder:
Eugenius! Eugenius!

Agathe.

Entheiligung!

Laura.

Nicht so? — Meinst du Er sey kein Heiliger? — O er ists mehr, als alle Eure Ei —. Ja Schwester seit dem seeligen feyerlichen Augenblick, da ich zuerst ihn sah, hat die ganze Natur eine andere Gestalt für mich — All die Weiblichkeiten hat er verschlungen — Bin täglich besser und weisser geworden. Tugend war sein Brautgeschenke! —

Agathe.

Und Elend.

Laura.

Elend? — (sich besinnend). Ja willkommnes Elend! — Elend nenn ichs, was von Ihm kommt? Lästerung! — (Sie sinkt nieder aufs Ruhebette, und verhüllt ihr Gesicht).

Agathe.

Auch ich muß deinen Kummer mehren, Laura.

Laura. (sie freundlich bey der Hand fassend)

Du? —

Agathe.

Dein Vatter! du weißt, er kam diese Nacht, Er will dich sprechen! —

Laura.

Laß ihn kommen! — Ich bin bereit. Noch Ein Kampf und dann ist überwunden. Ich fühl es, Schwester, Tod schleicht in meine Adern. Heim-

lich, aber deſto gefährlicher. Ich fürcht ihn nicht. Nur dann war er mir fürchterlich, wenn er von Eugenius mich trennte — Und das wird er nicht! — O er iſt mitleidiger als Ihr. — Das wird er nicht; Ich ſag' dirs!

Agathe.

Hang dieſen ſchwermüthigen Träumen nicht nach; Bedenk! wenige Stunden! und wenn er den Fürſten erweicht, ſo wird er auf ewig in deine Arme fliegen.

Laura.

Auf ewig in meine Arme? Recht ſo, das wird er! — Aber hier? — O nein! — Dort! dort! — Deſto beſſer! Was ſollen wir länger hier — Wir ſind beyde reif — Was ſollen Wir in dieſer Welt, denen unſre Gefühle fremd ſind. — Sieh Schweſter, zwar iſts eine kurze Comödie dieſes Leben, aber doch langweilig. — Ein Schattenſpiel, wo die Furcht des künftigen Augenblicks dir den Genuß des freudigen gegenwärtigen Moments ſchon verbittert. — Dort wo Gott wohnt, der Ausfluß aller Liebe, dort, wollen wir in reiner heiliger Zärtlichkeit vor ihm unter Engeln und Heiligen wandeln, und von Seele zu Seele reden.

Agathe.

Freylich unſer Ziel; Aber ruhig ſollen wirs erwarten.

Laura.

Nein, nicht ruhig — O meine Seele will fort — fort — hinauf! — Sie ahndet eine beſſere Welt. — Was ſoll ſie hier, die Entehrte, die Verlaßne? — Sieh Schweſter, ich ſchaue rings um mich her — und ſehe nichts als Schande, Elend, Jammer! — Nein ich will fort, fort! Weißt du jenes Plätzchen auſſen am Winkel des Kirchhofs, wo Agazien vertraulich über Winter Roſenhecken ſchauen? — Ein heimliches einſames Plätzchen! dort laßt mein Grab aufwerfen — dort, aber ja bald.

Agathe.

An einem ungeweyhten Ort? —

Laura.

Die verworfene darf nicht bey den reinen Heiligen liegen. Wie würde einſt an jenem groſen Tag das entehrte arme Mädchen erröthen, wenn es mitten unter ihnen daſtünde; Niedergedrückt von dem Gewicht ihrer Gröſſe. Nein, einſam und allein ſoll ſie liegen.

Agathe.

Es iſt Verbrechen, Laura, an der Allmacht zu zweifeln, die dein Unglück ſieht, und retten kan.

Laura.

Kan! aber wird? — Stille, Schweſter; Keinen Strahl der Hofnung. Dem Unglücklichen iſt er Gift. Nein Eugenius, dich ſeh' ich hier nicht wie-

der. — Meinst du, ich könnts begreiffen? Noch vor wenigen Stunden hier und jezt nicht mehr! Nicht mehr? O unbeschreiblich — Noch hallt der Silberton seiner Stimme in meinen Ohren wieder, und von all dem — ist nichts übrig, als — Errinnerung — Errinnerung?

(Man klingelt).

Agathe.

Hörst du? Man wird dich ins Sprachzimmer rufen. Nun, Muth, arme Freundin! trockne deine Thränen. Du kennst deinen Vatter, schone ihn! Warst ja sonst die beste, sanftmüthigste Tochter.

Laura.

Ja Schwester, ich will — o der neidische Eugenius! Er hat mich zum Tieger gemacht. Alle Pflichten hat er verschlungen! Ganz, ganz wollt er dieses Herz! Er hat es, und ich fürcht' er wirds in die Ewigkeit mit hinüber nehmen. — Noch eine Bitte, Schwester, eh' ich gehe.

Agathe.

Bitte nicht —

Laura.

Du weißt (sie verhüllt ihr Gesicht). Ich bin Mutter — O ich dachte einst nicht bey diesem Namen zu erröthen — Wo ist mein Kind? —

Agathe.

Willst du? —

Laura.

Laß her bringen. O ich, ich höre das Geſchrey der Natur! — Vielleicht – vielleicht — Wenn es mein Vatter hören ſollte! — Was weiß ich —

Agathe.

Recht, Laura; Erlaubt' er dir doch es hier in die Koſt zu geben; — Er iſt ſelbſt Vatter —

(Man klingelt wieder).

Komme! Komme! (ab).

Dritter Auftritt.

(Sprachzimmer).

Signor Ferrari. Die Pförtnerin.

Pförtnerin.

Hier, Signore!

Ferrari.

Wird meine Tochter kommen?

Pförtnerin.

Man ruft ſie.

(ab).

Vierter Auftritt.

Signor Ferrari allein.

Sie wird kommen! Mit all dem unwiderſtehlichen Reiz, der vor meinen Augen aufblühte, der

einſt meine Wonne war! o Gott! — (Pauſe) Muth, Ferrari — Vatter! — Natur! Stille, deine fürchterliche Stimme wühlt in meinem Innerſten. Diener? Nein Sklaven ſind wir, die Kette macht ihn nicht!

Fünfter Auftritt.

Laura. Der Vorige.

Laura.

(Die Muthlos am Eingange ſtehen bleibt und ihre Arme ausſtreckt).

Mein Vatter! —

Ferrari. (Mit gleicher Bewegung).

Meine Tochter! (kalt) Komm' näher Laura! — du zitterſt? — bey meinem Anblick? — (er wendet ſich weg) — Gott! —

Laura.

O mein Vatter! darf ichs wagen ſie ſo zu nennen.

Ferrari.

Ob dus wagen darfſt? Gott! Was iſt der Lohn der Eltern, wenns nicht dieſer Name iſt! — Es gehet mir durch die Seele! — Ob dus wagen darfſt? die Frage vermuthete ich nicht, als du am Buſen deiner Mutter, die heimlich und mühſam angelernte erſten Silben mir entgegen lalleteſt — und deine kleine Arme um meinen Hals klemmteſt!

Du

Du weinst? – Sinds Thränen der Buße, der Reue? Sinds, Mädchen? – O so komm' in meine Arme, gutes Kind; Empfange meinen besten Seegen – Deine Thränen haben deine Schande ausgelöscht – die meinigen sollen Ruhe und Seegen auf dich herabtrauffein! – Du entfernst dich? – du schweigst?

Laura.

O Erbarmung, mein Vatter, Erbarmung!

Ferrari.

Ha! ich verstehe dich! Nicht näher! – fort! – du willst alse nicht gehorchen? Willst nicht? – Nun so schall' der Donner in deine Seele: du mußt! – Es ist der Befehl des Fürsten. Schonung genug für dich, nicht für mich, daß ich ihn überbringen muß. (bitter) Nun sprich Laura, ob du willst?

Laura.

Den Tod, mein Vatter!

Ferrari.

Hättest du diß gebetten, als ich auf deiner Flucht dich dem elenden Verführer entriß, in den ersten Aufwallungen meines gerechten Zorns, und ich hätte dirs vielleicht gewährt! – Sez dich Laura! – Jammer hat mich vor der Zeit alt gemacht. (Er seit sich, Laura stüzt sich auf einen Stuhl ihm gegenüber) Wirf einen Blick zurück; wer wars der seine Familie mit Schande überhäufte? die edelste des Italienischen Adels? – O mein

Blut ſtarrt bey dem Gedanken! – das edelſte, blühendſte Madaven Ihres Geſchlechts! – das iſt, ſie! – riefen ihre Geſpielinnen, wenn ſie unter ihnen erſchien, gleich dem keuſchen Monde, wenn er feuriz hinter den Gebürgen hervorſteigt – das iſt ſie, die edle Laura Ferrari – die Tochter – ha! und nun entehrt, geſchändet, verflucht ihr Name ausgetilgt aus der Reyhe ihrer Vorfahren –

Laura.

O mein Vater, ſchonen ſie, ſchonen ſie, ha! ich habs gebüßt, keine Märterin hat mehr gelitten.

Ferrari.

Man hütet ſich deinen Namen zu nennen, und verbirgt das erröthende Geſicht, wenn er einem dritten entfährt! – O alles Mark in den Gebeinen frißts mir auf – (Pauſe) Was iſt dir übrig, als deine Schande auf ewig in dieſen Mauern zu verbergen? Buße und Reue im Staub und in der Aſche? – Wehe dir Laura, du haſt Gram und Verzweiflung über deine Familie gebracht, haſt die getödet, die dir das Leben gab – Weh dir! –

Laura.

O Wehe, wehe, wehe mir!

Ferrari.

Verworfene! Sprich was iſt dir übrig? – Wenn dein Verführer noch Schaam auf deinen Wangen ließ, ſo verbirg ſie auf ewig. Sollen wir unſre Schande unſern Feinden zur Schau ausſtellen? Tod und Hölle! – Biſt du entſchloſſen Laura?

Ich

Ich heel' dirs nicht — der Prinz kömmt wider Willen seines Vatters zurück. Man fürchtet alles von seinem Ungestümm; Man vermuthet daß er deinen Aufenthalt weiß — du muße noch heute den Schleyer nehmen! Willst du zurück in eine Welt wo dich niemand kennet, niemand liebt? O diese Welt ist unerbittlich gegen das öffentliche Laster. Du bist allein auf dieser Erde, hast keinen Freund, keine Familie. —

Laura (die sich aufs neue zu seinen Füßen stürzt).

Gott! auch keinen Vatter? —

Ferrari (gerührt).

Ja meine Laura, mein theuerstes, liebstes, bestes Kind! — Den hast du. O umsonst! hauffe zehnfachen Gram auf mich, und ich werde dich seegnen — Ah! Laura, dieses Blut, ist das meinige; Mein Herz spricht zu laut für dich — Komm an meinen Busen, fühl es, meine theure Tochter —

Laura (die ihre Arme um seinen Hals schlingt).

O mein Vatter! mein theurer Vatter! Warum muß te ich sie beleidigen?

Ferrari.

Du hast mich beleidigt, aber ich vergieb dirs — Soll auch Gott dir vergeben; so folge! Es ist umsonst! Wir müssen uns trennen! Laß keine falsche Hoffnung dich täuschen. Eugenius ist auf ewig für dich verlohren. Sein Onkel, mein Fürst, hat mir diese Verbindung bey Lebensstrafe verbot-

ten.

ten. Ich darf nicht vor ihm erscheinen, bis du deine Gelübde abgelegt hast! Mein Leben haftet dafür. Willst du auch deinen alten Vatter tödten?

Laura.

O nein, nein! –

Ferrari.

Du siehst es; Es muß seyn. Laß michs also deinem Gehorsame verdanken und auf ewig sey Deine Schuld aus meinem Andenken vertilgt. – Siehst du diese Haare, Laura; Gram über dich hat sie vor der Zeit gebleicht. Ich hab' nur wenig Wintertage noch zuruck – Willst du auch diese verkürzen? – Willst mit Kummer mich in die Grube bringen?

Laura (in der äussersten Erschütterung).

O nein, nein! Ich will! will!

Ferrari.

So, meine Theure Tochter, wärst ja sonst mein folgsamstes, liebstes Kind, eh' dieser Schändliche dich mir entriß. Gott mögs ihm vergeben. Er hat mich tödlich verwundet. Sieh, ich fluche dir nicht Laura, nein ich seegne dich – Ja aller Seegen des Himmels komme über meine beste Tochter – Nicht wahr liebes Mädchen du folgst mir? Bist nicht undankbar?

Laura (auſſer ſich).

O mein Vatter, ich will alles, alles!

Ferrari (freudig).

Ich danke dir Laura; Nimm ihn hin den Kuß des Friedens und der Vergebung. (Er küßt ſie) Ewiger Friede ſey mit dir! Ins Meer verſenkt ſey dein Verbrechen — — — Glückliche! der Glanz der Heiligen, die Krone der Martyrer wartet auf dich! Stirbſt du, ſo werden deine Geſpielinnen dich beneiden, und wenn kein jungfräulicher Cranz deinen Sarg ziert; ſo werden doch Thranen das Grab der reuigen Sünderin nezen!

Laura.

O Gott! Gott! —

Ferrari.

Muth armes Kind! du weißt noch nicht, wie wenig du mit dieſer Welt verläßt; (Er ſieht auf die uhr) Noch einige Stunden — Leb' wohl meine Tochter — Komm, noch dieſen Kuß — dort ſehen wir uns wieder!

Laura.

Mein Vatter! (Sie ſinkt ohnmächtig nieder).

Ferrari.

Was fehlt dir? — Hülfe! —

Fünfter Auftritt.

Schweſter Agathe. Vorige.

Ferrari.

Sorgen ſie für ſie — Ehrwürdige Schweſter — Einige Stunden Ruhe —

Agathe.

Meine arme Freundin (mit Lauren ab.)

Sechſter Auftritt.

Ferrari allein.

Es iſt überſtanden! — O Eugenius, dort ſprechen auch wir uns, wo's keine Fürſten giebt! — Ich unglücklichſter aller Väter! —

Siebenter Auftritt.

Aebtißin (innen am Gitter) Vorigen.

Aebtißin.

Signore! —

Ferrari.

Ich habe hier den Befehl des Fürſten! Sind die Anſtalten zur Einkleidung meiner Tochter gemacht?

Aebtißin.

Alles!

Ferrari.

Mittags reiſe ich ab; Der Fürſt will, daß es noch heute geſchehe, er fürchtet alles von ſeinem ungeſtümen Neffen. Das Volk, der Soldat, alles betet ihn an. —

Aebtißin.

Ich ſelbſt wünſch' es, Signore. Sie kennen den Prinzen. Man hat geſtern verdächtige Masken um das Kloſter ſchleichen ſehen. —

Ferrari.

Seyn ſie ruhig. Der Prinz iſt noch nicht zuruck; Und wär er auch hier; ſo weiß er Laurens Aufenthalt nicht. Und wüßt' er ihn — ſo würd er es nicht wagen in dieſe heilige Mauern —

Aebtißin.

Dem Liebhaber und dem Prinzen iſt nichts zu heilig.

Ferrari.

Stille, diß nur zu denken, wäre Verbrechen! Ueberdiß hat der Fürſt ſolche Anſtalten getroffen — Ah! wärs nur das, was ich zu fürchten hätte — Aber — meine arme Tochter — (Er weint) Verzeyhen Sie mir, Ehrwürdige Mutter — Sie hatten keine? —

Aebtißin.

Ich wünſcht' es; allein um ſie, dem Dienſt unſerer heiligen Kirche zu widmen. Wo könnt ich ſie in dieſer Welt, wo nur der Böſewicht glücklich iſt,

beſſer

beſſer verſorgen, als in dieſer Freyſtatt der Religion und Tugend?

Ferrari.

Ah! Signora, ſo denken Wir, die auch jener Freuden überdrüſſig ſind. Todt gegen die Leidenſchaften, iſts leicht —

Aebtißin.

Dieſe zu tödten, iſt die würdigſte Beſchäftigung des Menſchen in dieſen Pilgerſtunden. Glauben Sie mir, die Schweſter Laura nähert ſich allmählig der innerlichen Zerknirſchung des Herzens, die unſer heiliger Stifter zu ſeinem Dienſt fordert.

Ferrari.

Ich empfehle ſie Ihnen und meiner Nichte Agathe, — Ach! ſie war ein gutes Mädchen – ſtille und fromm; Es iſt hart, ſie ſo aufzuopfern — Nein ſolch ein Opfer kan Gott nicht willkommen ſeyn.

Aebtißin.

Und warum nicht? — Bald werden ihre Thränen trocknen. Wenn ſie erſt die Seeligkeiten der himmliſchen Liebe ſchmeckt und unter Heiligen wandelt, wird ſie dieſen Schleyer ſegnen — Wird ihren Vatter ſeegnen –

Ferrari.

Ich fürchte —

(Man läutet).

Aebtißin.

Verzeihen Sie, man läutet ins Chor! – in einer halben Stunde seh' ich sie in der Kirche (ab).

(Ferrari verbeugt sich).

Achter Auftritt.

Ferrari allein.

Mich segnen? Fluchen wird sie mir! (Pause) — Die Kalten! Leidenschaften tödten! das einzige was die Menschheit noch erträglich macht. Ferrari! – deine Tochter! dein Kind! – Doch ihre Unschuld ist dahin und ein Bößwicht hat mir schon ihr edelstes geraubt. Tod und Teufel! Und dieser Bößwicht ist mein Fürst!

(In stummer Verzweiflung ab).

Dritter Akt.

(Laurens Zelle).

Erster Auftritt.

Laura. (Schwester Agathe sie ankleidend.)

Laura.

Was sollt ich anders thun? o ich mußte, mußte ja sagen; Unwiderstehlich riß michs hin – O wenn du ihn hättest sehen sollen! Er drohte nicht, er fluchte mir nicht – desto schrecklicher! (indem sie

zerſtreute Blumen nimmt, die auf dem Tiſch liegen) — Siehſt du dieſe Roſen? Ah ſie welken unter meinen Händen! das Laſter, Agathe, hat mich vergiftet — dieß waren ſonſt meine Lieblinge — Nimm ſie nicht Schweſter; was ſollen ſie am Buſen der Sünderin? —

Agathe.

Nicht ſo, ſchwebermüthiges Mädchen. Schon ſeh' ich ihn den neidiſchen Schleyer wegreiſſen, ſeine Arme um deinen Hals ſchlingen und dein glühendes Geſicht in Liebesthränen baden.

Laura.

Wen? wen? (haſtig).

Agathe.

Deinen künftigen Gatten, deinen Bräutigam!

Laura.

Meinen Bräutigam? — O kennſt du ihn? Kennſt du ihn?

Agathe.

Fragſt du?

Laura.

Nicht wahr, Schweſter, ein holder, ſtarker, nervigter Jüngling —

Agathe.

Er trug überall den Preiß davon.

Laura.

O das thut er! — Wenn er einmal mit dir ringt — Einmal dich in ſeine Arme drückt — ſo biſt du ſein auf ewig! Zwar ſcheint ſein Anſehen wild und fürch-

fürchterlich — Guckſt du ihm aber recht ins Auge — o ſo freundlich, ſo mitleidig, ſo wohlthätig.

Agathe.

Wer?

Laura.

Mein Bräutigam! (zeigt auf einen Todenkopf) Siehſt du?

Agathe.

Laura, Laura, ich bitt' dich, faug nicht an der Idee.

Laura.

Er iſts! Er iſts! Oder bin ich nicht Braut? Was flichſt du denn dieſe Kränze in mein Haar? Warum?

Agathe.

O gewiß, er wird kommen.

Laura.

Nein, Agathe, er iſt ſchon hier! Nun, biſt du bald fertig? — Hör' wenn dieſe Haare abgeſchnitten werden, — einſt Laurens Stolz und das Spiel meines Eugenius — ſo ſchick' ihm dieſe Locke; er wird dirs danken, ich weiß es.

Agathe.

Laß ſie ihm ſelbſt abſchneiden.

Laura.

Dieſe Blumen — dorthin die gelben — 's ſind ſeine Lieblinge — Laß mir ihm immer die Freude machen — Nun? Biſt du fertig?

Agathe.

Ich bins.

Laura.

So geh' — ich bitt' dich.

Agathe.

Geh'n? Bin dir nicht mehr lieb?

Laura.

Laß mich beſinnen!

Agathe.

O Gott!

Laura.

Meinſt mein Bräutigam werde nicht eiferſüchtig?

Agathe.

Du durchborſt mein Herz (ſie entfernt ſich einige Schritte).

Laura (die ſich halb ohnmächtig in einen Stuhl wirft)

Hab' Mitleid mit der Armen — Zürne nicht, beſte Schweſter.

Agathe.

Könnt ich? — Aber ſchone dich. Verzweiflung nagt an deinem Leben. Bedenks, wenn Eugenius käme, der glückliche Eugenius, ſeine Braut abzuholen und es wühlte Todt in deinen Gebeinen — O Entſezlich — entſezlich!

Laura.

Entſezlich? Wo denn das Entſezliche? — Wenn er todt mich findet, meynſt du, er werde lange weilen? Und glaub' mirs, eine Liebe wie die unſrige iſt nicht für dieſe Welt. — (Es ſchlägt) Hörſt du? halb zwölf! — (geht umher) Noch eine halbe Stunde, 30 Minuten 60 Sekunden — indem ich rede, fliehen welche dahin — O ſieh hinaus — Was hör' ich? (Muſik in der Ferne) Horch! (lauſchend) — Er iſts, er iſts! Hörſt du nicht?

Agathe.

Traurige Zurüſtungen!

Laura.

O er ſchleicht auf den Zehen, der Bräutigam, daß er mich nicht wecke! — Was ſtehſt du, Agathe? Träge! — willſt du nicht helfen? — das Opfer iſt ja geſchmückt — Geh doch, ſags ihnen, daß ſie Mayen an den Altar pflanzen — Blumen auf den Weeg ſtreuen — Aber Todenblumen — Hörſt du? — ich wills nun ſo — Es iſt eine Grille —

(Man fängt an zu läuten).

Agathe.

O Gott, Gott!

Laura.

Hörſt du? Man läutet — zum Grabe, zum Grabe!

Duett.

Laura.

Siehſt du ſie die blutgen Leichen?
Ha ſie ſteigen auf, ſie zeigen
Ihre Wunden —

Agathe.

Tröſte dich!

Laura.

Weh mir! Weh mir! Schöner mich!
Sieh die Geiſter, ihre Ketten,
raſſeln fürchterlich.

Agathe.

Arme Freundin!

Laura.

Ketten, Ketten!
Weh mir! weh mir! ſchoner mich!

Hörſt du das Geheule
Der prophetiſchen Eule
Und der Leichenglocke Klang?
Mein Brautgeſang! Mein Brautgeſang!

Agathe.

Arie.

Schaut herab von euren ſeel'gen Höhen,
Heilige! auf dieſe Märtyrin;
Seht ihr Leiden! hört mein Flehen,
Tragts zu Gottes Throne hin.

Laura.

(Wirft ſich in Agathens Arme).

Agathe.

Arme Freundin!

Laura.

O ſiehſt du, er kommt nicht — Geh hin — Kanſt du ſo kalt zuſehen, daß man dem Säugling die Mutter, dem Gatten das Weib entreißt? nicht mich tödet, nein zu ewigen Ketten - zu Meyneid? Lauf —

Agathe.

Wohin?

Laura.

Fragſt du? zu meinen Vatter — Geh, lauf, wirf dich zu ſeinen Füſſen, — ſags ihm — Gott ſey unſer aller Vatter und bey ihm ſey doch Erbarmung!

Agathe.

(Geht, an der Couliſſe wendet ſie ſich um und ringt weinend die Hände).

Zweyter Auftritt.

Laura (allein).

(Sizt mit verhülltem Geſicht ſteht auf, ſieht ſich um).

Iſt ſie fort? So kan ich noch einige Augenblicke allein weinen. Fließt Thänen – zum lezten-lezten-mal! (geht unruhig umher) du kommſt alſo nicht? Eugenius! noch wenige Minuten! – doch ja, du kommſt – dort! dort! –

Recitativ.

Ich ſehe ihn! – Ich ſehe ihn! –
Das Haupt mit Strahlen umgeben,
Im Craiße der Seeligen ſchweben,
Und von der Gottheit Glanze glüh'n;
Hör ſeine Stimm in Engels Harmonien. –
Wie Nebel vor Aurorens Glanze, entfliehn
Mir nun des Erdballs Leiden! –
Die Wolken theilen ſich –
Elyſiums Freuden
Eröffnen ſich!
Mein freyer Geiſt fliegt auf, und wirft den lezten Blick,
Auf ſeine Feßeln zurück! –

Arie.

Ich sehe ihn, ich sehe meinen Gatten!
Er winkt mir lächelend zu!
Empfanget seine Braut, ihr schwesterlichen Schatten!
Ich komme! — fühle schon dich, Himmelserbtheil, Ruh!

(Zieht den Dolch hinter dem Crucifix vor, und verbirgt ihn in ihrem Busen) Hier ruhe! — Eiskalt! — O Laura! Laura! deine Mörderin! Doch Gott ist Vatter seiner Kinder. (sie kniet vor das Crucifix). O mein Vatter! Allgütiger! Mitleid, Erbarmung! Ich lasse dich nicht — Vergieb, vergieb mir — Soll ich meyneidig werden? — Soll ich noch Jahre lang jammern und über dich murren? — O ihr Heilige, die ihr euch Menschen ward, auch liebtet — bittet für die arme Laura! —

(Sie sinkt mit dem Gesicht auf den Stuhl und bleibt in dieser Stellung liegen).

Dritter Auftritt.

Agathe. Laura.

Agathe.

(von ferne stehen bleibend).

Laura! Sie hört mich nicht! — Sie betet! — Gott erhöre sie! (näher) Laura! (Laura richtet sich auf) Arme Freundin!

Laura.

Laura.

Wein nicht; Könntest du noch hoffen? Ich nicht! Sieh ich bin entschlossen, und nun ists vorbey. Raub dem Unglücklichen den lezten Strahl von Hoffnung, und er wird in der Verzweiflung stark werden.

(Musik).

Schon wieder? Hör' Agathe! — Warum feyern sie schon mein Leichenbegängniß? — Bin ja noch nicht todt. Können sies nicht erwarten.

Agathe.

Faße dich doch. Noch versprech ich mir —

Laura.

Hör', Agathe; du warst meine Freundin, es ist billig, daß ich dir was vermache. Ich bin Mutter — (weint) — O sorge für diß unglückliche, arme Geschöpf! Schande war sein Vatter, und Elend seine Amme. Es hat keine Eltern, keinen Freund auf der weiten Gotteswelt; Sey du seine Mutter! ich hinterlaß dir ihn — das beste — das einzige was ich habe — Du weißts ja!

Agathe (weinend).

Dank dir!

Laura.

Er kommt nicht! — zwölf Uhr naht! (Auf und abgehend) Nicht? — Schrecklich! Sagt' ich nicht

vorbin, ich hoffe nichts mehr? – Ich fühl es, Hoffnung ist das lezte, was den Menschen verläßt – und ich will mit keiner Lüge aus der Welt gehen –

Agathe (auffahrend).

Was hast du vor, Laura?

Laura.

Ich?

Agathe.

O Gott, unglückliches Mädchen! Auf meinen Knien, beschwör ich dich – hast du Gift?

Laura.

Nicht doch!

Agathe.

Gewiß nicht?

Laura.

Nein, nein!

Agathe.

Gieb mir die Hand!

Laura.

Da!

Agathe.

Beym Eugenius?

Laura.

Nun ja; was willſt du mehr? Wozu braucht ich ihn? Mein Gram iſt heftiger als Gift.

(Man ruft innen: Schweſter!).

Agathe.

(An die Couliſſe).

Laura.

Gute Agathe, auch dich betrügen!

Agathe.

(Kommt in Verzweiflung zurück).

Laura!

Laura.

Was iſts?

Agathe.

(Mit halb erſtickter Stimme).

Man erwartet dich!

Laura.

(Hebt erſtaunt die Arme empor und läßt ſie langſam ſinken) (Pauſe). So ſeys! Iſt ſie offen, die fürchterliche Thüre, mich auf ewig zu verſchlingen? — (weint) (Pauſe) Ich bin bereit! — (umarmt Agathen) Noch Einmahl! Dort! dort will ichs vor allen Engeln dir danken!

(Nonnen umringen ſie und ab).

Vierter Auftritt.

Sprachzimmer.

Signor Ferrari, (hereinſtürzend.) Laura! Laura! Was hör ich! das Kloſter beſezt. Um Gottes willen! was hat der Prinz gemacht.

Fünfter Auftritt.

Fernando ſtürzt herein.

Fernando.

Laura! Laura! wo iſt Laura?

Ferrari.

Signore! Sie hier? — Himmel ich begreiffe nicht.

Fernando.

Fort, fort, Ferrari! ſchicken ſie hin, man ſoll die Einkleidung zuruck halten.

Ferrari.

Wie? Wer wagts?

Fernando.

Ich, ich! der Befehl des Fürſten.

Ferrari.

Unmöglich!

Fernando.

Gehn ſie, oder ich ſprenge die Kirchthüre — — Holla! Wache! —

Ferrari.

Keine Gewalt, Fernando! — Ich gehe, aber — man ſoll Rechenſchaft geben.

(Drohend ab).

Sechſter Auftritt.

Fernando allein.

Geh nur! Gott! das glückte noch! armer Eugenius! einen Augenblick ſpäter und auf ewig! —

Siebenter Auftritt.

Ferrari. Vorige.

Fernando.

Kommt ſie, kommt Laura, mein Herr?

Ferrari.

Sie kommt; aber erklären ſie mir wenigſtens —

Fernando.

Der Prinz kam unerkannt in den Pallaſt, warf ſich zu ſeines Onkels Füſſen. Umſonſt! Die Leibwache, ſtatt ihn nach deſſen Befehl in Verhaft zu nehmen, umringt ihn, beſezte des Fürſten Zimmer und ruft den Prinzen zum Fürſten aus —

Euge-

Eugenius verlangt nur Lauren — Dieß, Rinaldos Vorstellungen, — das Gedränge des Volks am Pallast — bestimmten den Fürsten; Eugenius beruhigte die Leibwache, unterwarf sich einer dreyjährigen Verbannung. Er eilte hieher — stürzte nicht weit von hier — indeß flog ich vor —

Ferrari.

Gott! — Und nun wird der Fürst mir Zaudern schuld geben —

Fernando.

Fürchten sie nichts, Hofmann! — Das Zeugnus des ganzen Klosters —

Achter Auftritt.

Man bringt Lauren halb ohnmächtig, Agathe ihr zur Seite, einen Dolch in der Hand.

Agathe.

Heilige Mutter Gottes! Einen Augenblick später, war sie verlohren. —

Ferrari (auf sie zu).

Tochter, meine arme Tochter!

Neunter Auftritt.

Eugenius hereinstürzend. Vorige.

Eugenius.

Wo ist Laura? (erblickt sie: in ihren Armen) Laura! Laura!

Laura.

Laura.

Eugenius! iſts möglich? Du biſts? Ach Grauſamer! es ſchlug zwölf! –

Eugenius.

Engel! du biſt mein, mein!

Ferrari.

Mein Prinz! –

Eugenius.

Kommen Sie Ferrari, Geben Sie mir ihre Tochter! – Verzeihen ſie uns armen Liebenden! Wars meine Schuld daß ich meine Beleidigung nicht früher vergüthete?

Ferrari (Sie umarmend, gerührt).

Meine Kinder! Meine Kinder!

Laura (in Agathens Arme).

Freundin! Freundin!

Eugenius (in Fernandos Armen).

Treuer Fernando! Wirſt du dem verbannten Prinzen folgen?

Fernando.

Ob ich werde?

Eugenius.

O komm Laura, komm Fernando! Welcher Winkel des Erdkreiſſes es auch ſey, ihr werdet ihn zum Himmel machen! –

Laura.

Eugenius!

Eugenius.

Laura!

Schlußgesang.

Laura.

Ich habe dich wieder!

Eugenius.

Ich habe dich wieder!

Alle.

Engel und Heilige schauet hernieder!
Werft einen segnenden Blick
Auf der treuen liebenden Glück!

(Der Vorhang fällt).

Alethia.

Ideen.

von

Julius Soden,
Reichs-Grafen.

Leipzig,
bei Friedrich August Leo.
1796.

Alethia.

Der Titel dieſes Büchleins iſt ganz anſpruchlos. Weit entfernt von unbeſcheidener Anmaßung, ſoll er nur bezeichnen, daß dieſe flüchtige Aufſätze der Wahrheit gewidmet ſind. — Es ſind Kinder müßiger Momente, nicht Stunden; abgeriſſne Ideen, hinausgeworfen, um hier und da über manches der Menſchheit wichtige Anliegen Rach-

denken zu erweken, und von weiseren und talentvolleren Menschen Ausbildung zu erwarten. — Bewürken sie dieß, so ist ihr Zwek erreicht; wo nicht, so mögen sie mit so vielen Brüdern in das Meer der Vergessenheit hinabfluthen! Die Pensées eines Oxenstiern, Beaumelle, Weiß und anderer werden uns bleiben!

Inhalt.

Inhalt.

1. Kann man mehrere Weſen zugleich lieben? . . S. 1.

2. Ueber die Benennung: Sterblicher. . . S. 15.

3. Ueber ſinnliche Darſtellung des Todes. . . S. 19.

Inhalt.

4. Ueber Gräber-Beſuche und Todten-Feſte. . . S. 23.

5. Warum trauert man nur für Verwandte? . . S. 29.

6. Ueber Theilung der Gemeinde-Grundſtücke. . . S. 36.

7. Teutſche Nazional-Tracht. . . S. 65.

8. Litterariſches Konſultatorium. . S. 86.

9. Litterariſche Gerechtigkeit der Teutſchen gegen alle Nazionen. . S. 97.

10. Ungerechtigkeit der Teutſchen gegen ihre Schriftſteller. . . S. 102.

11. Ueber öffentliche Heurathe-Nachfragen. . . S. 109.

Inhalt.

12. Vertheidigung des Hanns-Wurſts. S. 128.

13. Publizität der peinlichen Verhandlungen. S. 142.

14. Beſitz iſt der Liebe Grab. S. 149.

15. Ueber Titulaturen, Komplimente u. ſ. w. S. 154.

16. Ueber Getraide-Magazine. S. 162.

17. Ueber die Geſchwehrnen-Gerichte. S. 189.

18. Ueber die Bedeutung des Worts: Nazional, in Teutſchland. S. 193.

19. Das Wir der Fürſten und Rezenſenten. S. 196.

Inhalt.

20. Ueber Land-Wirthſchaft. . . S. 198.

21. Ueber Verhältnis des Akerbaus und der Fabriken. . . S. 205.

22. Man liebt nur Einmahl. . S. 212.

23. Ueber das Degen-Tragen. S. 220.

24. Ueber Hof-Narren. . S. 223.

25. Ueber Trauer. . . S. 231.

1.

Kann man mehrere Weſen zugleich lieben?

Man kann nicht mehr als Ein Weſen lieben. Dieß iſt der allgemeine Machtſpruch der Konverſations-Philoſophie; vorzüglich aber dem ſchönen Geſchlechte heilig.

Ich wage viel, indem ich mich dagegen erkläre. Aber Ueberzeugung gilt mir ſogar mehr als Damen-Gunſt, und dieſe Ueberzeugung war es die mich ſo ſehr für die Geſchichte des Grafen von Gleichen

interessirte, die mich bewog ihre Wahrheit mit Wärme zu vertheidigen, und sie dramatisch zu bearbeiten.

Ists möglich, so mögen die Damen mich wenigstens hören, eh' sie ihr Anathem aussprechen.

Vor allen Dingen müssen wir über den Begriff des, mehr als alle mißgehandelten, Worts: Liebe einig seyn. Längst habe ich für die Empfindungen ein Buch wie Girards Synonymes vermißt – denn nirgend herrscht mehr Verworrenheit der Begriffe, und Vermischung der Bezeichnungen als hier.

Ich kenne die Zartheit der Gränz-Linien der Empfindungen; aber ein reiner philoso-

phiſcher Kopf, verbunden mit einem fein und tief empfindenden Herzen, würde ſie finden und mit kühner Hand ihre Markſteine ſezen können. Und wie viel wäre nicht dadurch für die Menſchheit gewonnen, wie viel Irrthümer, Mißverſtändniſſe, wie viel Ausbrüche der wildeſten und regelloſeſten Leidenſchaften verhütet, mit all ihren traurigen Folgen für Familien-Wohl, Menſchen- und Völker-Glük! —

Unter allen Empfindungen iſt Liebe grade am ſchwerſten zu bezeichnen, ihre Umriſſe gerade am zarteſten und ſchwankendſten, ihre Gradazionen am feinſten gegen andre Gefühle abgeſchattet.

Mir iſt ſie der höchſte Grad von ausſchließendem Wohlgefallen an einem andern

Weſen, ausſchließender Behaglichkeit an deſſen Gegenwart und Umgang, ausſchließender Theilnehmung an ſeinem Wohl und Weh, ausſchließender Sehnſucht, die nemlichen Empfindungen bei ihm zu finden. — Doch was ringe ich nach einer Definizion da einer der größten Teutſchen, unſer Wieland, ſie mit ſo weiſe gewählten und glühenden Farben geſchildert hat:

Was anders iſt's als Liebe und Liebe,
Was überall athmet, wirkt und webt,
Und alles bildet und alles belebt?
Ihr Weiſe ſagt, was ſonſt als Liebe,
Iſt dieſer ſchöne Zuſammenklang
Der Weſen, dieſer allmächtige Drang,
Der Gleiches an Gleiches drükt?
— Du ſelbſt, o Tugend, du höchſte Höh
Der Menſchen-Seele, was biſt du als Liebe,
Du Gott in uns?

Aber meine Definizion ſcheint meinem eignen Saze zu widerſprechen? — das Beiwort ausſchließend ſpricht mein Urtheil?

Nein, jener Widerſpruch iſt nur anſcheinend. Ausſchließend bezeichnet hier nicht mehr, als Abſondrung andrer Weſen. Alſo doch Abſondrung; dieſe würde das Wort: vorzüglich, nicht ausgedrükt haben. Aber Abſondrung engt den Begrif nicht auf ein einzelnes Weſen ein

Schwer iſt es, das gebe ich zu, daß daß man mehrere Weſen zugleich liebe, denn dazu gehört eine Fülle von Empfindungen, die das Erbtheil weniger ſeyn möchten; aber unmöglich iſt es nicht. Mindeſtens kann ich in der Oekonomie der menſchlichen Seele keinen abſoluten Grund dieſer Unmöglichkeit finden.

Wenn die Seele irgend einen Gegenſtand auffaßt, ſo ſcheint ſie allerdings alle ihre Kraft auf dieſe Leidenſchaft zu konzentriren, an ihm alle Quellen ihrer Empfindungen zu erſchöpfen. — Aber dieß iſt doch nur der Fall bei dem höchſten Grad von Liebe, den man auszeichnungsweiſe Leidenſchaft nennt, der an Wahnſinn gränzt, vielmehr eine Krankheit der Seele als ein eigenthümliches Symptom iſt.

Leidenſchaft mag man alſo nur für Ein Weſen fühlen können, aber darum nicht Liebe. Wenn nun die Seele eines Weſens von dem zarteſten Gewebe, wenn ihre Empfänglichkeit für das Schöne und Gute bis zu einem hohen Grade geſpannt iſt, wenn es nun dieſes Schöne und Gute unter mehrere Weſen vertheilt, hier Sanftheit und

intereſſante Schwermuth, dort Feſtigkeit und frohe Laune, hier Einſichten und Kultur, dort Wiz, allenthalben aber Seelen-Güte, Einklang der Empfindungen findet, ſollte es ſeine Gefühle nicht theilen können, nicht theilen müßen?

Sollte es ſie aufſparen, auf das Ideal, das alles Schöne, Anmuthige und Gefallende vereinigt, und es von Pol zu Pol vergebens aufſuchen?

Ach! ich fürchte dieſe Engheit des Herzens, zu der Uns unſre Sitten bannen, die ſie zum Wächter und Thürhüter ihrer Reinheit brauchen, iſt es gerade, die unſre Sitten verderbt.

„Iſt denn dein Herz zu eng zwei Weſen mit gleicher Liebe zu umfaſſen? —"

fragt meine Fatime den Grafen von Gleiche *) und ich habe die Lieblichkeit und Glorie dieſes Mädchens nicht ſtärker bezeichnen zu können geglaubt, als durch dieſe Frage. Dieſes Streben, allein geliebt zu ſeyn, ausſchließend zu genießen, mag es immer in der Natur der Empfindung liegen, es iſt doch nur Egoismus, alſo keines Schuzes, keiner Lobrede werth. Alle die Leidenſchaften, die es mit ſich bringt, alle die traurigen Folgen des Egoismus überhaupt ungerechnet; begünſtigt es dieſen Schwindel der Empfindungen, dieſen Sturm der Gefühle, der Tugend, ſo wie es wahren Genuß vernichtet. Mag man mir einwerfen, das, was ich Liebe nenne, ſey nur Freundſchaft; ſo lange ein beſſerer Kopf

*) In dem Schauſpiel Ernſt Graf von Gleichen.

nicht ein neues Lexikon der Empfindung ausarbeiten wird, soll er Recht behalten. Mir ist indeß Liebe, der Freundschaft höchste Stufe zwischen Personen jeden Geschlechts. Aber Wahnsinn eines Werthers, Schwärmerei eines Siegwart, ist mir mehr und weniger als Liebe. Kein Gottes-Gesez verbiethet die Polygamie; den Christen verbiethen es bürgerliche Gesezе und bürgerliche Gesezе werden geschaffen, von Zeiten, Sitten und Meinungen.

Daß eine allgemeine Freiheit der Polygamie unter allen Verhältnissen und zu allen Zeiten der bürgerlichen Gesellschaft schädlich seyn würde: davon bin ich so überzeugt, als daß z. B. eine gänzliche Erlaubtheit aller Spiele, dem Wohl jedes Staats nachtheilig wäre.

Aber daß die menſchlichen Inſtitute, die der Staat unter ſeine Aufſicht nehmen muß, wenn ſie der geſellſchaftlichen Ordnung und Glükſeeligkeit nicht ſchädlich ſeyn ſollen, daß dieſe deswegen wirklich ſchädlich und allgemein verwerflich wären, davon kann ich mich nicht überzeugen.

Freilich hat auf dieſem Wege die Staats-Verwaltung eine Sorge weniger; aber ſie iſt ja nur da, um jede Abgleitung der freien Handlungen einzelner Glieder in das, was die Geſeze als ſchädlich fürs Ganze bezeichnet haben, abzurechnen. Außerdem wäre es auch bequemer für ſie, die Thore der Städte verſchloſſen zu halten, damit keine Jauner ſich einſchleichen können.

Es iſt wahrhaftig unrichtig zu ſagen, die Polygamie wird unſre Sitten verderben,

wird Eiferſucht, Familien-Zwietracht, ververmehrtes Elend der hülfloſen Wittwen und Waiſen, Vernachläßigung der Kinder-Zucht u. ſ. w. hervorbringen. Denn das wird ſie allerdings, ſo wie die Sachen jezt ſtehen; aber gerade deswegen weil ſie unſern Geſezen und Sitten zuwider iſt: Wenn hingegen, die Geſezgebung ſich verändert, werden und müſſen ſich die Sitten ändern; und alſo fragt ſichs dann erſt, was bringt dieſe Veränderung hervor?

Schlimmer würden wir allerdings ſtehen, wäre die Polygamie allgemein erlaubt, als nun, da ſie allgemein verbothen iſt; aber iſt das ein vernünftiger Grund zu einem allgemeinen Verboth? — Die Macht der Geſezgebung kann nie weiter gehen, als das zu verbiethen, deſſen Unterlaſſung der

Zwek der geſelligen Verbindung durchaus fordert. Der kleinſte Schritt über dieſe Gränze iſt Tyrannei.

Hier kann aber jener Zwek nur fordern, daß die Polygamie der Geſellſchaft nicht nachtheilig werde, weder das Intereſſe Einzelner noch Aller verleze. Wo dieſer Fall nicht exiſtirt, iſt das Verboth ohne Geiſt, alſo Willkühr. Daraus folgt alſo nicht mehr und nicht weniger, als daß der Staat die Polygamie nur in dieſen Fällen erlauben könne; wenn aber die Exiſtenz dieſes Falls wirklich erwieſen, wenn erhoben iſt, daß niemand widerſpricht, niemand verlezt wird, für den Unterhalt der Gattinnen, der Kinder, der Wittwen, der Waiſen geſorgt iſt, alſo auch der Staat keine Gefahr läuft, erlauben müßte. Die Geſeze beſtimmen ein Alter der Volljäh-

rigkeit, aber sie kürzen den festgestellten Zeit-Punkt ab, wenn die Gründe jener Bestimmung fehlen, wenn der minderjährige die erforderlichen Einsichten besizt. Sie verbiethen die Einkindschaftung, aber sie erlauben sie, wenn alle Theile einig sind, wenn für aller Interesse gesorgt ist.

Ohne gesezliche Autorität muß also Polygamie immer verbothen bleiben; aber dieß berechtigt kein unbedingtes Verboth. — Unter weisen Einschränkungen würde sie statt die Sitten zu verderben, statt das Wohl der Familien zu erschüttern, jene verbessern und dieses befestigen. Wie oft könnten Trennungen, Mätressenschaften, Ehebruch, zügellose Ausschweifungen, Verfall der Kinder-Zucht dadurch vermieden werden! Und wie viel sicherer ist es wenn der Staat Triebe die er nicht erstiken kann unter seine Auf-

ſicht nimmt, ſtatt ſie im Finſtern ſchleichen und ein verzehrendes Gift ingeheim verbreiten zu laſſen.

Ganz anders verhält ſichs mit der Polyandrie.

Auch alles, was Empörendes gegen die Sitten, auch alles was die ſchönſte weibliche Tugend, Sittſamkeit und Schaamhaftigkeit Zerſtöhrendes darin liegt, ganz abgerechnet, macht die Verſchiedenheit des Körper-Baues an ſich ſie verderblich. Sie würde die wichtigſte Empfindung der Menſchheit und Geſellſchaft Eltern- und Kinder-Liebe entwurzeln, durch die Ungewißheit der Abſtammung alle Fäden der Moralität reißen und die Menſchheit zum Thier herabwürdigen. Auch iſt ſelbſt unter den wildeſten und unkultivirteſten Völkern kaum Eine, die dieſe Sitte aufgenommen hätte.

2.

Ueber die Benennung Sterblicher.

Der Sprach-Gebrauch hat die Benennung der Menſchen: Sterbliche ſankzionirt.

Iſt ſie philoſophiſch richtig?

Wahrſcheinlich lag ihr Geiſt darin: Sie ſollte den Menſchen an die Hinfälligkeit und Kürze der Dauer ſeines irdiſchen Daſeyns mahnen, ſollte bei ihm ſtets die Erinnerung lebendig erhalten, daß er bald von dieſer Bühne wieder abtreten muß, daß alſo aller Genuß, alle Freuden dieſes Daſeyns nur ephemeriſch ſind, daß es alſo Thorheit iſt,

ſich an ſie zu heften und daß er ſich gewöhnen muß, ſie jeden Augenblik ohne Gram und Reue verlaſſen zu können. Aber gerade dazu ſcheint mir jene Benennung ſehr unrichtig gewählt. Mit weit größerm Rechte; mit weit mehr philoſophiſcher Richtigkeit mit weit größerm Gewinn für die Moralität ſollte man den Menſchen: den Unſterblichen nennen.

Die erhabenſte Lehre der Welt-Weisheit iſt: Unſterblichkeit unvertilgbare Fortdauer unſers Weſens. Iſt es alſo nicht unrichtig den ganzen Menſchen, alſo nicht den einzelnen körperlichen und ſterblichen Theil deſſelben, nicht die abgeſonderte Hülle Sterblicher zu nennen? Begünſtigt dieſe Benennung nicht vielmehr den Materialismus? Muß nicht die Benennung: Unſterbli-

licher die Moralität unendlich mehr beförderu, indem sie dem Menschen stets sein wahres ganzes Seyn, und dessen wahren Zwek gegenwärtig erhält, ihm stets ein dauerndes Fortschreiten des stufenweis zur Veredlung zu klimmen bestimmten Wesens darstellt, indem sie stets seine Imaginazion mit Bildern höherer und unvergänglicher Freuden nährt, also seine Seele zu deren Genuß beflügelt, und ihm Verachtung und Gleichgültigkeit gegen Genuß einflößt, der unter seinen Händen welkte?

Der Name des Wesens entflammt den Muth, stählt die Kraft, ihn zu verdienen, ihm zu entsprechen; diese psychologische Wahrheit sollte der Moral heilig seyn. Der Mensch der mit dem Titel: Unsterblicher in die Laufbahn tritt, wird alles was sterb-

lich ist, unter seiner Liebe und Verehrung finden; dieser Titel wird ihm Gefühl für seine hohe Würde einflößen; er wird erröthen, Neigungen und Empfindungen zu nähren, Handlungen zu begehen, die dem Stempel nicht gemäs sind, den er, von der Gottheit aufgedrükt, auf seiner Stirne trägt, er wird zittern einen Namen zu schänden, der ihn von allen andern beseelten Geschöpfen absondert, und als ein über sie erhabnes Wesen bezeichnet.

3.

Ueber ſinnliche Darſtellung des Todes.

Die Alten haben den Tod als einen kraftvollen Jüngling gebildet, weil er das irdiſche Weſen zermalmt. Ihre Darſtellung hat nichts Abſchrekendes; es war ein heitres lachendes Bild.

Wir haben eine scheußliche, schauerliche Allegorie, die lezte Reste der verweßten Hülle, ein Gerippe gewählt. Wir haben damit das Unglük der Menschheit, die Furcht, den Abschen des Todes erhöht.

Lukrez erinnert sehr richtig, daß diese Furcht vorzüglich daher rühre, weil der Mensch sich stets neben seiner Leiche stehen sieht. War es philosophisch einen solchen Ideen-Gang zu begünstigen? Vom Tod, der nur Auflösung der momentaneen Hülle ist, gerade nur ein einzelnes Bild, gerade nur dasjenige aus der Natur zu heben, was uns von seinem vollen Begriff eine theilweise und gerade die niederschlagendste Idee vor die Seele stellt?

War es philosophisch richtig, den Tod d. h. die Abstreifung einer Hülle, mit all dem Be-

trübenden, Niederſchlagenden, Schrekenden und Widrigen zu umgeben, das doch nur die Welkung dieſer Hülle, die Ablegung des thieriſchen Weſens betrift, und alle andre weſentliche Beſtand-Theile des Tods, alles was er für das zur Veredlung beſtimmte Weſen wohlthätiges haben muß, aus unſrer ſinnlichen Darſtellung und dadurch aus unſern Empfindungen zu verbannen?

Die natürliche große Anhängigkeit des Natur-Menſchen an ſeine thieriſche Exiſtenz hat dieſes Dunkel, dieſen Schauer geſchaffen, die den Tod umgeben; aber es iſt der Zwek der Weisheit, ſie zu zerſtreuen. Man ſollte alſo auf eine neue allegoriſche Vorſtellung des Todes denken. Das Attribut der umgeſtürzten Fakel, genügt mir allein nicht. Ich ſchlage vor: das Bild eines ver-

ſchleierten Jünglings, der in einer Hand den Dolch oder die umgeſtürzte Fakel trägt, in der andern einen Strahlen-Kranz. Der Schleier bezeichnet die Dämmerung des Uebergangs von einer Exiſtenz zur andern; der Dolch das Zerſtöhrungs-Geſchäft der thieriſchen Hülle; ſo wie die Fakel deren Aufhören; der Strahlen-Kranz den in dieſer Zerſtöhrung liegenden Fortſchritt zur Veredlung.

4.

Ueber Gräber-Beſuche und Todten-Feſte.

Die Sitte der Orientaler jährlich an einem beſtimmten Tage die Gräber ihrer Voreltern zu beſuchen, iſt eine dem Weiſen ehrwürdige Sitte. Warum nehmen wir ſie nicht auf? Iſt ihr groſſer Gewinn für die Moralität,

für die Erhöhung der kindlichen Liebe und Achtung, für die Befestigung derjenigen Bande, die der menschlichen Gesellschaft am wichtigsten sind, wohl verkennbar?

Die jüdische Nazion, Gegenstand unsers Hohns, unsrer Verachtung, hat diese Gewohnheit aus dem Orient zu uns herüber gebracht und erhalten; und diesen schönen Sitten-Zug bringen wir ihr nicht in Rechnung? Auch bei ihr, wie bei allen Orientalern, ist alles heilig, was auf diesen Gräbern wächst.

Auf einer meiner Besitzungen befindet sich ein jüdischer Kirchhof, und mit stiller Ehrfurcht gehe ich stets vorüber vor den Bäumen und Gesträuchen, die ein so ehrwürdiger, die Natur der menschlichen Seele ehrender Glaube mit dem Stempel der Si-

cherheit und Unverlezbarkeit gezeichnet hat, und die ſich ruhig unter dem Schuze einer ſo ſchönen Empfindung dem Olymp entgegen ſtreken.

Irgend Jemand hat jüngſt vorgeſchlagen, ein Todten-Feſt zu feiern. Dieſer Gedanke iſt ſo wahr, ſo ſchön, ſo wohlthätig für die Empfindung, ſo wichtig für die Moralität, und doch hat er keine Senſazion gemacht? —

Wie? und die Menſchheit und ſelbſt unſre Nazion beſizt der edlen und guten und fühlenden Weſen ſo viel — und ſie könnten ſich nicht ſchlingen in einen Bund, um der Religion dieſen ſchönen Kranz aufzuſezen? — Glaube iſt ja nur die Sache der Empfindung; und deren Strohm hätte die Dog-

matik rein in ihre Schaale eingefaßt? verſiegt und troken deren Beet? —

Ja Theologie und Mythologie iſt für die ungebildeten Klaſſen der Menſchheit nothwendig, und wohlthätig. Ach! warum ſtrebt man nicht ſie den gebildetern Klaſſen werth zu machen! die Empfindung zu beſtechen, wo die Vernunft ſich empört, nicht zu beſtechen iſt — und ſo die gebildete wie die ungebildete Menſchheit friedlich an den großen Punkt zu geleiten, wo der Vorhang der Wahrheit unaufhaltſam herauf rollt und vor ihrem Glanz aller, auch der wohlthätigſte Wahn ſinkt!

Sollte es würklich noch nicht Zeit ſeyn der Religion bei den höhern Volks-Klaſſen eine edlere Stüze zu geben, als Eigennuz und Herrſchſucht?

Apoſtel und Heilige haben ihre Feiertage. Laſst uns ein Todten-Feſt ſtiften, dem Andenken der Verſtorbenen, der Erinnerung ihrer Liebe, ihrer Tugenden, der Hoffnung des Wiederſehens, der Huldigung ihrer Aſche geweiht! —

Feiert es in dem Blüthen-Monathe, wo die Natur wieder auferſteht, und uns das Pfand giebt jener ſchönen Hoffnung des Erwachens in einer edlern Form, jener geheimen Ahndungen des Wiederſehens und Wiederfindens, wo die Flamme unſrer Gefühle am reinſten glüht, unſre Phantaſie am üppigſten ſchwelgt!

Die Lehrer der Tugend, d. h. der Religion, ſollen uns an dieſem Tage ſammeln: in einer Rede dem Andenken unſrer Verlohr-

nen huldigen, mit uns wallen im feierlichen Zuge an die Gräber unsrer Geliebten, sie mit Blumen bestreuen und die Dornen aus ihren Hügeln jäten.

Wollüstig wird sich an diesem Fest-Tage die Thräne des Verwaisten ergießen. Er wird der Empfindung, des Menschen, der Familien-Liebe — reines Gold gewinnen, und damit Wohl der Gesellschaft, das auf jenen einzig ruht.

Priester und Theologen aller Sekten, ihr, deren Existenz naher Untergang droht, sollte euch meine Idee nicht willkommen seyn? Solltet ihr mich nicht verstehn?

5.

Warum trauert man nur für Verwandte?

Der Geiſt der Trauer — Hoftrauern der Etikette ausgenommen — iſt: den Schmerz der Hinterlaſſenen über den Verluſt der Verſtorbenen öffentlich zu bezeugen. Die Empfindung hat ſie geſchaffen, ſie ein wohlthätigen Troſt, Balſam für die Wunde der Sehnſucht nach Entriſſenen, darin findet, öffentlich dem Andenken des Geliebten zu huldigen. Dem Weiſen iſt dieſer Herold des innern Leids, dieſes Gewand, dieſe Verzierung des Schmerzes, wie ſie Hamlet nennt, ehrwürdig, und er ſieht es nicht ohne Kummer allmählig vertilgen.

Die natürliche Vorausſezung, daß die Bande des Bluts die engſte ſind, daß die Liebe vorzüglich von ihnen ausgeht und ſich fortpflanzt, hat die Trauer auf Bluts-Verwandte eingeſchränkt und zugleich, je nach dem Grade der Verwandtſchaft, alſo der vorausgeſezten Stärke der Liebe, die Abſtufungen derſelben geſchaffen.

Gut! — Aber ſchließt dieſe Vorausſezung die Wahrheit aus? Iſt Liebe auf die Bande des Bluts und der Ehe eingeſchränkt? Tritt bei dem Freunde, bei der Geliebten, bei dem erhabnen Weſen, das der Gegenſtand allgemeiner Verehrung und Achtung iſt, der Geiſt der Trauer nicht auch in ſeiner ganzen Stärke ein?

Bei Verwandten und Ehegatten iſt das ſchwarze Gewand oft eine heuchleriſche Maske geheimer Freude; doch die Aufrechthaltung der öffentlichen Sitten gebiethet, ſie beizubehalten, wenn ſie auch ein falſcher Herold iſt. Aber warum iſt dem Freunde, der oft, der vielleicht öfter, mit innigerer Zärtlichkeit liebt, der ſuße Troſt entriſſen, öffentlich ſeinen entrißnen Geliebten den Zoll der Liebe, der Achtung und Dankbarkeit zu bringen? Warum verſagt die grillenhafte Gewohnheit ihm das wohlthätige Recht, die ganze Menſchheit zu Zeugen ſeines Schmerzes zu machen? Warum verſagt ſie ihm das Recht, aus dem Anblik ſeines feierlichen Trauer-Gewands erneuete Erinnerung der entflohnen Freuden, und aus dieſer Balſam für die Wunde des Verluſts zu ſaugen!

Iſt das mehr als Vorurtheil? Widerſtrebt es nicht unwiderſprechlich dem Geiſte der nemlichen Gewohnheit, die Trauer ſchuf?

Eben ſo wichtig iſt es dem Weiſen, dem Freunde der Menſchheit, die Trauer für erhabne Weſen, in ihre Rechte einzuſezen. Oder iſt der Verluſt eines vorzüglich edlen, für Menſchen-Glük, für Wiſſenſchaften wohlthätigen und wichtigen Weſens, der allgemeinen Trauer jedes Fühlenden und Denkenden, der allgemeinen Huldigung unwerth? Wenn ein Rouſſeau, ein Mengs, ein Leopold von Braunſchweig, ein Mendelsſohn dieſe Welt verläßt, ſo wäre dieß kein Verluſt für die ganze Menſchheit? ſo hätte nicht jeder, der ihren Werth fühlte und kannte, das Recht, die Pflicht ſogar,

ſeinen

ſeinen Schmerz über ihren Verluſt zu zeigen? –

Der Tod eines großen wohlthätigen Weſens iſt eine öffentliche Kalamität, iſt ein Leid für die große Familie der Menſchheit, iſt eine Familien-Trauer! Und ſie hätte nicht das Recht, ſich ohne Kritik, ohne Gefahr des Verdachts der Singularität, der Lächerlichkeit, der Affektazion den Augen der Welt zu zeigen? – Ihr ſollte die Hof-Trauer ſogar dieſes Recht ſtreitig machen? – denn nur die Trauer für den wahren Vater des Volks iſt Landes-Trauer, iſt Zoll der Tugenden; die Empfindung zollt keinem Range.

In unſern Meubles, in unſern Trink-Geſchirren ꝛc. in allem was uns umgiebt, huldigen wir, gedrungen von dem Gefühle des Einfachen, Allein-ſchönen dem Ge-

ſchmake des Alterthums, und für die ſchönſten Züge ſeiner Gebräuche und Sitten, für diejenigen, die auf Veredlung und Moralität ſo weſentlich einwirken, hätten wir keinen Sinn? Bei den Griechen war der Tod eines großen Mannes der Gegenſtand allgemeiner Trauer; bei uns verhallt der Schmerz über ſeinen Verluſt in einzelnen, geheimen und einſamen Klagen. Und welche Schwung-Kraft würde dieß nicht der Menſchheit geben, mit welcher Gluth würde der edle Menſch nicht die Glorie zu erringen ſuchen, der Gegenſtand öffentlicher Trauer zu werden! —

Aber wer wird ſie anordnen? Die Allgemeinheit des Gefühls, die Liebe, die Bewunderung, die Verehrung! — Wird nicht die Adulazion ſich auch dieſer Gewohnheit bemächtigen? — Nein! denn die öffentliche Opinion iſt unbeſtechlich. Nur

eine höchſt leichtſinnige, karakterloſe Nazion kann im Schwindel der erſten Momente die Tugend durch einen ungerechten Tribut entweihen. Aber auch ſie wird bald erröthend den Trauerflohr zerreißen. – Und welches menſchliche Inſtitut kann wohl gegen Entheiligung undurchdringlich gepanzert werden? – Sollten wir deswegen alle Hebel zur Tugend wegwerfen?

Als Franklin ſtarb, trauerte der Amerikaniſche Kongreß und der Franzöſiſche Nazional-Konvent. Wenn irgend ein Glied der zahlloſen Menge der Regenten-Familien ſtirbt, ſey es auch ein Kind der Wiege, trauern die Diener aller Regenten um ein Weſen, deſſen Exiſtenz oft kaum der Verfaſſer des genealogiſchen Handbuchs kennt! – O Tugend! die ich anbete, und einzig anbete! O Sitten!

6.

Ueber Theilung der Gemeinde-Grundstüke.

In einem Zeit-Punkte, wo über Staats-Wirthschaft und Kultur so viel gedacht und geschrieben wird; wo man die Abtheilungen der Gemeinde-Güther in mehreren Staaten, als ein wichtiges Mittel zu Beförderung der Land-Wirthschaft, zu Erhöhung des Landes-Wohlstands und der Staats-Einkünfte, kurz, zu Beförderung der allgemeinen Glükseeligkeit betrachtet und beschäfftigt, wo noch neuerlich Herr Friedrich Karl Gavord in seinen Staats-Wirthschaftl. Betrachtungen über das gerechte Verhältnis der Zertheilung der Gemeinheits-Güther so

ſtark darüber deräſonniret hat, in einem ſolchen Zeit-Punkte ſcheint eine gründliche Prüfung der Fragen wichtig zu ſeyn:

Erſtens: Befördert die Theilung der Gemeinde-Güther die allgemeine Glückſeeligkeit?

Zweitens: Welches iſt der gerechte und alſo richtige Maasſtab der Vertheilung derſelben?

Der Verfaſſer dieſes Aufſazes hat nicht allein dieſe Materie durchdacht; er hat ſelbſt mehrere Gemeinde-Güther-Abtheilungen vorgenommen, und glaubt alſo ohne Unbeſcheidenheit die Behauptung wagen zu dürfen, daß er in dieſer Sache eine Stimme habe.

Die Erſte Frage kann durchaus nicht allgemein beantwortet werden.

Man muß

1) die Lokal-Verhältniſſe, und

2) die Eigenſchaft der Grundſtüke unterſcheiden.

1) Es ſind allerdings Lokal-Verhältniſſe denkbar, wo ein großer Theil der unſtreitig mit den Gemeinde-Güther-Abtheilungen verbundenen Vortheile aufgewogen wird.

Alles auf Erden, alſo insbeſondere in der Staats-Wirthſchaft, iſt Kalkül, oder ſollte es ſeyn.

Es muß alſo in jedem einzelnen Fall unterſucht werden:

a) ſind die allgemeine theoretiſche Vortheile der Gemeinde-Güther-Abtheilungen vorhanden,

b) werden ſie nicht durch Lokal-Nachtheile aufgewogen?

Ich sage versäzlich: Lokal-Nachtheile, und schließe also alle allgemeine Nachtheile aus, weil diese nicht denkbar sind.

Aus der Natur gezogene Beispiele beider Fälle, werden diese Säze erläutern.

In dem Dorfe B. befinden sich beträchtliche Gemeinde-Wäsen. Sie liegen aber am Ende einer fruchtbaren Markung, in einer Entfernung von 1 bis 1 und einer halben Stunde vom Dorfe.

Die aus der Nähe der Wohnungen resultirende Vortheile des wechselseitigen Beistandes und Schuzes in Gefahr, der Hang zur Geselligkeit, das Bedürfnis des Wassers, des gemeinschaftlichen Gottes-Diensts, haben bei Entstehung der gesellschaftlichen Verfassung, gegen den ursprünglichen Geist des Akerbau-Stands, die Aker-

bau-treibende Klaſſe veranlaßt, ihre Wohnungen zuſammen zu drängen. Natürlich bauten ſie alſo allmählich dasjenige Land an, was ihren Wohnungen am nächſten lag, und rükten damit nach dem Verhältnis der Zunahme der Volks-Menge und der Induſtrie weiter. Dieſes Fortrüken konnte aber nur bis auf den Punkt ſchreiten, den der Geiſt des Land-Baus vorzeichnete.

Sobald nemlich die Entfernung ſo weit ging, daß der Verluſt der Zeit mit dem Hin- und Hergehen der Arbeitenden, von und nach ihren Wohnungen, mit den Dung- Heu- und Getraide-Fuhren, und die Unmöglichkeit der Aufſicht und des Schuzes gegen Entwendung, die Vortheile des Anbaus überwog, mußte die Kultur ſtille ſtehen, und daher Oeden

Alle dieſe Nachtheile exiſtiren noch, und alſo fällt auch der Vortheil des Anbaues und der Abtheilung hinweg.

In einem ſolchen Falle iſt nur die Anlegung einer neuen Kolonie, an Ort und Stelle, alſo auf der Oedung ſelbſt, möglich.

Sie iſt aber, wenn nicht Waſſer-Mangel es hindert, ſehr möglich.

Der Land-Mann, bei dem die Fruchtbarkeit gröſſer als in den Städten iſt, der ſein Guth nur Einem ſeiner Kinder überlaſſen kan, iſt ſtets gezwungen, die übrige zu entfernen. Dadurch aber würde ihm der Weg geöffnet, ſeine Kinder in ſeiner Nähe anzuſiedeln, und ſie die manigfaltige Vortheile nachbarlicher Unterſtützung genieſſen zu laſſen.

Ein Beiſpiel des zweiten Falls, wo die Vortheile der Abtheilung durch Lokal-Nachtheile aufgewogen werden, iſt folgendes:

In den Dorfe S. befinden ſich durchaus nur ſolche Gemeinde-Glieder, die mit einer zu großen Zahl von Grundſtüken bereits verſehen ſind. Hier würde aus der Abtheilung der Gemeinde-Grundſtüke der Nachtheil entſtehen muſſen, daß nothwendig der Anbau der bereits urbaren Grundſtüke dadurch vernachläſſigt würde.

Der Land-Mann wie der Fürſt glaubt, nie zu viel Land beſizen zu können.

Da er den Akerbau nicht nach Grundſäzen ſondern mechaniſch treibt, ſo hat

er allergröſtentheils keinen Sinn dafür, daß die Maſſe der Produkzion, nicht von der Erd-Fläche, ſondern von dem Grade der Kultur abhange.

In einem ſolchem Falle iſt alſo die Abtheilung der Gemeinde-Gründe der Kultur und der Viehzucht ſchädlich, und nur dann vortheilhaft, wenn der Land-Mann bewogen werden kann, neue Anſiedelungen zu geſtatten und einen Theil ſeiner überflüſſigen Grundſtüke oder der Gemeinde-Wäſen an neue Anbauer zu überlaſſen.

Der Staat kann dieß ohne Verlezung der heiligen Eigenthums-Rechte nicht gebiethen, aber befördern, wenn er die Vereinzelung der großen konſelidirten Höfe, bis auf eine ſolche Zahl von Grundſtüken, die bei

einem mittlern Grad von Kultur zu reichlicher Ernährung einer Familie hinreicht, erlaubt und begünstigt; wenn er also ein richtiges Verhältnis des Grund Eigenthums-Besizes herstellt, der im Allgemeinen nicht nach Grundsäzen, sondern durch Zufall entstanden ist.

Was 2) die Eigenschaft der Grundstüke betrift; so halte ich nur die Abtheilungen öder Gemeinde-Güther, und zwar solcher für vortheilhaft, die zu Feldern oder Wiesen hergerichtet werden können.

Die Vertheilung urbarer Gemeind-Aeker oder Wiesen ist im Allgemeinen schädlich.

Es ist allerdings räthlich, der Gemeinde, als ein gesellschaftlicher Körper betrachtet, ein liegendes Vermögen zu lassen.

Es giebt Fälle allgemeiner Noth, z. B. Brand, feindliche Verheerung, Unterhaltung der Wege, Dämme, Brüken, ꝛc. wo die wechselseitige Unterstützung und Rettung aus den einzelnen Beiträgen der einzelnen Gemeinde-Glieder weit schwerer ist, als aus einem gemeinschaftlichen Vermögen. Eigennuz und Egoismus sträubt sich gegen jedes Opfer, das man aus seinem alleinigen Eigenthum mit für andere leisten soll.

Das gemeinschaftliche Vermögen hingegen, ist jedes einzelne Gemeinde-Glied gewohnt als ein ihm fremdes Eigenthum zu betrachten.

In solchen Fällen existirt also ein sichrer Fond, den allgemeinen Wohlstand der Gesellschaft wieder herzustellen.

Wird auch die Kultur gemeindlicher Grundstüke gewöhnlich vernachlässigt, so ist doch dieser Fond gegen alle Leidenschaften, gegen alle Gefahr untreuer Verwaltung u. s. w. sicher gestellet, die bei einem Kapital-Vermögen unvermeidlich ist. Auch hängt dessen Werth nicht, wie der Metall-Werth, von den Launen der Zeit ab.

Nur dann würde zum Theil, eine Abtheilung der gemeindlichen urbaren Güther räthlich und vortheilhaft seyn, wenn ihre Zahl, den für solche Fälle allgemeiner Noth erforderlichen Fond, oder die Zahl der angebauten eigenthümlichen Privat-Güther übersteigt, und damit nicht im Verhältnis steht.

Die Abtheilung gemeindlicher Hölzer, halte ich im Allgemeinen für schädlich.

Holz gehört unter die erſten Bedürfniſſe.

Der Landmann kalkulirt gröſtentheils nur auf einen ſehr eingeſchränkten Zeit-Raum.

Ob ſeine Nachkommen noch dieß erſte, und unentbehrliche Bedürfnis finden? ob bei zunehmender Volks-Menge auch für dieſe noch das Erfordernis vorhanden ſey? iſt ihm gleichgültig.

Der langſame Wuchs des Holzes ſteht aber mit der Leichtigkeit der Verſchwendung nicht im Verhältnis. Der Staat der über das Wohl der Geſellſchaft nicht bloß für den Moment, ſondern in der Fortdauer wachen muß, hat alſo die Pflicht, mithin auch das Recht, die freie Benuzung des Holz-Eigenthums in ſo weit einzuſchränken,

als es das Wohl der Gesellschaft unvermeidlich fordert.

Es ist aber unstreitig leichter diese nothwendige Beschränkung des Eigenthums bei Grundstüken auszuführen, die der ganzen Gesellschaft, als die den einzelnen Eigenthümern gehören.

Der Land-Mann, der für die größere Rükſicht des allgemeinen Wohls, größtentheils keinen, für den Begriff des Eigenthums aber Sinn genug hat, ſieht jede Beschränkung der Eigenthums-Rechte als eine despotiſche Willkühr an, gegen die er ſich ſträubt, der er auf alle Art zu entgehen und auszuweichen ſucht, und die nur durch anhaltende gewaltſame, alſo verhaßte Maaß-Regeln aufrecht erhalten werden kann.

Er

Er hat für Forst-Wirthschaft keinen Sinn, und unterwirft sich allen deren Vorschriften mit Murren und Widerwillen.

Holz sollte also seiner Natur nach eigentlich nie Privat-Eigenthum, stets Staats-Eigenthum seyn. Dieß würde auch den Staat in Stand sezen, die Gränzen der Bevölkerung, die Vortheile oder Nachtheile der Anlegung neuer Fabriken, richtiger zu bestimmen, also die Nahrungs-Quellen mit weiser Vorsicht zu berechnen, und das Gleich-Gewicht zwischen allen Klassen der Staats-Bürger zu erhalten, dessen Verlust jedem Staat den Untergang bringt.

Vielleicht würden andere unter die Fälle, wo die Abtheilung eines öden Plazes nachtheilig ist, auch den der Unfruchtbarkeit des Bodens rechnen.

Allein Erfahrung hat mich überzeugt, daß durchaus kein Boden ganz unfruchtbar iſt, d. h. durch Kultur nicht mehr Gewinn als durch Waide liefern könne.

Wohl aber gehört hieher, der Fall: wenn das öde Grundſtük unvermeidlich öfteren Ueberſchwemmungen ausgeſezt iſt; oder die Auflokung des Erd-Reichs einem Strohme Gelegenheit zu Waſſer-Riſſen geben würde.

Jene Lokal-Verhältniſſe abgezogen aber, befördert die Abtheilung öder Gemeinde-Güther, die allgemeine Glükſeeligkeit allerdings.

Ich verſtehe unter allgemeiner Glükſeeligkeit, daß auf einer angenommenen Erd-Fläche, ſich bei einem mittlern Grad

von Kultur-Stande die größte mögliche Zahl von Menſchen bequem ernähren, d. h. alle ihrem Stande, ihrer Erziehung und Sitten angemeſſene Bedürfniſſe erhalten könne. Es iſt wohl nicht möglich, dieß in der Allgemeinheit noch näher und ſchneidender zu beſtimmen.

Dieß angenommen, ſind die überwiegende Vortheile der Urbarmachung der öden Gemeinde-Gründe unverkennbar.

Oekonomiſche Schriftſteller, wie Schubart, Meyer u. a. haben die Vortheile der Stall-Fütterung überzeugend dargethan. Zwiſchen der Nahrung, die das Vieh auf einer angenommenen öden Erd-Fläche erlangt, und der Maße der durch den Anbau daraus zu ziehenden Produkten, iſt durchaus kein Verhältnis.

Wenn man von einer behüthet werden-der Erd-Fläche denjenigen Flächen-Inhalt abzieht, der von dem Tritt des Viehes zu allem Keimen untüchtig gemacht, der durch den Dung und Urin zum Fras verdorben wird, so bleibt eine sehr geringe Fläche zu Produkzion der Nahrung übrig.

Rechnet man hiezu den so wichtigen Verluſt des Dungs, die der thieriſchen Organiſazion ſo nachtheilige Ermüdung vom Gehen und Ermattung von der Hize, den daraus entſtehenden Verluſt des Ertrags vom Melk-Viehe, ſo ſteigt die Bilanze zum Vortheil der Abtheilung der Gemeinde-Huthen unendlich.

Die neuern Oekonomen haben zwar ſtets auf den — in der Natur der thieriſchen Organiſation gegründeten Grundſaz aufmerk-

ſam gemacht, daß das öftere und allmählige Füttern des Viehes zu deſſen Gedeihen und Wachsthume durchaus nothwendig ſey.

Es ſcheint aber ihrer Bemerkung bisher entgangen zu ſeyn, daß gerade die gewöhnliche Art des ſeltenen und dann gehäuften Fütterns, der Waide den Vorzug vor der Stall-Fütterung giebt, weil das Vieh dort ſeine Nahrung nur allmählig und in kleinen Portionen dem Boden abzwingt, hier aber ſich aus der vollen Raufe auf Einmal bis zur Unverdaulichkeit überlädt.

Die Aufhebung der Waiden iſt alſo, nach meiner Ueberzeugung, nur dann räthlich, wenn die Stall-Fütterung der Natur näher gebracht wird, welches freilich einen größern Aufwand von Zeit und Aufmerkſamkeit fordert, ihn aber auch reichlich belohnt.

Um die Größe und Wichtigkeit des Gewinns bei der Abtheilung einer Oedung von nur mittelmäßig gutem Boden, anſchaulich zu machen, will ich einſt die Berechnung des Mittel-Ertrags eines von mir vor zwei Jahren urbar gemachten Huth-Waaſens hervorgeben, und ſie wird Reſultate liefern, die jezt unglaublich ſcheinen.

Zweite Frage: Welches iſt der gerechte, und alſo richtige Maasſtab der Vertheilung der Gemeinde-Güther?

Gemeinde-Güther ſind ein Eigenthum der kollektiven Geſellſchaft. So lange es öd liegt, hat in der Regel (denn auch hier können Lokal-Verhältniſſe Ausnahmen bilden) der Grad des Antheils eines

jeden einzelnen Glieds der Geſellſchaft keine genaue Beſtimmung, und bedarf ſie auch nicht. Die einzige ruhende Regel iſt, Gleichheit des Antheils.

Sobald aber das gemeindliche Grundſtük aufhört, das Eigenthum der kollektiven Geſellſchaft zu ſeyn, ſobald alſo der Antheil jedes einzelnen Glieds beſtimmt werden ſoll, tritt die Frage ein: Welches iſt der Grad des Antheils jedes Einzelnen am Ganzen? Nach welchen Grundſäzen muß dieſer Grad erhoben werden?

Gerecht müſſen dieſe Grundſäze ſeyn; das iſt unſtreitig. Gerecht kann aber der Maasſtab jenes Grads nur dann ſeyn, wenn die Lage jedes einzelnen Gemeinde-Glieds durch die Abtheilung nicht verſchlim-

mert wird. Es folgt hieraus, daß selbst da, wo der Antheil jedes einzelnen Glieds an den Vortheilen und Lasten der Gesellschaft durch bestimmte Gemeind-Rechte festgesezt ist, die Abtheilung nach Gemeinde-Rechten keineswegs gerecht sey.

Jene Bestimmung ist unter dem Verhältnis der Gemeinheit der Grundstüke gemacht worden, ist also nur auf diese Lage der Dinge berechnet, also auch nur auf diese Lage der Dinge anwendbar.

Bei einer ganz entgegengesezten Lage des gesellschaftlichen gemeinen Vermögens, kann sie also durchaus den richtigen Maasstab zu der Aufhebung dieser Gemeinschaft, und der Abtheilung ihrer Vortheile nicht abgeben.

In ſolchen Verfaſſungen beſizt oft der bloße Handwerker, der Bauer mit 12 Morgen (Akern, Tagwerken, Jauchert) Landes, eben ſo gut Gemeinde-Recht als der von 60 Morgen. Nothwendig zieht der lezte bei beſtehender Gemeinſchaft, wegen ſeines ſtärkern Viehſtands, mehr Vortheil aus dieſer Lage, als der erſtere. Bei der Abtheilung erhielte er aber nicht mehr Land als ſie; und würde alſo durch dieſe Veränderung der Lage offenbar gegen jene verkürzt.

Der Grad des Vortheils, der für jedes Glied der Geſellſchaft aus der bisherigen Lage reſultirte, iſt alſo der einzige gerechte, alſo einzig richtige Maasſtab der Abtheilung. Dieſer, an ſich unwiderſprechlich richtige Grundſaz hat aber zu andern Irrthümern verleitet.

Man hat also den gerechten und richtigen Maasstab der Abtheilungen in dem Viehstand gesucht, und nichts ist irriger, also ungerechter.

Nothwendig muß bei der Abtheilung der Viehstand des Zeit-Punkts zum Grund gelegt werden.

Der Viehstand wechselt aber nicht allein unaufhörlich, ja nach der Jahrs-Zeit, der Witterung, dem Fall eingetretener Krankheiten u. s. w. er hängt auch sehr von der mehrern oder mindern Industrie des Grund-Besizers ab. Der vorige Besizer eines angenommenen Bauern-Guths, kann durch Kultur und Fleis seinen Viehstand hoch getrieben, der jezige durch Mangel an Fleis ihn tief herabgesezt haben. Wenn nun diesem Bauern-

Guth ſein Antheil an den gemeindlichen Grundſtüken, nach dem jezigen Verhältnis zugetheilt wird, wird nicht der fleiſigere Enkel, der den Viehſtand wieder auf die Höhe des Großvaters bringt, mit Recht über Verkürzung, über Schmälerung ſeines Antheils am gemeindlichen Vermögen klagen?

Der Viehſtand iſt alſo als ein wandelbarer und von Zufällen abhängiger Umſtand, durchaus kein feſter, ſicherer, alſo gerechter und richtiger Maasſtab zu einer dauernden und immerwährenden Beſtimmung des Grads des Antheils der einzelnen Glieder am gemeinſchaftlichen Grund-Eigenthum.

Der einzige ſichere, feſte, gerechte und alſo richtige Maasſtab liegt vielmehr in dem an-

gebauten Grund-Beſiz des Gemeind-Glieds.

Dieſer iſt feſt, ſicher bleibend und wechſelt nicht; denn die Zutheilung des Antheils am gemeindlichen Vermögen, geſchieht nicht auf die Perſon des Beſizers, ſondern auf das angebaute Grundſtük, das nie verloren gehen kann.

Er hängt nicht, wie der Viehſtand von dem Zufall oder dem Mehr oder mindern Grad der Induſtrie des Anbauers ab.

Er iſt gerecht, denn er allein mißt die abzutheilenden Antheil des einzelnen Gemeind-Glieds genau nach dem Grade des Vortheils ab, den die Lage der Gemeinſchaft dem Einzelnen gewährte.

Dieſer Vortheil beſteht nicht in dem würklichen, ſondern in dem daraus zu ziehen möglichen Gewinn; nicht in der würklichen vom Zufall abhängigen Benuzung, ſondern in der bleibenden und unwandelbaren Benuzungs-Fähigkeit.

Der Grad der daurenden Benuzungs-Fähigkeit liegt aber einzig in der Zahl der angebauten Privat-Grundſtüke. Ein Bauer, der 60 Morgen Grund-Eigenthum beſizt, wird bei gleicher Kultur, ohnwiderſprechlich mehr Vieh halten, alſo mehr Nuzen von Vieh-Weiden ziehen können, als der nur 40 beſizt.

Und da die Erd-Fläche nicht allein den Ertrag beſtimmt, ſo wäre es, um die ſtrengſte Gerechtigkeit einzuhalten, auch noth-

wendig, dieſe Privat-Grundſtüke nach der natürlichen Güte des Erd-Reichs abzugleichen.

Man denke ſich alſo 8 Gemeinde-Glieder, wovon 4 jeder 25 Morgen und 4, 50 Morgen beſäßen, und unter die ein Gemeinde-Waaſen von 75 Morgen vertheilt werden ſollte.

Alſo würde jeder Morgen angebautes Feld 1 Viertel Morgen am Huth-Waaſen, jeder der erſtern 4 Gemeinde-Glieder alſo 6 und 1 Viertel Morgen, jeder der leztern 4 aber, 12 und 1 halben Morgen erhalten. Beſäßen aber die erſtern 4 ſolches Land, wovon z. B. 2 Morgen ihrer natürlichen Fruchtbarkeit nach, eben ſo viel Ertrag lieferten, als 1 Morgen der 4 leztern, ſo würde jeder 21 und 7 Achtel Morgen erhalten.

Jenen Grundsäzen zu Folge, müßte die Zutheilung nicht einzig auf konsolidirte Grundstüke, sondern auch auf einzelne Felder und Wiesen geschehen.

Dieß würde aber die Bestimmtheit und Festigkeit des Maasstabs nicht alteriren, denn die Abtheilung müßte Morgenweis geschehen und der Antheil an dem abgetheilten Gemeind-Waasen würde also nicht dem temporellen Besizer, sondern dem bleibenden Grundstüke anhangen.

Ich übergebe diese, auf Nachdenken und Erfahrungen sich gründende, Ideen dem Prüfungs-Geiste weiser und Menschen-Freundlicher Oekonomen.

Ob es räthlich sey, alle Vieh-Waiden abzuschaffen, und also alle zu theilen? ob

dabei nicht die Gesundheit alles; oder doch die Fruchtbarkeit des Melk-Viehes leide? möchte wohl die gründliche Erörterung erfahrner Oekonomen verdienen, da die Erfahrung hier dafür, dort dagegen spricht.

Ingleichen auch: Ob nicht die Horden-Fütterung der allerdings unentbehrlichen Schäfereien, die Huth-Wäsen, entbehrlich machen, wofür doch die Erfahrung in ganzen Ländern spricht.

7.

Teutſche Nazional-Tracht.

Oft ſchon haben Patrioten ihre Stimme erhoben, und uns eine teutſche Nazional-Tracht vorgeſchlagen.

Iſt die Idee wahr, d. h. iſt ſie nüzlich, gewährt ſie dem teutſchen Staats-Bürger reelle Vortheile, und iſt ſie ausführbar?

Im allgemeinen Sinne iſt Nazionaltracht diejenige Gattung Kleidung, welche die Sitten, die Gewohnheit des Volks eingeführt hat, im engern Sinne diejenige, die das Geſez vorſchreibt. In erſtern Sinne giebt es der Nazional-Trachten viele, beinah alle Nationen haben etwas eigenthümli-

ches in der Tracht; in Europa die Engliſche die Franzöſiſche, die Spaniſche, die Italieniſche, die Pohlniſche, die Griechiſche, die Türkiſche; in den übrigen Welt-Theilen die Perſiſche, Chineſiſche, Tartariſche, die der Einwohner der Süd-See, der Nomadiſchen Völker von Afrika und Amerika u. ſ. w. deren Eigenthümliches meiſt Klima und die von ihm abhängige Sitten je ſtärker oder ſchwächer vor andern ausgezeichnet haben. Aber im zweiten Sinne hat kein Volk eine eigne Nazional-Tracht als das Schwediſche, dem ſie Guſtav der dritte gab.

Teutſchland als Nazion hat weder im erſten noch zweiten Sinne eine Nazional-Tracht. Bei den niedern Ständen hat jedes einzelne Land, oft jede einzelne Stadt eigenthümliche Tracht. Vorzüglich groß iſt

aber dieſe Mannichfaltigkeit bei dem weiblichen Geſchlechte.

Auf dieſe ungeheure Verſchiedenheit hatte in Teutſchland weniger das Klima Einfluß als die Geſeze, die Regierungsverfaſſungen, welche die Sitten bilden; und ſo wie die Haupt-Umriſſe dieſer in Abſicht der niedern Volks-Klaſſen ſeit Jahrhunderten unerſchüttert blieben, erhielt ſich auch bei den niedern Ständen ihre Tracht. Bei den höhern Ständen, die mehr vom unmittelbaren Einfluß der Verfaſſung abhingen, drang natürlich das Gefühl fürs Schöne empor und bewürkte eine allmählige Revoluzion der Trachten. Sobald die teutſche Nazion aufhörte ein kriegeriſches Volk zu ſeyn, ſobald die teutſche Ritter ihre Rüſtung ablegten, mußten die höhern Stände eine andre

Tracht wählen. Die Verbindung der Teutſchen mit der ſpaniſchen Monarchie, begünſtigte Anfangs von Karl des fünften Zeiten an die Aufnahme der ſpaniſchen Tracht. Sie wurde alſo die Tracht der obrigkeitlichen Perſonen, der Hofleute, der Gelehrten, der Damen; und da wo man ſie auch nicht ganz adoptirte, trug ſie doch auf das vaterländiſche Gewand, das Steife und Feierliche über; daher die Allonge-Perüken, die Roben, die Reif-Röke.

Allmählig empörte ſich das durch Wiſſenſchaften und Hand lungbegünſtigte Gefühl fürs Schöne gegen das Steife, Unnatürliche und Gezwungene. Die mannichfaltige Beziehungen der Teutſchen mit Frankreich, die häufigen Kriege der Franzoſen in Teutſchland, das Gefällige, Zwangloſe und Be-

queme ihrer Manieren erwarben allmählig den Franzoſen die Herrſchaft in den Sitten der feinern Welt und alſo auch in deren Tracht. Von den höchſten Ständen ging das Beiſpiel aus, und der vorzüglich in monarchiſchen Staaten ſtets rege Stolz, der Ehrgeiz ſich von den äußerſten Zirkeln immer näher zum Mittel-Punkt zu drängen, die Begierde zu gefallen, der Luxus dehnte dann dieſe Tracht von Stufe zu Stufe beinah bis zu den niederſten Volks-Klaſſen aus. Allenthalben machte das weibliche Geſchlecht, bei dem die Begierde zu gefallen natürlicher iſt, und das mehr Zeit zum Puz verwenden kann, den Anfang und langſam ſchritt das männliche nach.

Lange, ſehr lange behauptete Frankreich dieſe Herrſchaft; die Teutſchen folgten ihr

durch alle die muthwillige Launen der Mode durch all' ihr Gekiges, Buntes, Unnatürliches und Abentheuerliches.

Endlich erhielt ſie von England eine Neben-Buhlerin. Die ungeheure Verirrung von der ſchönen Einfalt der Natur empörte allmählig das ſtets in der Tiefe der menſchlichen Seele unzerſtöhrbar liegende, aber mit Gewohnheit, Beiſpiel und Leidenſchaft raſtlos ringende Gefühl fürs Wahre. Die edle Simplizität des engliſchen Geſchmaks rang nun in Meublen, wie im Gewand, mit dem franzöſiſchen, und theilte mindeſtens die Herrſchaft mit ihm.

So ſtehen die Sachen noch jezt. Noch jezt iſt die Tracht der höhern Stände ein Gemiſch von franzöſiſchem und engliſchem Ge-

ſchmak. Noch jezt haben wir keine eigenthümliche teutſche Tracht.

Woher das? Hat der Teutſche überhaupt keinen eigenthümlichen Karakter? Fehlt es ihm, der in jeder Tugend, in jeder Kunſt, und in jeder Wiſſenſchaft die erſten Menſchen aufzuzeigen hat, fehlt es ihm überhaupt an Originalität des Karakters?

Einſt hatte er doch einen eigenthümlichen Karakter; das bezeugt ſelbſt Tazitus. Ernſt, nachdenkend, feſt, unerſchütterlich, bieder, beharrlich war der teutſche Mann; ſanft, ſtill, häuslich, keuſch das teutſche Weib.

So wie allmählig die Vereinigungs-Bande der Nazion erſchlafften, verlohr ſich auch die Originalität des Karakters, und

wich dem Einfluß des Kommerzes, der Regierungs-Formen, der von ihnen ausfließenden Sitten.

Teutſchland hörte auf Nazion zu ſeyn, und mit dem Umſturz ſeines Nazional-Daſeyns, ſtürzt nothwendig auch alle Eigenthümlichkeit des Nazional-Karakters, mithin auch der allgemeinen teutſchen Tracht. Iſt denn alſo die Idee einer Nazional-Tracht im engern Sinne ausführbar?

Sie iſt es nicht: Wer Teutſchlands jezige Verfaſſung kennt, nicht wie ſie in den Reichs-Geſezen, ſondern wie ſie würklich exiſtirt, bedarf wohl keines Beweißes. Aber wenn die politiſche Revoluzionen raſtlos an der großen Kette der Nazion äzen, ſo iſt es die Sache der Sitten, ſie wieder zu ſtählen

und jener Desorganisazion entgegen zu arbeiten. Denn an der Einheit der Nazion liegt ihr Wohl, ihre innere und äußere Sicherheit.

Laßt uns also auf eine Nazional-Tracht im allgemeinern Sinne denken! Die Flamme der Wahrheit ist allmächtig; sobald sie lodert, durchglüht sie die Empfindung aller denkenden und fühlenden Wesen; also nur sie zu entflammen ist die große Aufgabe.

Ueberzeugung ist die unwiderstehliche Beherrscherin aller Sitten; Sie knüpft die entfernteste Enden zusammen und schafft eine stillschweigende Konvenzion, die alles zermalmt, ohne etwas zu berühren.

Sezt also nur erst diese Wahrheit auf ihren Thron: daß eine Nazional-Tracht

dem teutſchen Staats-Bürger reelle Vortheile gewährt; ſo iſt auch ihre Herrſchaft geſichert, ſo bedarf es keines Geſezes.

Bei den gebildeten Klaſſen darf der Patriot und Philoſoph allerdings zuerſt den Nazional-Stolz, das Nazional-Ehr-Gefühl in Rechnung bringen. So ſehr uns auch die Politik auseinander geriſſen hat, ſo beſteht doch noch das groſſe Band der Sprache, alſo das Band der Wiſſenſchaften. Der Teutſche muß alſo noch Gefühl beſizen für den Werth des teutſchen Namens, für die Würde, als Teutſcher einer gröſſern Nazion anzugehören; für den Werth, irgend eine Auszeichnung zu beſizen, die ſeine Beziehung mit dem allgemeinen Vaterlande bezeichnet; für den Werth, der Mitbürger eines Leibniz, eines Leſſing, eines

Kant, eines Glük, eines Mengs; für den Werth, Glied einer großen Familie zu seyn, in deren Schooße er wieder allein Stärke und Sicherheit findet, mit deren Strahlen sich das Individuum so gerne einfaßt, um seinen eignen subjektiven Werth zu erhöhen.

Am mächtigsten und wichtigsten muß dieß Gefühl dem Teutschen seyn, wenn er mit fremden Nazionen zusammen kommt, bei fremden Nazionen sich befindet, die die zahllose einzelne Nazionen Teutschlands oft kaum dem Namen nach kennen, bei denen kein Stempel als der teutsche gilt, bei denen nur dieser Achtung verschaffen kann.

Wahr ists, Teutschland hat aufgehört eine Nazion zu seyn; aber warum? — Weil man rastlos strebte, alle Allgemeinheit der

Züge zu vertilgen, und weil nichts dem entgegen arbeitete. Ob überhaupt Herrſcher und Völker dabei gewonnen haben? iſt eine andre Frage; aber den Sitten iſt es vorbehalten und allein vorbehalten, die Folgen oder Verirrungen der Ehrſucht zu vergüten, und die zerrißne Fäden wieder anzuknüpfen.

Es iſt unbeſiegbare, in der Natur der menſchlichen Seele liegende Wahrheit — der, nach ſo manchen Verirrungen, erſt neuerlich die franzöſiſche Nazional-Konvenzion in ihrer Berathſchlagung über das Koſtüm der Volks-Repräſentanten und öffentlichen Autoritäten gehuldigt hat, — daß der Einfluß des Aeuſſerlichen auf Sitten und Verfaſſung allmächtig ſey. Es giebt zwei Wege, ſchlafenden Empfindungen Leben und Daſeyn zu geben: Ueberzeugung der Vernunft und Be-

rührung der Taſten der Sinne. Beide ſind gleich ſicher, der lezte nothwendig allgemeiner. Der Unterſchied iſt nur, daß im leztern Fall das berührte Weſen die Empfindung gar nicht gekannt hat, und ſie für eine neue Schöpfung hält. Vielleicht würde alſo eine Nazional-Tracht die Bande der Teutſchen feſter anziehen, mehr Gemein-Sinn ſchaffen als eine neue Konſtituzion von Papier. Vielleicht würde der Teutſche allmählig mehr Werth darauf ſezen, die Uniform einer groſſen Nazion als eines einzelnen Hofs zu tragen.

Vielleicht liegt ein großer Theil des gänzlichen Mangels an public ſpirit, an Einheit der Nazion darin, daß außer der Sprache durchaus kein ſinnliches Band dieſes Zuſammenhangs mehr exiſtirt.

Es iſt hier nicht von Kokarden, ſondern vom Gewand die Rede; ſo wenig an ſich die Kokarde um deswillen das Anathem verdient, welches man über ſie ausgeſprochen hat, weil ſie zufällig zum Vereinigungs-Punkte einer Empörung diente. Sie kann eben ſo gut ein Vereinigungs-Mittel ſeyn, ſich zur Beſchüzung der Geſeze und der jezigen Verfaſſung, des Eigenthums, und der wahren Freiheit zu ſammeln.

Eine Nazional-Tracht würde aberauch dem teutſchen Staats-Bürger augenblikliche reelle Vortheile gewähren.

Hier iſt nicht der Ort, die große Frage: ob und wie weit der Luxus ſchädlich iſt? umſtändlich zu beantworten. Aber gewiß iſt es, daß Nazional-Tracht den Luxus, ſo weit er

ſchädlich iſt, begränzen würde. Gewöhnte ſich nur die Menſchheit, bei all ihren Handlungen nur von einem Zweke auszugehen und durchaus in dem Gleiße zu bleiben, das zu dieſem Zwek führt, ſo würde ſie ſich auch in der Bekleidung unmöglich in die abentheuerliche Launen und Grillen haben verwirren können, welche die manni[illegible]faltigen Trachten der Nazionen bezeichnen. Schuz gegen Hize und Froſt, gegen die Stürme der Witterung, Bedekung der Nakthеit, als ohne Felle der Schaam, Bequemlichkeit, Anpaſſung in Abſicht der Bewegungen und thieriſchen Verrichtungen, Verbergung der Mängel der Natur und Veredlung der Form – dieß ſind die Zweke der Bekleidung, dieß müſſen ſie ſeyn! Wie weit iſt nicht die Menſchheit von ihnen abgekommen!

Das Gewand der mehreſten Nazionen gewährt entweder jenen Schuz nicht, oder es verunſtaltet die ſchöne Formen der Natur. —

Welche ungeheure Caprice, von der Allonge-Perüke des Senators bis zum Puze des Ecken, von der ſteifen Parade des Garniſon-Soldaten bis zur ungebundenen Natur des Hirten-Jungen, von der Dame im Hof-Kleide bis zum Bauer-Mädchen!

Wahr iſts, ſeit dem lezten Dezennium naht ſich die männliche und vorzüglich die weibliche Tracht mehr der Natur und der menſchliche Geiſt ſcheint auch hierin der Vollendung ſeines Kraislaufs nahe zu ſeyn. Aber wie weit ſind auch die neuſten Trachten noch vom Zweke fern!

Würde also durch die ſtille Uebereinkunft teutſcher Männer und Weiber eine National-Tracht geſtiftet, ginnen dieſe dabei vom Geiſte des Gewands aus, ſo wäre wahrlich für die Nazion reiner Gewinn.

Allerdings müßte ſie dabei von andern Nazionen entlehnen, aber dieß bringt die Gleichheit der menſchlichen Form nothwendig mit ſich, und die Zuſammenſezung wäre doch Originalität.

So würde der Mann die langen Bein-Kleider (Pantalons) von den Ungern; die Weſte oder den kurzen Rok, und den kurzen an der linken Schulter hangenden Mantel, und die Form des Huths von dem Spanier, das rund abgeſchnittene Haar von den Quakern und von mehrern Nazionen

entlehnen, und das Ganze würde eine freie, bequeme, edle und natürliche Tracht bilden, die Schuz gegen die Witterung giebt, den Bewegungen des Körpers vollen Spiel-Raum läßt und die schöne Form der Natur nicht entstellt.

Das teutsche Weib würde von den Griechinnen die lange Bein-Kleider, das ungezwungen aufgeschürzte Ober-Gewand, den Gürtel unter dem Busen kopiren; verbunden mit einem an den Körper sich anschmiegenden Korset mit Aermeln. Ihr Kopf-Puz könnte immer ganz der Phantasie überlassen bleiben, wenn sie nur vom Natürlichen sich nicht zu weit entfernte.

Wie groß wäre auch nicht bei solchen Trachten der Gewinn für die Kunst. Sie

würden die ſchönen von den Launen der Mode mishandelten und verunſtalteten Formen der Natur wieder herſtellen, die einſt Praxiteles, Zeuxes und Apelle ſchuf; Sie würden ſelbſt die Menſchen-Gattung veredeln, indem ſie der Phantaſie der Mütter nur ſchöne und edele Umriſſe darſtellten und indem ſie der Ausdehnung und dem Spiel der Muskeln ungehemten Gang öffneten. Der Eitelkeit, der Glanzſucht, dem Eigenſinn, den Grillen der Mode bliebe in den Stoffen, und Farben der Tracht, in den mannichfaltigen Verzierungen, im Kopf-Puz immer noch ein weiter Spiel-Raum.

Das allmächtigſte und ſicherſte aller Zwangs-Geſeze: die Ueberzeugung, würde vielleicht dann den Teutſchen die ſtille freie Uebereinkunft abdringen, ſich zu einer ſolchen

Tracht nur inländischer Zeuche zu bedienen; dieß würde die Nazional-Industrie begünstigen und der Bilanz des teutschen Kommerzes eine vortheilhafte Richtung geben.

Ich wiederhole es, nicht Geseze, wären sie auch für Teutschland nach dessen Verfassung möglich, können diese Revoluzion bewürken. Der Mensch ist mit Recht eifersüchtig auf seine Freiheit, und die gesezgebende Gewalt kann ihre Würkung über die unmittelbaren Zweke derselben: nemlich Sicherheit und Ordnung der Gesellschaft, nicht ausdehnen, ohne deren Glieder zu empören, ohne in diejenige Freiheits-Porzion einzugreiffen, die jeder derselben bei dem gesellschaftlichen Vertrage sich vorbehalten hat. Also kann und darf diese Revoluzion in der Tracht nur das Werk der stillen Uebereinkunft der

Nazion ſeyn; aber auch dieſe hat große Schwierigkeiten. Der größte Theil fürchtet, ſich durch den Anfang auszuzeichnen, ſich der öffentlichen Kritik auszuſtellen, inſolirt zu werden und alſo ſingulär zu ſcheinen. Aber doch iſt jene ſtille Uebereinkunft über ſo viele Gegenſtände, z. B. die Abſtellung der Trauer-Kleider endlich zur Herrſchaft geworden. Sollte ſie es nicht auch hier werden können?

Mag meine Idee immer lange bei andern ſchönen Träumen ſchlummern; ſie iſt denn doch in das Archiv der Menſchheit niedergelegt, und Urkunden die ihr frommen, werden oft ſpät nachher aus dem Staube hervorgeſucht. Noch immer iſt es nicht Zeit zu ſagen, daß der gute Abt St. Pierre durchaus und allenthalben vergebens geträumt hat.

8.

Litterariſches Konſultatorium.

Eine Geſellſchaft praktiſcher Aerzte zu Hamburg hat ein Inſtitut errichtet, deſſen Zwek iſt, auch entfernten Kranken, auf Anfrage, Rath und Hülfe zu ertheilen.

Der Mark-Graf von Baaden hat vor einigen Jahren ein Rathgebendes Kollegium niedergeſezt, bei dem ſich jeder Staats-Bürger, dem ein Rechts-Streit bevorſteht, über die Rechtlichkeit ſeiner Anſprüche oder Behauptungen Belehrung verſchaffen kann, eh' er dieſe gerichtlich verfolgt.

Beide Inſtitute verdienen den Beifall jedes Weſens, dem Menſchen-Wohl heilig iſt.

Sollte denn nicht für den Schriftsteller, mindestens für den angehenden, ein ähnliches litterarisches Konsultatorium errichtet werden können?

Wie oft fehlt es dem angehenden Schriftsteller, nach seinen Lokal- oder andern Verhältnissen an einem kritischen Freunde; und doch hat schon Horaz seine Wichtigkeit so lebhaft gefühlt, doch ist in Wissenschaft und Kunst unsre eigne Ansicht so trügerisch, doch kann einzig fremde Ansicht unser Gefühl berichtigen, uns über die Fleken und Mängel unsrer eignen Schöpfung aufklären; — doch kann sie allein, entkleidet von der Favoritschaft unsrer Neigungen und Leidenschaften, die so oft mit unsern Geistes-Kräften in Widerspruch stehen, diesen ihren richtigen Würkungs-Kreiß anweisen. — Nicht immer

iſt diejenige Wiſſenſchaft, zu der unſer Herz uns zieht, diejenige der auch unſer Geiſt gewachſen iſt: und nicht alles deswegen vortrefflich, weil es con amore gearbeitet iſt.

Ein kritiſcher Freund ausgerüſtet mit Einſicht und mit dem Muthe, wahr zu bleiben, mit der Kälte, ſeinen Kopf nicht durch das Herz beſtechen zu laſſen, iſt ein ſehr ſchäzbares, aber warlich ſehr ſeltenes Weſen.

Welcher Weg bleibt alſo dem angehenden Schriftſteller, ſich zu berichtigen und fortzuſchreiten, als die Preſſe? Den Beſcheidnen und Aengſtlichen wird die Gefahr der Publizität zurük ſchreken, alſo das aufkeimende Genie feſſeln und erſtiken. Ueberwindet er auch dieſe Furcht, ſo wird ſtrenge Kritik ſeines erſten Ausflugs ihn betrüben,

ihn muthlos machen und vom Fortschritt zurükhalten.

In der litterarischen Welt, wie in der Gesellschaft und auf der Bühne, entscheidet meist der Debût auf immer; und doch muß er von dem größern Theile der Schriftsteller auf die Gefahr gewagt werden, daß einsame Ansicht ihn getäuscht, und seinen schriftstellerischen Ruf auf immer verkrüppelt haben könne. Wie oft wird nicht der in der Folge durch öffentliche Kritik belehrte und gebildete Schriftsteller wünschen seine erste Produkte zurüknehmen, wie oft vergebens wünschen, selbst das Ueble wieder vernichten zu können, das diese Produkte stifteten, und das seine durch fremde Ansichten nicht berichtigte Partheilichkeit und Vaterliebe, ihm damals verbarg!

Wie viel klaſſiſche Werke mehr, wie viel unreife Produkte weniger würden wir beſizen, wenn dieſe Geburten durch fremde kalte Prüfung erſt gezeitigt worden wären! — Wie manchen Schriftſteller hindert Tod oder bürgerliche Verhältniſſe, ein Einmal gedruktes Werk umzuarbeiten und in einer reinern, für Menſchheit und Wiſſenſchaft nüzlichern Geſtalt wieder zu geben! — Wie manches unvollkommne oder unreife Werk kann, wegen des gerade davon herrührenden Mangels an Abſaz der erſten Auflage, in keiner zweiten veränderten und vollkommnern mehr erſcheinen!? Wie viel zu nah an einander gedrängte neue Auflagen der nemlichen Werke würden erſpart werden, — die für die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und für den Umlauf der Kenntniſſe nachtheilig ſind, weil ſie den Bücher-Ankauf erſchweren, — wenn

schon die erste Auflage eines wichtigen Werks vollendeter erschiene! Unverkennbar ist also die Menge und Größe der Vortheile, wenn der Schriftsteller, vorzüglich aber der angehende, vor der Publizität seines Werks, sich durch eine geheime Prüfung und Beurtheilung belehren und berichtigen könnte.

Der Weg dazu wäre die Errichtung eines Litterarischen Konsultatoriums. Eine Gesellschaft Gelehrter vereinigte sich, die ihr von Schriftstellern zugesendete Handschriften ausführlich zu zergliedern und zu beurtheilen; jeden Tadel und jeden Beifall mit Beweißen zu beurkunden.

Der Raum der kritischen Blätter macht es ihnen nur bei den wichtigsten Werken

möglich in eine vollständige Zergliederung einzugehen. Die Kosten des Druks und Papiers würden sonst die Journale zu einen zu hohen Preiß steigern; sie würden selbst an Interesse verlieren; weil bei unvollkommenen oder unwichtigen Werken nicht das ganze Publikum, nur der Schriftsteller bei einer ausführlichen Beurtheilung interessirt ist, und gewinnen kann. Die meisten Rezensionen müssen also kurz und oberflächlich seyn. Dadurch wird aber kein Genie gebildet, dadurch für die Wissenschaften nichts gewonnen.

Wie soll es auch möglich seyn, daß ein Journal von höchstens 365 halben Bogen jährlich die Produkte von 6000 lebenden teutschen Schriftstellern — so berechnet Meusel ihr Heer — gründlich abfertige? der Ban-

kerott iſt ja offenbar und muß mit jedem Jahr zunehmen.

Da es vom Schriftſteller abhinge, ſelbſt vor dem Konſultatorium anonym zu bleiben, ſo verſchwände durch eine ſolche geheime Prüfung für ihn alle Gefahr, ſeinen Ruf zu kompromittiren, oder bei den beſten Abſichten, und dem edelſten Beſtreben für Menſchen-Wohl ſich oft öffentlichen Kränkungen und Demüthigungen, oft dem Hohn ſeiner Mitbürger und der Schaden-Freude ſeiner Neider Preis gegeben zu ſehen.

Oeffentliche Kritik hat oft auf das ganze Schikſaal eines Welt-Bürgers großen Einfluß: mancher hat durch ein unreifes Urtheil ſeine ganze Laufbahn verderben. Ein gründliches und beurkundetes Reſrenſum

würde manches furchtſame Genie entfalten, manchen von Eigenliebe verführten Autor von der litterariſchen Bahn zurükhalten und ihn entweder in einen andern der Geſellſchaft nüzlichern Wirkungs-Kreiß, oder zu einer ſeiner Fähigkeit und Kräften angemeſſenen Sphäre hinweiſen.

Für den talentvollen aber noch unbekannten Schriftſteller würde ſolch ein Reſponſum eine Urkunde ſeyn, die ihm die demüthigende Rolle erſparte, bei Verlegern um Aufnahme ſeines Werks zu betteln; und ſo manches ſchäzbare Produkt, das wegen Mangels eines Verlegers unbekannt bleiben muß, würde unter der Aegide eines ſolchen Reſponſums Verlag finden, und alſo der gelehrten Welt geſchenkt werden.

Auch für den ehrwürdigen Stand der Gelehrten wäre ſolch ein Inſtitut von weſentlichen Vortheilen. Nichts wäre billiger, als daß ihnen, wie den Fakultäten, ihre auf die Prüfung der Manuſkripte verwendete Zeit bezahlt würde; ſo mancher Gelehrte würde alſo dabei ſeinen Unterhalt gewinnen, indeß er ſelbſt in den Wiſſenſchaften fortſchritte; denn Prüfung fremder Produkte ſtählt die Spann-Kraft des Geiſtes, ſchärft die Beurtheilungs-Kraft, heiſcht tiefes Eindringen in den Kern der Wiſſenſchaften, und begünſtigt alſo die Entdekung neuer Wahrheiten; den Prüfer aber zwingt ſie, die Maſſe ſeiner eignen Kenntniſſe zu bereichern, und ſich zu dem Thron der Wiſſenſchaften hinaufſchwingen, der einzig zur Kritik berechtigen kann.

Wenn mich nicht alles täuscht, so müßte solch ein Institut in den Wissenschaften und Künsten – denn auch auf diese ließe sichs ausdehnen – eine ihnen und also der Menschheit sehr wohlthätige Revoluzion hervorbringen.

9.

Litterariſche Gerechtigkeit der Teutſchen gegen alle Nazionen.

Es iſt ein großer und ſchöner Nazional-Zug der Teutſchen, daß wir gerecht ſind gegen alle Völker; daß wir alle ihre vorzügliche Menſchen, Weiſe, Gelehrte, Künſtler und Helden kennen, bewundern, ſchäzen.

Der Teutſche allein lernt, außer den todten, auch beinah alle lebende Sprachen, verpflanzt alle intereſſante Werke aller Nazionen auf ſeinen Boden, nährt ſich von ihnen, bereichert ſich mit ihren Einſichten und Kenntniſſen. Rouſſeau hat in Frankreich, Shakeſpear in England, Arioſt in Italien,

Kamöns in Portugall, Lope in Spanien nicht wärmere Verehrer als in Teutſchland.

Die Litteratur aller Nazionen iſt das Eigenthum des teutſchen Gelehrten, alle ihre Schriftſteller des erſten und zweiten Rangs ſind in den Händen des Teutſchen. Das Schöne, das Vortreffliche ihrer Genie- und Kunſt-Werke nimmt er oft mit größerm Enthuſiasmus auf, als ſie ſelbſt.

Mag man immerhin die Wuth tadeln, mit der die Ueberſezer über alles, was im Auslande erſcheint ohne Unterſchied herfallen, ihr Daſeyn zeugt doch unwiderſprechlich von dem Hunger nach geiſtiger Unterhaltung, von der Sehnſucht nach Fortſchritt in der Ausbildung, die den Menſchen veredelt. Die Kritik würdigt dann was Geld iſt, und hinterlegt dieß zu dem Nazional-Schaze.

Dieſe Gerechtigkeit der teutſchen Nazion, dieſes raſtloſe Streben nach Wahrheit und Ausbildung, dieſes reine Gefühl fürs Edle und Schöne, iſt warlich, vor dem Tribunale des menſchlichen Geiſtes, hohen Werths gegen die ungeheure Einſeitigkeit und Eingeſchränktheit aller andern Völker.

Warlich, der Teutſche hat vor allen andern Nazionen in allen Wiſſenſchaften und Künſten die größte Männer, ſo wie die größere Zahl derſelben aufzuweiſen, hat in allen Wiſſenſchaften und Künſten die höchſte Fortſchritte gemacht, und doch nennen ſich andre Nazionen die gebildetſten, ſehen mit Verachtung und Gleichgültigkeit auf uns herab und unſre größten Geiſter, unſre treflichſte Werke ſind ihnen unbekannt.

Kaum kennen ſie unſren Leibniz, Kant, Wieland, Göthe, Schiller ꝛc. dem Namen nach. Garrik, als Litterator berühmt, kannte unſern Leſſing als Fabel-Dichter, nicht ſeine Emilie, nicht ſeine Mina, nicht ſeinen unſterblichen Nathan!! Und wo iſt die Nazion, die einen Leſſing, einen Wieland ꝛc. uns entgegenſtellen könnte? — Kaum haben die Franzoſen dem Gluk, die Spanier und Italiener dem Mengs, die Engländer der Angelika, dem Händel und Haydn verziehen, daß ſie Teutſche waren! — Man höre und leſe alle Erzählungen der Reiſenden über die Kenntniſſe unſrer Litteratur und Kunſt in Frankreich, England, Italien, Spanien ꝛc. und erſtaune über die tiefe Unwiſſenheit, über den armſeeligen Nazional-Stolz!

Warlich, vor dem partheilosen allgemeinen Richterstuhle des wahren Edeln, Schönen und Guten, ist der Teutsche ein groser Mensch, er verdient eine Nazion zu seyn – oder wieder zu werden.

10.

Ungerechtigkeit der Teutschen gegen ihre eigne Schriftsteller.

Der Teutsche ist gerecht gegen alle Nazionen, gegen seine eigne ist er es nicht.

Teutschland hat in jeder Wissenschaft, in jeder Kunst die ersten Genies, die größten Köpfe aufzuweisen; und keine Nazion ist undankbarer gegen ihre erhabne Mitbürger, gleichgültiger gegen Genie und Talent; nirgend ist die Existenz des hervorragenden Schriftstellers ephemerischer.

Eine Menge guter trefflicher Köpfe bleibt ganz unbemerkt, und ihre Produkte schwimmen ungenossen und ungeschäzt mit der Fluth

der Alltags-Schriften in den Ozean der Vergessenheit hinab. Nur ein höchst seltenes, bizarres — und monströses Phänomen kann sich Auszeichnung und Aufmerksamkeit verschaffen.

Freilich ist der Umfang Teutschlands, das Heer teutscher Schriftsteller mit daran Schuld. Aber hat man wohl Recht, diese Fruchtbarkeit Teutschland zur Sünde anzurechnen? Ist es nicht Vorzug der Nazion, wenn Litteratur und Studium allgemein, wenn eine groſse Masse von Kenntnissen im Umlauf, wenn Forschungs-Geist und Liebe der Wissenschaften weit verbreitet ist? — Mag auch eine groſse Zahl aus Schriftstellern der zweiten und dritten Klasse bestehen; die Wissenschaften, der Zwek der Menschheit: Veredelung des Geists, können dabei nur

gewinnen, je gröſſer die Zahl der Arbeiter iſt; und wo iſt das kompetente Tribunal, das in lezter Inſtanz abſprechen könnte: daß ein Werk nichts, gar nichts jezt oder künftig nüzliches oder wahres enthielte? Indeß entſchuldigt dieß die Ungerechtigkeit der Nazion nicht, die beſſern Köpfe mit den ſchlechtern der Vergeſſenheit zu übergeben und den Maasſtab des Verdienſts nur von einigen Tag-Blättern zu entlehnen. Es wäre eine edle Arbeit, aus den fünf leztern Jahr-Zehnden all' die vorzügliche Werke in jeder Wiſſenſchaft auszuheben und der Vergeſſenheit zu entreißen, die die Wogen der Zeit verſchlungen haben.

Aber gelingt es auch einem Schriftſteller ſich auszuzeichnen, ſo wird er bei dem groſſen Umfange Teutſchlands es ſelten ſo weit

bringen, außer dem Kraiße ſeiner Provinz bemerkt und als Nazional-Schriftſteller aufgezeichnet zu werden. Daher dieſes traurige Haſchen der beſten Köpfe nach Paradoxen und Extremen, die Verirrung von Natur und Wahrheit, dieſes gezwungne Streben, empor zu ragen und zu glänzen auf Koſten der Sittlichkeit oder ihres eignen reellen Werths. Würden nicht die Franzoſen, die Britten erſtaunen, wenn man ſie verſicherte, daß ſelbſt die Litteratoren, die Aeſthetiker Teutſchlands die beſten Köpfe ihrer Nazion nicht kennen, wie erſt Eſchenburg bewieſen hat?

Warlich, die Kälte, mit der die edelſte Werke, Werke, die der Stolz jeder andern Nazion ſeyn würden, aufgenommen und vergeſſen werden, durchſchneidet das Herz

des Teutschen, der sein Vaterland und dessen große Männer liebt!

Wir beten z. E. Roms Horaz an – und Heydenreich, nach meinem Gefühl in der philosophischen Ode mehr als Horaz, ist kaum als Dichter bekannt.

Der Mönch von Libanon, nach meinem Gefühl eines der schönsten Geistes-Produkte in irgend einer Sprache, hat keine Sensazion gemacht und kaum ist der Name des Verfassers bekannt! Ach! daß Teutschland keine Nazion mehr ist. Der gleichzeitige Schriftsteller darf nicht einmal auf Interesse, auf augenblikliche Bemerkung, auf Dank seiner Mitbürger rechnen; aber noch größer ist die Ungerechtigkeit, auch die besten Köpfe der Vorzeit, die von ihren Zeitgenos-

ſen allgemeine Verehrung beſaßen, in kalte Vergeſſenheit zu begraben.

Gellert, Teutſchlands La Fontaine, Rabner, ſein Juvenal, Weiſſe, Schlegel, Brave, Lichtwehr, Roſt, Zachariä, Hagedorn, Blum, Romanus, Duſch und ſo viele andre vorzügliche Schriftſteller der Nazion, die ihr Morgen-Röthe des Geſchmaks verkündeten, wer kennt, wer ließt, wer nennt ſie noch? — Kaum iſt Uz, Kleiſt, Geßner ꝛc der gänzlichen Vergeſſenheit entronnen, und ein teutſcher Schriftſteller, ſo groß er auch ſey, begräbt ſeine litterariſche Unſterblichkeit unter ſeinem Erd-Hügel. Hört er auf, in jedem Meß-Katalog zu erſcheinen, ſo wird er noch lebend vergeſſen. So lohnt, ſo ſpornt Teutſchland ſeine Genies! — Ein Produkt verdrängt das andre. Litterariſcher

Heißhunger verſchlingt alles, was die Zeit bringt, verdaut aber nichts und genießt nichts. Und doch iſt es das ſchöne Vorrecht der Liebe zu den Wiſſenſchaften, aus der Vergangenheit Genuß und Kraft zu holen für Gegenwart und Zukunft! Möchte doch ein edler Teutſcher das Andenken ſeiner großen Lands-Leute aus der Vorzeit, und zugleich Teutſchland von der Schande des Undanks retten!

Daß Teutſchland bei all dem noch ſtets ſo viele große und edle Männer hervorbringt, beweißt, welche Kraft in der Nazion liegt, zieht in den Augen jedes gerechten und fühlenden Weſens eine Glorie um ihr Haupt, aber es erhöht die Sünde des Undanks.

II.

Ueber öffentliche Heurathś-Nachfragen.

Kaum existirt ein der Menschheit interessanter Gegenstand, den die Philosophie nicht bearbeitet, kaum ein menschliches Institut oder Verbindung, deren Mängel, Gebrechen und Unvollkommenheiten sie nicht angegeben hat. Hat sie aber auch stets zweckmäßige, d. h. nicht auf idealische Voraussezungen gebaute, also aus dem Geiste des Instituts geschöpfte, auf das, was ist und nach der Organisazion der Menschheit seyn muß, gegründete, mithin ausführbare Mittel angegeben, jenem Mangel abzuhelfen, diese Institute zu verädeln? Ich glaube, Nein!

Es giebt eine abſtrakte Pſychologie, die von den Grund-Trieben der menſchlichen Seele ausgeht, und deren Schlüſſe, ſo wie die Reſultate ihrer Unterſuchung, alle ſehr richtig ſeyn können, ohne der Menſchheit zu frommen. Nur eine groſſe Maſſe von Erfahrung, Welt- und Menſchen-Kenntnis kann der Anwendung jener Reſultate allenthalben ihren richtigen Plaz anweiſen, und wie ſelten iſt dieſe mit reinen pſychologiſchen Kenntniſſen und kaltem ausdauernden Forſchungs-Geiſte gepaart?

Die Ehe iſt einer jener Gegenſtände, über deſſen Zwek und Weſen die Philoſophen aller Zeiten, vorzüglich aber die unſrer Nazion nichts zu ſagen übrig gelaſſen haben. Wer kennt nicht, unter zahlloſen andern Werken, das vortreffliche Buch des edlen Unge-

nannten über die Ehe? dieſes Mannes, der den hohen Adel der Seele beſaß, allem ſchriftſtelleriſchen Ruhme zu entſagen, und ſeinen einzigen Lohn in dem eignen Bewußtſeyn ſeines wohlthätigen Genius zu finden? Bei ihm und in ſo vielen andern philoſophiſchen, zum Theil in das Gewand der Romane und Schauſpiele gehüllten Schriften findet man eine lange Reihe von Mitteln angegeben, dieſes heiligſte Inſtitut der geſelligen Menſchheit zu dem beglükendſten zu erheben. Aber warum iſt, troz ihrer Wahrheit und Stärke, ihre Würkung in der bürgerlichen Geſellſchaft ſo ſchwach, ſo wenig ſichtbar?

Ich will es verſuchen, dieß aufzulöſen: Alle dieſe Mittel ſind einzig auf Erhöhung der Moralität, auf Veredlung der Empfin-

dungen berechnet. Und Dank ſey dafür ihren freundlichen Schöpfern! – Aber dieſe Hebel können, nach der Natur der menſchlichen Seele, nur ſo langſam, ſo unſicher würken! Ihr Gang wird durch die Grund-Triebe der menſchlichen Seele, durch deren Krankheiten und die des Körpers ſo oft gehemmt, ihre Würkung fordert einen ſo ununterbrochnen und anhaltenden Kampf mit all' dem, was unſre Begierden, Leidenſchaften und Schwachheiten jeden Augenblik ſo gebietheriſch heiſchen, daß ſie nur durch den höchſten Grad von ausdauernder Beharrlichkeit und Seelen-Stärke errungen werden kann. Und iſt dieß wohl, kann das wohl das Erbtheil vieler Sterblicher ſeyn?

Noch mehr! der Philoſoph kann durchaus nur allgemeine objektive Vorſchriften ange-

angeben. Aber bei der zahllosen Mannichfaltigkeit der menschlichen Verhältnisse, Karaktere und Temperamente, hat in der subjektiven Frage: ob der einzelne Fall unter die Vorschrift passe? Irrthum, Seelen-Schwäche und Leidenschaft einen so ungeheuern Spiel-Raum, daß er die allgemeinen Vorschriften in der ehelichen Verbindung schwerer, seltener als irgend anders, würklich und lebendig werden läßt.

Nur scheint es, der Grund: warum die Ehe — der Bund zweier Wesen verschiedenen Geschlechts zur Liebe, zur wechselseitigen Beglükung, zur Zusammenschmelzung ihres Seyns, dessen höchste Blüthe uns dem Götter-Stande so nahe bringt, und, ihrem Geiste nach, bringen soll, — warum er so selten dem Zweke entspricht, und größ-

tentheils die Quelle des Unglüks wird, liegt einzig in unſern Sitten.

Nach dem oben angegebenen Geiſte dieſes Bunds heiſcht er ſchlechterdings zwei Weſen, die ſich lieben, — im vollen und richtigen Sinn dieſes Worts, in dem es auch den Wechſel der Neigung ausſchließt — die ſich wechſelſeitig beglüken, die zuſammenſchmelzen können.

Aber wie, um aller Götter willen, ſollen denn nach unſern Sitten dieſe Weſen ſich finden? Zugegeben, daß bei der jezigen Stufe der Kultur, die Erhöhung des Luxus unvermeidlich mit ſich führen muß, daß die Wahl des Gatten durch tauſend äußre Verhältniſſe eingeengt wird; ſo iſt dieß nur ein Grund mehr für den Beweiſi, daß, ſo

wie die Sachen jezo ſtehen, die meiſten Ehen unglüklich, daß die Mittel zwekmäßig zu wählen, erweitert werden müſſen.

Nach unſern Sitten iſt es meiſt Zufall, der die eheliche Verbindungen ſchließt, und auf ihn ſind wir verwieſen, bei der wichtigſten Handlung und Verbindung unſers Lebens, bei der Entſcheidung des Glüks oder Unglüks unſers ganzen Daſeyns? Die ſcharfen Gränzlinien der Stände, die ſteigende Zahl der Bedürfniſſe, der Luxus engen ohnehin die Wahl in ſo ſchmale Gränzen ein, und unſre Sitten ſchließen vollends den Begriff der Wahl aus.

Werden die ewige Deklamazionen über Konvenienz-Heurathen nicht ewig zwekloß bleiben und bei der fortſchreitenden Er-

weiterung der Bedürfniſſe immer zweckloſer werden? Wäre es nicht zweckmäßiger, vielmehr der Wahl einen freiern Spiel-Raum zu verſchaffen?

Aber dem weiblichen Geſchlechte iſt es ohnehin durch unſre Sitten ganz unterſagt, auf die Wahl eines Mannes auszugehen, ſelbſt die Aeußerung eines Wunſches der ehelichen Verbindung, alſo der Beſtimmung, die doch einzig ihrem Daſeyn in der Menſchheit Werth giebt, darf nur leiſe ſich hören laſſen. Mag man denn immer bei Mädchen der höchſten und liebenswürdigſten ihrer Tugenden, der Sittſamkeit und Schaamhaftigkeit, dieſes Opfer bringen, aber mindeſtens löſe man die Feſſeln der Männer.

Wie ſelten muß nicht der Fall ſeyn, wo der Mann, der einer Gattin bedarf, durch

seine Glüks-Umstände, durch seine häusliche Verhältnisse im Stande ist, sie in einem weiten Kreiße zu suchen! Welche Menge von Konnexionen sezt dieß voraus! Denn zur Wahl einer Gattin ist es nicht genug, daß er das Mädchen sieht, er muß es auch kennen lernen. Meist ist er also auf seine Heimath, auf seine Vaterstadt eingeschränkt, und auch da meist wieder auf den Zirkel, den ihm sein bürgerlicher Stand, seine Familien-Verbindungen anweisen. In diesen nun so sehr eingeengten Kraiße soll und muß er also seine Gattin suchen und finden, und dann erstaunt man noch, wenn der glükliche Zufall so selten ist, der ihm eine Gattin zuführt, bei welcher alle äußere Verhältnisse zu den seinigen passen, kein Hindernis von Seiten des Vermögens, der Verwandten, des Alters, des Stands u. s. w. eintritt,

die — was doch Geiſt und alſo Zwek der Ehe iſt — er liebt, die ihn liebt, und bei der auch die Fähigkeit ſich wechſelſeitig zu beglüken, nach der eigenthümlichen Beſchaffenheit ihrer Karaktere, Temperamente u. ſ. w. würklich vorhanden iſt?

Und unter ſolchen Umſtänden in einem ſo zuſammengeſchrumpten Kraiße kann man unſre eheliche Verbindungen noch Werk der Wahl nennen? kann man noch ſich wundern, wenn der Mann, in der Unmöglichkeit einer freien Wahl nach dem Geiſte der Ehe, dieſe nur als ein ökonomiſche Operazion betrachtet und nach dieſem Sinne handelt?

Die Britten, dieſes zwar ſtolze und grillenhafte, aber helldenkende Volk, haben unter den europäiſchen Nazionen zuerſt hier-

über nachgedacht, haben zuerſt über das nicht von Vernunft, nur von Gewohnheit geheiligte Vorurtheil ſich hinweggeſchwungen, das öffentliche Nachfrage nach einer Gattin verbiethet. Bei ihnen ſind zuerſt Ehe-Prokuratoren und öffentliche Heuraths-Geſuche erſchienen.

Und doch ſind die Sitten dort weniger als irgendwo einer ſolchen Rükkehr zur Wahrheit günſtig; nirgendwo iſt das Weib mehr zur Abgeſchiedenheit, Stille, und Sittſamkeit gebannt, nirgend — die unvermeidliche Sittenloſigkeit der höheren Stände in einer monſtruöſen Hauptſtadt nothwendig abgerechnet — die Heiligkeit ehelicher Treue und weiblicher Ehre größer.

Daher hat denn auch jene Rükkehr zur Wahrheit wenig ausgebreiteten Einfluß,

gehabt, und die Publizität der Verbindungs-Geſuche iſt noch immer mit dem Stempel der Lächerlichkeit und Unſchiklichkeit bezeichnet geblieben.

In Teutſchland iſt ſie vollends mit dem der Unſittlichkeit gebrandmarkt worden. Man hat ſogar die Bühne benuzt um ihr den Karakter der Immoralität und des Ridikuls aufzudrüken. Der lezte iſt der mächtigſte, weil er den erſten Grund-Trieb der menſchlichen Seele, die Eigenliebe, angreift. Der Menſch fürchtet alſo minder, unſittlich zu ſcheinen, als lächerlich.

Der Forſcher der Wahrheit zittert für nichts, ihn darf nichts aufhalten, und wenn er den Kopf des Seneka nicht ſelbſt unter einer Schellen-Kappe findet, ſo fehlt es ihm an Forſchungs-Geiſt oder Forſchungs-Trieb.

In Teutſchland ſind wenige mit öffentlichen Nachfragen aufgetreten, und auch dieſe haben ſich ſorgfältig und ängſtlich hinter das Bollwerk der Anonymität verſchanzt.

Worin liegt denn das Unſittliche oder Lächerliche: daß ein Mann der eine Gattin bedarf, und ſie in dem engen Kraiße ſeiner Bekannten nicht findet, ſie in einem weitern Zirkel ſucht, mit dem einzigen Mittel ſucht, das ihm ſeine Verhältniſſe geſtatten? — Liegt dieſe Unſittlichkeit, dieſe Lächerlichkeit in der Vorausſezung, daß wenn der Mann einer Gattin, wie er ſie ſucht, würdig wäre, er ſie ohne öffentliche Anfrage gefunden haben würde? Iſt denn dieß nicht eine untergeſchobene Vorausſezung? eine widerſinnige Vorausſezung, weil ſie den Bekanntſchafts-Kraiß des Mannes

gegen die Wahrheit willkührlich ausdehnt?— Ist es denn nicht vielmehr lächerlich, zu fordern, daß der Mann gerade die Gattin, die er wünscht, durchaus in engen Kraiße seiner Bekanntschaft finden müsse? Liegt denn an sich in dem Wunsche, eine Gattin zu besizen etwas Lächerliches oder Unsittliches? Warum denn also in dem öffentlichen Bekenntnis dieses Wunsches? Das Lächerliche und Unsittliche liegt also einzig im Ungewöhnlichen; darin, daß nicht Nachdenken über Geist und Zwek seiner Handlungen, sondern Mechanismus der allmächtigen Gewohnheit, den Menschen gängelt.

Unleugbar muß durch die Erweiterung des Kraißes der Wahl, die Summe glüklicher Ehen zunehmen, unleugbar müssen dadurch Menschen sich zugeführt werden,

die Mangel an Familien-Verbindung, Entfernung des Aufenthalts und tauſend andre Verhältniſſe trennten, und die ohnedieß ſich nie gefunden hätten. Und wenn unter tauſend Ehen nur Eine glükliche dadurch geſtiftet würde, iſt dieß nicht reeller Gewinn für die Menſchheit?

Aber dieſe Erweiterung hat auch noch andre Vortheile für die große Familie. Durch die Einſchränkung der Wahl auf die ſich bekannten Familien wird das Pflanzenartige des Menſchen genährt; wird der Lokalismus und Egoismus und Abderitismus, wird dieſe Engheit der Einſichten und Geiſtes- und Seelen-Kräfte, dieſe erbärmliche Einſeitigkeit der Anſichten gepflegt, die den Flug der Seele hemmt, und der Schwung-Kraft der Menſchheit die Fittige lähmt.

Es iſt Zeit, daß das Blut der Völkerſchaften ſich miſche; daß dieſe Miſchung jenen verderblichen Egoismus vertilge, daß insbeſondre Teutſchland wieder Ein Volk werde, daß aus der Verpflanzung der Familien Nazional-Geiſt, und beſſer noch, Weltbürger-Sinn, das Treibhaus alles Edlen und Guten, vorzüglich der Gaſtfreundſchaft, der Theilnehmung, der Wohlthätigkeit, hervorblühe, daß durch dieſe Reibung der Sitten die ſcharfe Ekken des Lokalismus abgeſtoßen werden, und daß der Menſch zurükgeführt werde in den Schooß der großen Familie, der er zuerſt angehört, und deren Ahnen-Tafel vor dem Tribunale der Weisheit und Tugend, und alſo vor dem höchſten und lezten Tribunale des Menſchen, dieß- und jenſeits des Grabs, einzig gilt.

Der Staats-Oekonomiſt deklamirt für Bevölkerung, der Welt-Weiſe empfiehlt die Begünſtigung der Ehe; beide haben Recht, weil der Würkungs-Kraiß der ehelichen und älterlichen Pflichten den Menſchen veredelt. Und noch neuerlich hat die franzöſiſche Nazional-Konvenzion dieſer erhabnen Wahrheit gehuldigt.

Aber wird denn dieſer Zwek einzig durch die Vermehrung der Ehen erreicht? beruht denn das Wohl der Menſchheit in der Summe der Ehen überhaupt oder der glüklichen Ehen? Sind unglükliche Ehen nicht Molche des Menſchenwohls?

Ich höre die Einwürfe gegen meine Idee: „Oeffentliche Heurathe-Anträge werden Be„trug und Täuſchung begünſtigen

Man gehe von dieſem Verdacht aus und erhöhe ſeine Vorſicht; der Betrüger wird ſpät oder früh entlarvt werden. War Betrug und Täuſchung in unſrer jezigen Verfaſſung ausgeſchloſſen?

„Ehe-Prokuratoren würden in „Kuppelei ausarten, die Ruhe der Familien „ſtören und die Unſittlichkeit befördern."

Man nehme ſie unter die Aufſicht des Staats. Man vertraue ſie nur bejahrten und unbeſcholtnen Menſchen. Oder ſollte ſolch ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit der Staats-Verwaltung unwerth ſeyn?

Welches menſchliche Inſtitut kann nicht irgend eine nachtheilige Seite haben? Kommt

es nicht hier wie allenhalben auf das Mehr oder Weniger an?

Genug, daß auf diesem Wege oft Seelen sich finden würden, die Natur und Gleichheit der Empfindungen einander bestimmten, die Entfernung und Verhältnisse trennten und ewig getrennt haben würden.

12.

Vertheidigung des Hanns-Wurſts.

Möſer hat in ſeiner vortreflichen Abhandlung Harlekin die Vertheidigung des Groteske-Komiſchen ſchon längſt übernommen. Dieſe Schrift iſt mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden, ſie hat mehrere Auflagen erlebt, ſeine Gründe ſind unwiderlegt geblieben. Mehrere andre groſe teutſche Schriftſteller, Leſſing, Engel, Stolberg, (im 2ten Band ſeiner Reiſen) Flögel, haben den Harlekin in Schuz genommen, haben die Nothwendigkeit ſeiner Wiederaufnahme gefühlt und dieſe empfohlen, und doch iſt er noch immer von der teutſchen Bühne verbannt! –

Möſer

Möſer vorzüglich, hat gezeigt, daß die Karrikatur auf dem Theater die nemliche Rechte habe, als in der Mahlerei; daß der Karakter des Harlekins keineswegs gegen den Zwek des Schauſpiels ſey. Seine Gründe haben Senſazion gemacht, aber keine Ueberzeugung gewürkt. Es iſt allerdings der Mühe werth, die Urſachen dieſes Anathems aufzuſuchen und zu prüfen.

Das Daſeyn einer groteſken Perſon, einer Karrikatur, datirt ſich bei allen Nazionen bis zum Urſprung der Bühnen ſelbſt. Es hat dieſes Daſeyn allerdings dem Geiſte der Schauſpiel-Kunſt zu danken; dieſer beſteht zwar in der Darſtellung der menſchlichen Sitten und Handlungen, und das Schauſpiel iſt allerdings, wie es Mercier nennt, ein Gemählde der Natur. Aber zum Ge-

ſte der Kunſt gehört nothwendig auch ihr Zwek. Und dieſer iſt: Beſſerung der Sitten und Beluſtigung zugleich.

Von dieſem unwiderſprechlich-richtigen Begriffe des Geiſtes der Schauſpiel-Kunſt ausgegangen, iſt Harlekins Sache gewonnen. Beſſerung der Sitten fordert Darſtellung der Thorheiten, des Lächerlichen, der Vorurtheile, ſo wie der Leidenſchaften.

Das Schauſpiel iſt eine Fresko-Mahlerei. Um ſtarke Würkungen, ſtarke Erſchütterungen auf mehrere in ihrer Empfindungs- und Vorſtellungs-Art ſo ungleiche Menſchen zugleich hervorzubringen, muß es Uebertreibungen aufnehmen. Wenn es dem tragiſchen Dichter erlaubt iſt, die Leidenſchaften in ihrer höchſten Spannung und Kraft

darzustellen; wenn er nur dadurch würken, erschüttern und Theilnehmung hervorbringen kann; warum sollte es dem komischen verwehrt seyn? Auch seine Geißel kann auf Thorheiten und Lächerlichkeiten nur durch Karrikatur würken; auch er bessert die Sitten.

Aber er belustigt zugleich. Und was für eine sonderbare grämliche Weisheit ist das, die unsre Fröhlichkeit despotisch in willkührliche pedantische Formen von Anstand, Ernst und Würde pressen will?

Freiheit ist ihr unvertilgbarer Karakter. Ist es denn ein unedler, unanständiger oder unsittlicher Zwek des Schauspiels: die Falten unsrer Stirne zu entrunzeln, unsere Kümmernisse zu lindern, unsre Seele der

Fröhlichkeit, der Heiterkeit aufzuſchließen, und ſo die Laſten des Lebens zu erleichtern? Iſt der Zwek: die Summe allgemeiner menſchlicher Glükſeeligkeit zu vermehren, des Weiſen unwerth?

Und doch ſcheint es, daß nur geheime Schaam den gebildetern Theil des Publikums abhält, den Harlekin laut zurükzurufen, indeß er im Stillen würklich ſeine Stimme hat. Man lachte herzlich gerne bei Harlekins bunter Jake, aber man fürchtet dadurch den Ruf der Kultur zu verlieren, man fürchtet ſelbſt lächerlich zu werden. Woher dieſe Furcht?

Alle Nazionen hatten ihre Poſſen und Harlekins und viele haben ihn noch. Der ernſte Spanier lacht noch bei ſeinem Era-

zieso und Entremeres. Der Franzoſe hat den Harlekin zwar auf ein beſondres Theater verbannt, aber er ſieht ihn mit immer gleichem Vergnügen; in Italien iſt er ohnehin zu Hauſe.

Als das Schauſpiel und mit ihm der Pikelhäring nach Teutſchland kam, mußte er nothwendig den Volks-Karakter annehmen; alſo bei der niedern Stufe der Kultur der Nazion im Verhältnis andrer, all' die Plumpheit und Wildheit des Nazional-Karakters. Im teutſchen Hanns-Wurſt wurden Harlekins Scherze Zoten, ſein Wiz Plattheiten, ſeine Lazzis Unanſtändigkeiten.

So fand ihn Gottſched, als er ſich zum Wiederherſteller des teutſchen Geſchmaks aufwarf. Er, der doch, ſtatt dem Geſchmak

eine eigenthümliche Nazional-Basis zu geben, aus Mangel an Kraft dazu, auch auf der Bühne den Teutschen nur Affenmäßig dem Franzosen nachzubilden strebte; der also mindestens auch im Grotesken diesem Grundsaze hätte getreu bleiben sollen, verbannte Pritsche und Jake gänzlich, und überschwemmte das Theater dagegen mit wässerigen Uebersezungen.

Seitdem hat sich der Geist der Nazion freilich aus eigner Kraft gehoben; Aber die Gattung des Grotesken ist immer verbannt geblieben. Das Bedürfnis dazu hat man wohl hier und da gefühlt, Hanns-Wurst ist von Zeit zu Zeit wieder erschienen; aber so groß war die Furcht vor dem Schatten Gottscheds, und seiner Genossen, Sonnenfels ꝛc. das er es nie wagte, wieder unter seinem ei-

genthümlichen Karakter und Namen aufzutreten. Bald kam er als Krispin, Peter, bald als Bernardon oder Papageno zum Vorschein, und noch jezt existirt er als Kasperle zu Wien, und ist der Liebling aller Stände.

Indeß ist es ein durchaus ungerechtes Vorurtheil, das den Harlekin drükt, ein schädliches Vorurtheil, weil es die Stimme der Fröhlichkeit und also des Genusses mindert; es ist eine durchaus falsche Schaam, die uns abhält, ihn in seiner eigenthümlichen Gestalt wieder auf die Bühne zu bringen. Die wahre Weisheit erröthet nicht über den Wunsch, zu lachen.

Der teutsche Harlekin bedurfte allerdings Bildung, die teutsche Bühne mußte von je-

nen extemporiſirten Stüken, von Zoten und Unſittlichkeiten gereinigt werden; aber das war noch kein Grund, die Jake zu verbannen, uns Teutſchen die ganze Gattung des Groteske-Komiſchen zu entreißen.

Man beſtimme nur den Begriff des Schauſpiels richtig, und man wird es lächerlich finden, daß man ſich nicht die Abſicht laut geſtehen darf, beluſtigt zu werden. Man wird es äſthetiſch unrichtig finden, daß Harlekin außer den Gränzen der Schauſpiel-Kunſt ſey.— Ich wiederhole es, das Schauſpiel iſt Darſtellung, nicht Natur ſelbſt. Außerdem müßte man auch all' die Formen des Schiklichen und Anſtändigen verwerfen, durch welche, nach der allgemeinen Uebereinkunft aller Dramaturgen, die Natur und Wahrheit der Darſtellung begränzt iſt.

Es müßte erlaubt ſeyn, ſich auf der Bühne zu entkleiden, ſchlafen zu gehen ꝛc.

Illuſion iſt alſo offenbar kein allgemeiner Zwek der Darſtellung, iſt es nur da, wo Intereſſe, Theilnahme erregt werden ſoll; alſo nur bei einer einzelnen Gattung des Schauſpiels. Ueberdieß wird der Begriff der Illuſion offenbar übertrieben, wie noch erſt neulich, einer unſrer beſten Käpſe Hagemeiſter, bewieſen hat. Illuſion iſt nicht Ueberredung, daß die dargeſtellte Handlung würklich vorgeht, denn das wäre eine ungereimte und abentheuerliche Forderung, ſie iſt Ueberredung', daß die dargeſtellte Handlung, ſo wie ſie dargeſtellt wird, habe vorgehen können. Warum hat die Oper, die offenbar weit unnatürlicher iſt, als Harlekin, ihren Plaz behauptet? — Mag Harlekin aber

immer ein idealiſches Weſen ſeyn, ſelbſt ſeine Idealität iſt zwekmäßig. Seine Jake exiſtirt nicht, ihr verzeiht man alſo alles. Er kann die Thorheiten und Laſter am ſicherſten geißeln, weil man ihn einmal für ein fantaſtiſches Weſen hält. Ihm und bei ihm iſt nichts unnatürlich. Aber eben deswegen erſezt ihn der luſtige Bediente nicht, den man ihm unterſtellen wollte; denn die Frechheit eines ſolchen würklichen Menſchen empört, weil ſie nicht wahr iſt. Ueberdieß giebt ſie für die Menſchen ſeiner Klaſſe ein den Sitten ſehr nachtheiliges Beiſpiel.

Unbegreiflicher Widerſpruch der Menſchheit! Wir gähnen in Ritter-Stüken, Haupt- und Staats-Aktionen, oder Dramen, bei denen man nicht lachen noch weinen kann, und ſchämen uns, es zu geſtehen; und um

dieſe Schaam zu verbergen, haben wir die unnatürlichſte Gattung, die Oper, auf den Thron gehoben, weil ſie doch noch Einen Sinn reizt!

Indeß hat eben deswegen die Verbannung Harlekins dem Schauſpiel im Ganzen weſentlichen Nachtheil zugefügt. Das Publikum, unbefriedigt durch das Schauſpiel, hat ſich an die koſtbare Oper, an die koſtbare Ballete, an koſtbare Dekorazionen und Kleidungen geheftet. Und all' das richtet die Schauſpiel-Kunſt zu Grunde. Eben deswegen können wenig Städte ein ſtehendes Schauſpiel unterhalten. Wechſelte die Poſſe mit dem ernſten Schauſpiel ab, ſo wäre auch dieß gerettet. Eins würde dem andern die Hand biethen; Eins das andre unterhalten, und für alle Klaſſen des Publikums, für für jeden Geſchmak wäre geſorgt.

Es iſt alſo Zeit, daß wir die Gattung des Groteske-Komiſchen vom Untergange retten und Harlekin wieder in ſeine Rechte einzuſezen. Aber freilich nicht den pöbelhaften Zoten-Reißer, ſondern den gebildeten Satyr. Warum ſollte aber Hanns-Wurſt nicht eben ſo gut der Bildung und Veredlung fähig ſeyn, als Harlekin? Hanns-Wurſt iſt zwar ein triviäler Name, aber es iſt doch ein Nazional-Karakter, es iſt doch ächtes teutſches Produkt. Wollen wir denn nie original, nie ſelbſtſtändig ſeyn? — Mag er alſo immer Hanns-Wurſt heißen, wenn er nur von allen geilen Auswüchſen gereinigt iſt. Iſt einmal der erſte Schritt gethan, ſo wird es uns auch an Nazional-Poſſen nicht fehlen. Ich habe Vernardons-Karakter- und Intriken-Stüke geſehen, die mehr ächte vis comica enthielten, als der allergrößte Theil

der Luſtſpiele mit denen wir ſeit zwanzig Jahren beſchenkt worden ſind.

Die Zeit hat ſo manches Vorurtheil verſcheucht und von ihr erwarte ich, daß ſie auch dieß vollends vertilge. — Vielleicht erſcheint ein Zeit-Punkt, wo man auch die extemporiſirten Stüke, die pièces a canevas wieder auf unſre Bühne bringen darf: die wahre Schule des komiſchen Schauſpielers.

13.

Publizität der peinlichen Verhandlungen.

Wie iſt es möglich, daß der menſchliche Geiſt von dem urſprünglichen Zweke der geſellſchaftlichen Verbindung, von dem urſprünglichen Zweke der aus jener reſultirenden Nothwendigkeit der Strafen, ſich bis zu den Vehm-Gerichten verirren konnte?

Der Zwek der Strafe kann kein anderer ſeyn, als die Züglung der Leidenſchaften; die Belehrung, die Abſchrekung durch Beiſpiel. Und doch verhören wir noch jezt in Teutſchland die Angeklagten ingeheim? noch erfährt ſelten das Publikum mit Gewiß-

heit, was denn der Angeſchuldigte begangen haben ſoll? Weswegen er beſtraft wird? —

Die Staats-Verwaltung iſt da, das Eigenthum des Staats-Bürgers im ausgedehnteſten Sinne, alſo auch deſſen Leben und Freiheit zu ſchüzen. Dieß iſt ſogar der Zwek ihres Daſeyns; dafür übertrug ihr die Geſellſchaft ſtillſchweigend oder ausdrüklich die Pflicht, den Verlezer der bürgerlichen Ordnung und der Geſeze zu beſtrafen, und durch dieſe Strafe andre zu warnen. Wo läge denn aber die Warnung, wenn der Staats-Bürger in den Kerker geworfen, im Kerker über ſein Verbrechen vernommen, aus dem Kerker zur Strafe geführt wird, ohne daß die Geſellſchaft das Weswegen? anders erfährt, als durch das Kamäleon des tauſendzüngigen Gerüchts? in deſſen Munde ſelten

Wahrheit, nie reine Wahrheit liegt, das von den ins unendlich mannichfaltigen Ansichten der Glieder der Gesellschaft seine monstruöse Form erhält? —

Mag die Publizität der peinlichen Verhöre bisweilen neue Verbrechen gebähren, mag sie auch bisweilen der Strafgerechtigkeit nachtheilig seyn, diese unvermeidliche Inkonvenienzen werden überschwenglich aufgewogen, durch die Kenntnis, die die Gesellschaft von dem Gange des Verbrechens in der menschlichen Seele, erlangt, durch die Verwahrungs-Mittel gegen die erste Schritte zum Laster, durch das schauerliche und abschrekende Gemählde der Folgen ungezügelter Leidenschaften, oder ungebildeter Rohheit der Seele, welche die Oeffentlichkeit der peinlichen Verhandlungen der Menschheit darbiethet;

durch

durch die wohlthätige Schaam, die ſie in den nicht ganz verdorbenen nur verirrten Seelen rege macht; am meiſten aber durch die Ueberzeugung, die jeder Staats-Bürger erlangt, daß nur das würkliche Verbrechen, und daß dieſes den Geſezen gemäß beſtraft werde, und durch die Ruhe und Sicherheit, durch den Seelen-Frieden, den gerade dieß dem ſchuldloſen Staats-Bürger gewährt, — und was ſonſt als dieß kann der Zwek der Staats-Verwaltung ſeyn? — Endlich aber auch durch die auf inneres Gefühl gegründete Achtung und Ehrfurcht vor den Geſezen und ihren Vollſtrekern, die dieß den Gliedern der Geſellſchaft einflößt.

Die Staats-Verwaltung iſt allerdings von ihren Handlungen, von der Erfüllung ihrer Pflichten, von der treuen Beobachtung der Geſeze, der Geſellſchaft Rechenſchaft

ſchuldig. Nur dadurch kann ſie unbegränztes Vertrauen und lebendigen d. h. auf Gefühl und Ueberzeugung gegründeten, Gehorſam erwerben. Wenn der Geſellſchaft eines ihrer Glieder entriſſen, wenn es der bürgerlichen Rechte, der Freiheit, des Eigenthums beraubt, wenn es mit Leiden belegt wird; ſollen die übrigen Glieder nicht zittern, ſo lange ſie nicht überzeugt ſind, daß nur die Verlezung der Geſeze jenes Mitglied in jene Lage geſtürzt hat? daß es nur deswegen leidet?

Nein! nur da kann der Staats-Bürger ruhig ſchlafen, wo er mit dem höchſten Grade von Gewißheit ſicher iſt, unter den Fittigen des Schuz-Engels ſeiner Unſchuld und eines reinen Gewiſſens.

Das Gefühl der Rechtmäßigkeit dieſes Anſpruchs der Geſellſchaft, hat diejenige

Rechenschaft geschaffen, welche die Staats-Verwaltung gewöhnlich bei Todes-Urtheilen durch die peinliche Urgicht dem Publikum ablegt. Wie? und dieses wäre bei jeder andern Strafe nicht eben so interessirt, überzeugt zu seyn, daß kein Unschuldiger bestraft werde, daß die Strafe den Gesezen angemessen ist?

Es kann Fälle geben, wo zu frühzeitige Bekanntmachung des Verbrechens dem allgemeinen Wohl nachtheilig wäre, aber keinen, wo die Gesellschaft Strafe sehen dürfte, ohne Verbrechen zu sehen. Es kann andre Fälle geben, wo die Oeffentlichkeit der peinlichen Untersuchung gefährlich wäre, aber immer müßten dieß nur Ausnahmen, seltne Ausnahmen seyn, und auch diese Ausnahmen müssen mindestens dem Publikum, auch wo möglich nebst ihren Gründen, zur Kenntnis

kommen. Aber Regel, in den wenigen Grundſäzen des Zweks der bürgerlichen Geſellſchaft, des Zweks der Strafen gegründete Regel iſt es, daß die Unterſuchung der Verbrechen öffentlich ſey, daß jeder Staats-Bürger in Stand geſezt werde, von der Schuld des Angeklagten, von der Gerechtigkeit der Strafe, von der Einhaltung der Geſeze, ſich zu überzeugen; denn nur darauf beruht die bürgerliche Freiheit. Ohne dieſe Ueberzeugung ſteht der Staats-Bürger nur Despotismus und Willkühr.

Die edle aufgeklärte Nazion der Britten hat dieß längſt eingeſehen, und die Teutſchen ſollten hinter ihnen zurük bleiben? das Jahrhundert der Barbarei und Unwiſſenheit wäre entflohen, und ſolche Reſte deſſelben blieben unverlezt ſtehen?

14.

Beſiz iſt der Liebe Grab.

Dieß iſt der Gemein-Plaz, den man häufig in der höhern Konverſazion hört. Was mag man ſich dabei wohl unter dem Worte Liebe denken? – Doch wohl nicht die Begierden der Faune? – Darüber würden unſere Damen der feinern Zirkel doch erröthen, oder erröthen müſſen.

Nein, Beſiz iſt nicht der Liebe Grab. Aber ob der allergrößte Theil des ſchönen Geſchlechts zu lieben verſteht? das iſt eine andere Frage. Wenn man unter Beſiz die innigſte Verbindung begreift, ſo kann ſie bei Seelen, die für wahre Liebe empfänglich

ſind, nur neue Freuden-Quellen öffnen, nur einen Reichthum neuer Empfindungen entfalten und pflegen. Vielleicht kann ſie das allmächtige Intereſſe der Neuheit und des Wechſels nicht feſſeln, aber doch nie Ueberdruß erweken.

Die Liebe hat ihre phyſiſche und ihre moraliſche Haushaltung. In beiden iſt ein großer Theil der teutſchen Weiber fremd. Und vielleicht würde Moralität und Familien-Glük ſehr dabei gewinnen, wenn ſie dieſe Oekonomie ſtudieren wollten. Auch die keuſche Freuden ſinnlichen Genuſſes ſind einer unendlichen Vermannichfaltigung fähig; können in der Hand eines fühlenden und liebenden Weſens, durch tauſendfache Farben-Miſchung, immer neue Reize, immer neue Anmuth, immer neues Intereſſe gewinnen.

Und erſt der moraliſche Genuß, der aus der Verbindung zweier Liebenden quille! Welcher Reichthum, welche Fülle von Seeligkeiten liegt in ihm! — Muthwille, Eigenſinn, Laune, Eiferſucht, Theilnehmung, Sorgfalt, Nachgeben und Widerſtand, Thränen und Scherz, alles kann an der Weisheit Hand Quellen von Glükſeeligkeit öffnen, und in der Seele des Mannes die dem Menſchen unentbehrliche kleine Unruhe rege erhalten, dieſe leichte Wellen in der Fluth ſeiner Tage aufwerfen, ohne welche ſich Empfindung nicht denken läßt, deren Abweſenheit Apathie, Stillſtand der Gefühle und alſo allerdings Grab der Liebe iſt.

Aber freilich dazu gehört Gutmüthigkeit der Seele, Herrſchaft über heftige Leidenſchaften, gebildetes Gefühl, nicht roman-

tiſche Schwärmerei, nicht Empfindelei, dazu gehört Geiſtes-Kultur. Wie viele unſrer Weiber würden im Schooße ihrer Familie, in den Armen ihrer Gatten, Glük und Stillung finden, der ſie an der Hand ihrer Sizilsbeen vergebens nachjagen!

Die Zeiten ſind vorüber, wo die Einfalt der Sitten vom Weibe nur Anhänglichkeit am Manne und Kindern, nur Häuslichkeit heiſchte. Wir haben einen groſſen Zirkel zu machen, eh' wir bis dahin wieder zurük kommen. Indeß werden der Ehen überhaupt immer weniger, der unglüklichen immer mehr werden, wenn das Weib in der Herzens- und Geiſtes-Kultur nicht mit dem Manne gleichen Schritt hält; wenn ſie nicht die weiſe Oekonomie der Liebe ſtudiert.

Schade daß Ninon nur eine Buhlerin war, ſie hätte der Sokrates, die Wohlthäterin ihres Geſchlechts werden können! — Wir ſehen mit Erſtaunen Theorieen über den Beiſchlaf in dem reizendſten Gewande erſcheinen. Aber eine Philoſophie der keuſchen Liebe erwarten wir vergebens.

15.

Ueber Titulaturen, Komplimente u. ſ. w.

Kann man ſich etwas ſinnloſeres denken, als unſre Titulaturen und ſogenannten Kourtoiſien? Mit der Majeſtät, dem Titel der Kaiſer und Könige, läßt ſich doch allenfalls noch die Idee von Glanz verbinden, aber es fragt ſich ob denn gerade die erhabenſte, verdienſtlichſte Eigenſchaft des Monarchen iſt: zu glänzen? Würde der Titel: Vater des Volks, Euer Gerechtigkeit, Euer Weisheit u. ſ. w. nicht den weſentlichen Eigenſchaften des Regenten weit angemeßner ſeyn? In den alten Zeiten hatten die Peruaner, und noch jezt die Bewohner des Orients gewiß nicht Unrecht ihre Beherrſcher Quel-

len der Güte, Brunnen des Erbarmens u. d. m. zu nennen.

Titel ſind durchaus nicht ſo gleichgültig als man vielleicht glaubt. Die Pſychologie lehrt uns, daß der größere Theil der Menſchen ſeine Ideen durch den Schall der Worte ohne deutliches Bewußtſeyn empfängt, daß aber gerade um der often Wiederholung dieſes Schalls willen, die durch dieſes Vehikel inokulirte Ideen deſto tiefer eingreifen.

Fürſten nennt man Durchlaucht, ein Wort, mit dem ſich nach dem jezigen Sprach-Gebrauch durchaus kein Sinn mehr verbinden läßt, und das man doch beibehalten hat.

Jede Klaſſe von Ständen hat ſich eines eignen Bezeichnungs-Wort bemächtigt; von

dem doch eines ſo ohnſinnig iſt, als das andre Exzellenz, ein Titel der in gewiſſen Staaten äußerſt koſtbar, in andern ſehr gemein iſt, und ſchon ſo viele politiſche Fehden veranlaßt hat, iſt unteutſch, und würde eigentlich Ihro Vortrefflichkeit überſezt werden müſſen. Aeußerſt kindiſch aber ſind die Abſchattungen, des Hochgebohrn, Hochwohlgebohrn, Wohlgebohrn, Hoch-Edelgebohrn, Hoch-Edlen u. ſ. w. die die Menſchen mit einer Aengſtlichkeit beobachten, über welche der Weiſe lächeln würde, wenn er nicht über dieſen traurigen Beweiß der Entartung und Entnervung des Menſchen trauren müßte. Die Römer und Griechen kannten dieſe Armſeeligkeiten nicht.

Daß man edel ſeyn oder werden könne, daran wird niemand zweifeln. Daß man

über edel gebohren werden könne, — das sollten wenigstens die Theologen wegen der Erbsünde ꝛc. die Philosophen wegen des allgemeinen Prinzips der Perfektibilität ꝛc. bestreiten. Inzwischen sind diese Titel in ruhigem Besitze. Und oft ist von ihnen allen nichts als das gebohren wahr. So zankte ein gewisser Amtmann lange mit seinem Nachbar über das Wohl- und Hochedelgebohrn. — bis ihm dieser — Gebohrner schrieb, mit der Bitte das übrige zu ergänzen.

Wie sehr aber diese sinnlose Abschattung zu Demüthigung und Kränkung edler Menschen benuzt werden kann, davon sah ich oft Beispiele.

Das Steigen der Titulaturen muß bald eine Revoluzion im ganzen Titulatur-Wesen

hervorbringen. Wer die Titulatur-Bücher des vorigen und jezigen Jahrhunderts vergleicht, erſtaunt über den Erfindungs-Geiſt, mit dem der Teutſche die Titulaturen vervielfältigt und hinaufgeſchraubt hat. Seit zehn Jahren erſt iſt man wieder um ein beträchtlicheꝛ geſtiegen — die Quellen ſind nun erſchöpft, und da man auf dieſer Leiter immer von Sproſſe zu Sproſſe hinaufgerükt iſt, ſo muß es nothwendig an den höchſten Sproſſen fehlen.

Wahrſcheinlicher aber iſts, daß die Natur auch hier ihren Kraiß-Lauf vollendet hat, daß wir alſo wieder zu ihrer Einfalt zurükkehren werden, und daß in dem ſimpeln Salutem und Vale des Cicero, Plinius ꝛc. mehr Würde gefunden werden wird, als in dem ſinnloſen Titulatur-Klingklang und all'

den heuchleriſchen Verſicherungen unbegränzter, gränzenloſer, vollkommenſter ꝛc. Verehrung, Hochachtung, Freundſchaft, womit man ſich wechſelſeitig begrüßt, oft ohne ſich zu kennen, und an die man weder glaubt, noch dem andern Glauben zutraut.

Allerdings hat aber das Titular-Weſen auch auf unſre Moralität, auf den Karakter der Nazion großen Einfluß; — die Ceremoniöſität unſrer Titulaturen und Kourtoiſien hat die Heuchelei, den Trug, die Verſtellung begünſtigt, und Geradheit, Offenheit, Biedersinn, Treu und Glauben weggeäzt.

Die kriechende Art, mit der wir mit Höhern ſprechen, das ganz gehorſamſt, unterthänigſt, allerunterthänigſt, ſo ſinnlos es an ſich iſt, hat den Geiſt des Teut-

ſchen gelähmt und ihm Sklaven-Sinn aufgedrükt; die wahre Ehrerbiethung, die in Anhänglichkeit und Achtung, der Gehorſam, der im Handeln nach dem Willen des Vorgeſezten beſteht, haben dadurch durchaus nichts gewonnen, ſondern verlohren, die Untergeordnete benuzen vielmehr dieſe ſklaviſche Formeln, als Bollwerke ihrer Inſubordinazion, ihres Mangels an wahrer Achtung. Unterthänig iſt ſchon ein ſtarkes Wort. Aber wenn in 1000 Berichten und Memorialien, die zugleich bei irgend einem Großen einlaufen, ſich jeder den Unterthänigſten, Allerunterthänigſten nennt, ſo iſt denn das doch wohl baarer Unſinn. Von dem Verhältnis zwiſchen Höhern und Niedern hat denn dieſe Wort-Sklaverei ſich auch auf die Verhältniſſe zwiſchen Gleichen ausgedehnt. Alles empfiehlt ſich, bedankt

dankt ſich gehorſamſt, unterthänigſt und Niemand denkt an Gehorſam oder Unterwerfung.

Ich verſchweige eine Menge ſinnloſer Titulaturen, weil ſie blos lokal ſind; gewiß iſt es aber, daß unſer Titulatur-Weſen einer großen Reform bedarf. Von der Derbheit ſind wir in die allerarmſeeligſte und kleinſte Ceremonioſität hinüber, alſo über die Urbanität, die Wieland ſo meiſterhaft gezeichnet hat, hinweggeſprungen.

16.

Ueber Getraide-Magazine.

Die große Frage, wie iſt in Fällen der Noth, des Mißwachſes, oder einer durch Krieg und andre allgemeine Unglüks-Fälle veranlaßten Theurung der erſten Lebens-Bedürfniſſe, dem Mangel vorzubeugen, wie das Gleichgewicht unter allen Volks-Klaſſen zu erhalten?

Dieſe Frage — die wichtigſte in der Staats-Verwaltungs-Wiſſenſchaft — hat längſt die Schriftſteller aller Nazionen beſchäftigt: und mannichfaltige unglütliche Verſuche, dieſe große Aufgabe zu löſen, haben oft Reiche umgewälzt, noch öfter Länder

entvölkert und Nazionen an den Rand des Abgrunds gebracht. Auch über dieſen Gegenſtand iſt der menſchliche Geiſt von Extremen zu Extremen übergeſprungen; von der regelloſeſten Freiheit des Kommerzes bis zu dem ungeheuerſten Despotismus der Requiſizion, der allen Begriff von Privat-Eigenthum vernichtet und das Verderben, die Auflöſung der bürgerlichen Geſellſchaft hervorbringen mußte. Alle übrige Syſteme haben ſich zwiſchen den zwei Enden der gänzlichen Handels-Freiheit und des Verbothe aller Ausfuhr herumgedreht.

In Frankreich unter der Opinionen-Herrſchaft der Enzyklopädiſten, Oekonomiſten und Phyſiokraten, wurde dieſer Gegenſtand bis auf den Grund erſchöpft — die franzöſiſche Staats-Verwaltung hat nach den

verſchiedenen Syſtemen der Türgots, der Neker, der Robespierre immer abgeänderte Maas-Regeln ergriffen, und fand die Frage noch immer unaufgelöſt.

Es giebt freilich ein ſehr einfaches Mittel ſie zu löſen, und das ſind: die öffentliche Staats-Vorraths-Häuſer. Aber die Seltenheit der Anwendung dieſes Mittels, hat genug für deren ungeheure Schwierigkeiten und Nachtheile bewieſen.

Da ich es wagen will, mit einer neuen Idee darüber vorzutreten, die alle Vortheile der öffentlichen Vorraths-Häuſer, und keine ihrer Schwierigkeiten und Nachtheile haben ſoll, ſo muß ich dieſe zuerſt nochmals darſtellen.

Erſtens ſind die öffentliche Vorraths-Häuſer mit einem großen Koſten-Aufwand

für den Staat verbunden. Und dieser wächst mit der Größe des Staats in ungleicher Proporzion, d. h. die größere Masse der Bevölkerung gleicht den Zuwachs des Aufwands nicht aus, den sie veranlaßt; denn dieser Zuwachs der Volks-Masse wird immer mehr in der verzehrenden als in der produzirenden Klasse liegen. Die Zahl der Handwerker, der Fabrikanten der Kauf-Leute, der Kapitalisten ꝛc. wird in einem großen Staate immer in einer größern Proporzion wachsen, als die der Grund-Eigenthümer. Denn alle andre Erwerbungs-Mittel sind an sich theilbarer, als das Grund-Eigenthum; werden es durch die Sitten und Gewohnheiten der meisten Völker noch mehr, und die Beschwerden des Land-Baus leken ohnehin weniger neue Glieder, vielmehr drängen sich stets Glieder aus dieser Klasse in andre Klassen.

Es iſt ein groſſes Kapital erforderlich die erſte Vorräthe anzuſchaffen, ein Kapital das todt bleibt und keine Zinnſen trägt, indeſſ der Staat es verzinnſen muſſ. Beinah alle europäiſche Staats-Verwaltungen, ſo wie insbeſondre in Teutſchland beinah alle teutſche gröſſere oder kleinere, ſind durch die Kriege, die ſeit Jahrhunderten Europa beinah unausgeſezt erſchütterten, in gröſſere oder kleinere Schulden verſenkt. Ihre Völker ſind mit Auflagen aller Art belaſtet, die die Kriege, die ſtehende Heere, der ſteigende Luxus nothwendig gemacht haben, und keiner Erhöhung fähig ſind. Woher ſollte alſo das bei groſſen Staaten ungeheure Kapital zu Anſchaffung dieſer Vorräthe, woher, wenn es nicht durch neue Auflagen aufgebracht wird, die Zinnſen des in den Vorräthen ſtekenden Kapitals kommen?

Zweytens: Werden dieſe Vorräthe aus dem Staate ſelbſt genommen, ſo entziehen ſie ihm eine ſo große Summe ſeiner Produkte, daß ſelbſt dieß eine drükende Erhöhung der Preiße, oder Mangel nach ſich ziehen, und alſo gerade das veranlaſſen würde, was ſie verhindern ſollen. Würden ſie aus fremden europäiſchen Staaten erkauft, die davon Ueberfluß haben, und ſind ſie auch dort zu erhalten, wie dieß doch nicht leicht der Fall ſeyn wird, (denn mehrere nähren ſich von afrikaniſchen und amerikaniſchen Getraide) ſo kann ein ſo beträchtlicher Ankauf ſchwerlich durch artifizielle Produkte aufgewogen, er muß alſo mit Metall ausgeglichen werden, den Staat an Numerär verarmen, den Preiß des Grund-Eigenthums drüken, und alſo gerade wieder der ſchäzbarſten und nüzlichſten Volks-Klaſſe nachtheilig werden.

Iſt nun aber auch das Kapital zum Ankauf der erſten Vorräthe gefunden, ſind nun die Vorräthe angeſchafft; ſo müſſen Drittens in allen Theilen des Staats öffentliche Vorraths-Häuſer angebaut, und unterhalten werden.

Dieſe Vorraths-Häuſer müſſen immer in einer ſolchen Entfernung ſeyn, daß von ihnen der Mangel leidende Staats-Bürger unterſtüzt werden kann, ohne durch die Koſten der Fracht alle Wohlthat der Anſtalt ſelbſt wieder zu verlieren.

Der Anbau, die Unterhaltung dieſer Gebäude erfordern ein neues äußerſt beträchtliches Kapital.

Sind Viertens die Vorraths-Häuſer in erforderlicher Anzahl vorhanden, ſo müſſen Verwaltungen derſelben beſtellt wer-

den; und dieſe Verwaltungen fordern einen neuen beträchtlichen Fond, der auf das Volk fallen müßte, welches doch am Ende alles bezahlt.

Wäre aber nun auch Fünftens der Fond zu Bezahlung und Unterhaltung aller dieſer Verwaltungen gefunden, ſo iſt, auch bei der ſtrengſten Aufſicht, der ungeheure Verluſt, den die Untreue, die Unterſchleiſe, die Betrügereien dieſer Verwaltungen nach ſich ziehen, ein neuer Aufwand, der eine fortdauernde Auflage des Volks, oder ein neues Kapital fordert.

Sechſtens. Der jährliche Verluſt am Schwand, oder Eintroken des Getraides, der Verluſt am Mäuſefraß, die Gefahr des Korn-Wurms, gegen die man noch immer ein untrügliches Mittel vergeblich ſucht, muß auf irgend eine Art durch ein neues Kapital oder eine neue

Auflage gedekt werden, wenn nicht die ganze Anſtalt in wenigen Jahren wieder vernichtet ſeyn ſoll.

Siebentens. Die Gefahr des Feuers iſt ebenfalls ein neuer Zuwachs von Aufwand, der dem Staate droht, das urſprüngliche erſte auf die Vorräthe und Vorraths-Häuſer verwendete Kapital verlohren zu ſehen, und ein neues beiſchaffen zu müſſen.

Achtens. In Kriegszeiten ſind Landes-Magazine ſogar dem Staate gefährlich. Fallen ſie in die Hände des Feindes, ſo iſt ihr Kapital nicht allein verlohren, ſie geben dem Feinde auch die Waffen gegen dieſen Staat ſelbſt in die Hand.

Neuntens. Sollen öffentliche Staats-Vorraths-Häuſer ihren Zwek erfüllen, ſo

müſſen ſie dem Dürftigen zu jeder Zeit offen ſeyn. Dieß öffnet aber auch den Unterſchleifen, dem Wucher die Bahn. Es iſt unmöglich, vorzüglich in einem groſſen Staate unmöglich, die häuslichen Umſtände deſſen, der auf Unterſtüzung aus dem öffentlichen Magazin Anſpruch macht, genau zu ergründen. Wenn nun dieſer ſeine eigne Vorräthe heimlich verkauft, und ſich denn auf ſeinen Mangel beruft? Wer wird hier, die höchſte unbeſtechlichſte Rechtſchaffenheit der Verwaltungen, alſo warlich einen nicht ſehr wahrſcheinlichen Fall vorausgeſezt, dieß ſtets ergründen, wer in dem Labyrinth der Unterſchleiſe und des Trugs ſich ſtets herausfinden können? Man müßte denn mit einer ſolchen Magazin-Anſtalt die drükendſte und gehäſſigſte Maas-Regeln in Abſicht des öffentlichen Handels verbinden, alſo die Wohlthat der Anſtalt vernichten.

Diese Ansichten mögen einstweilen hinreichen, das Lästige, Drükende, meist Unthunliche und Unmöaliche der Errichtung öffentlicher Magazine anschaulich zu machen. Indeß sind sie doch bis jezt als das einzige, würksame, zwekmäßige und anwendbare Mittel betrachtet worden, dem gänzlichen Mangel zu steuern, und die Preiße der ersten Lebensbedürfnisse in einem solchen Gleichgewicht zu halten, das die übrige Volks-Klassen gegen Mangel und Elend schüzt. Viele Staaten haben es auch würklich adoptirt.

In einer weit größern Zahl europäischer Staaten aber ist der Unterhalt des Volks dem Zufall überlassen. Man erwartet die Fälle der Noth, und sucht sich dann mit augenbliklichen Maas-Regeln, mit Sperren, mit Akzisen und andern dergleichen Anord-

nungen zu helfen, die die ärmsten Volks-Klassen drüken, und statt Ueberfluß hervorzubringen, der nur aus dem Schooße der Handels-Freiheit quillt, gewöhnlich das Unglük vergrößern, den Mangel erhöhen und alles zur Verzweiflung bringen würden, wenn nicht bald das Gefühl, die Ueberzeugung ihrer Härte, ein stillschweigendes allgemeines Einverständnis der subalternen Staats-Diener und der Staats-Bürger herbeiführte, sie — nicht zu befolgen.

Ich wage es einen Plan zur Prüfung vorzulegen, der auch meine Ueberzeugung nicht nur den Zwek der öffentlichen Vorraths-Häuser vollständig erfüllt, d. h. den Fall des Mangels entfernt und den Dürftigen gegen den Druk des Reicheren schüzt, also das Gleichgewicht zwischen den verschie-

denen Klaſſen der Staats-Bürger aufrecht hält, und bei dem aller Aufwand, alle Ge- [illegible]derſelben nicht exiſtirt.

Es iſt der: idealiſche Vorraths-Häuſer zu errichten

Der erſte Beweiß, den ich ſchuldig bin, iſt der der Gerechtigkeit dieſes Plans; d. h. daß er in die Rechte des Privat-Eigenthums genau nicht weiter einſchneidet, als es der Zweck der geſellſchaftlichen Verbindung fordert, und keinen Zwang, keine Maas-Regeln heiſcht, als die eben ſo genau innerhalb der Rechte und Pflichten der Staats-Verwaltung nach dem Geiſte ihres Daſeyns, liegen.

Dann muß ich, zweitens, beweiſen, daß er ſtets und allenthalben und unter allen Verhältniſſen ausführbar iſt.

Der Grund-Eigenthümer hat nachdem allgemeinen Begriff des Eigenthums allerdings das Recht, die Früchte seines Bodens zu behalten, zu genießen und darüber uneingeschränkt zu schalten.

Dieses Recht kann aber nicht weiter ausgedehnt werden, als es die Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft und also alle diejenigen aus der geselligen Verbindung fließende Vortheile erlauben die er selbst genießt. Durch eine weitere Ausdehnung würde er der Staats-Verwaltung unmöglich machen, auch ihm die Dauer dieser Vortheile zu sichern.

Jene Einschränkung der Disposizion über die Produkte des Grund-Eigenthums darf aber wieder durchaus nicht weiter aus-

gedehnt werden, als es genau jener Zweck fordert.

Alle Verbothe des freien Verkaufs überschreiten aber diese Gränze. Da sie den Produkten durch die Hemmung des Absazes einen willkührlichen Preiß sezen, oder sie wohl gar werthlos machen, so erstiken sie alle Industrie, vermindern nothwendig dadurch die Masse der Produkte, und ermorden also, wo sie schaffen und beleben sollten. Ueberdieß zeugen sie Betrug und vermindern die Moralität auf der doch einzig das Wohl des Staats beruht.

Das erste wovon die Staats-Verwaltung bei meinem Plane ausgehen muß, ist, die Einjährige Bedürfnis des Staats zu erforschen. Und hiezu giebt die Volks-

Zäh-

Zählung einen untrüglichen Maas-Stab. Iſt dieſe erforſcht, ſo muß ſie unter das geſammte Grund-Eigenthum des Staats vertheilt und jeder Grund-Eigenthümer verpflichtet werden, die auf ihn nach dem Flächen-Inhalt ſeiner Beſitzung zugetheilte, und nach dem Mittel-Ertrag ſeines Grundſtüks berechnete Getraide-Summe zum Dienſt des Staats aufzubewahren. Sie bleibt Eigenthum des Grund-Beſizers, ſie bleibt in ſeiner Verwahrung; aber nie darf er ohne Einwilligung der Staats-Verwaltung darüber vor der nächſten Erndte dispeniren. Er muß ſie als ein ihm vom Staat anvertrautes, alſo heiliges Guth betrachten.

Dieſes kleine Opfer, das der Grund-Eigenthümer den Vortheilen der geſellſchaftlichen Verbindung bringt, wird dem Reiche-

ren und Größern überschwenglich aufgewogen, durch die mit meinem Plan zu verbindende gänzliche Kommerz-Freiheit und Verbannung alles Zwangs, aller Einschränkung in Absicht des Ueberrests seiner Produkte; durch die Gewisheit, die Preiße nie zu tief gedrükt zu sehen, also nie den Sporn des Fleisses zu verlieren und muthlos zu werden. Den Geringen und Dürftigern trifft dieß Opfer auch in einer sehr geringen Proporzion, und wird ihm durch die Gewisheit, gegen allen Mangel geschüzt zu seyn, überschwenglich vergüthet.

Diese Anstalt kann überhaupt und im Ganzen gerade deswegen nie drükend werden, weil sie im genauesten Verhältnis mit dem Besiz des Grund-Eigenthums und der Produkzion steht. Sie kann es für den großen

Proprietär nicht werden, weil der Staat nur in Zeiten der Noth, Anſpruch auf den zurükgelegten Vorrath macht, und dann den Markt-Preiß bezahlt, mithin der Eigenthümer nicht verliert. Sie kann es auch für denjenigen Grund-Eigenthümer nicht werden, der entweder genau nur ſein Bedürfniß, oder auch dieſes nicht baut; denn Beide finden in der Freiheit des Kommerzes Mittel, die temporelle Entbehrung der kleinen Porzion zu erſezen, die ſie für den Staat bereit halten müſſen. Beiden kann der Staat erlauben, den Werth der Summe, des bei ihnen hinterlegten Getraides zu entleihen, und er kann, (wenn die Kräfte des Staats ihm nicht ſelbſt erlauben, durch Errichtung einer Darlehns-Kaſſe für die Bedürfniſſe der Staats-Bürger zu ſorgen,) darauf eben ſo gut und mit dem nemlichen Grade von Sicherheit ein öffentliches Unterpfands-Recht beſtellen.

Die Errichtung idealiſcher Vorraths-Häuſer iſt auch anwendbar, iſt ausführbar.

Entweder baut der Staat mehr Getraide als er bedarf, und dann fällt ohnehin alle Schwierigkeit, oder er baut genau ſoviel als er bedarf, und dann hätte er ſich nur einen Einjährigen Vorrath zu verſchaffen, oder er baut weniger als er bedarf, und dann muß er den Einjährigen Ueberſchuß, neben dem jährlichen Defizit ſich auswärts zu verſchaffen ſuchen.

Aber auch in dieſen beiden letztern Fällen muß die Total-Summe des Bedürfniſſes auf den ganzen Flächen-Inhalt des Staats ausgetheilt, und in dem erſten Falle wenigſtens das Einjährige Bedürfnis von dem

Staate auf Rechnung der Grund-Eigenthümer angeschafft, und diesen als die erste und heiligste auf ihrem Grund-Eigenthum haftende Schuld nach Proporzion ihres Grund-Eigenthums zugetheilt werden. Nur die Anschaffung des laufenden jährlichen Ueberschusses des Bedürfnisses gegen die Produkzion bliebe also dem Kommerz überlassen. Nur die Gefahr des Fallens der Preiße allein müßte dann die Staats-Verwaltung übernehmen.

Baut der Staat genau nur soviel Getraide, als er bedarf, und er kann sich die Einjährige Bedürfnisse nicht in Zeiten des Ueberflusses aus fremden Staaten verschaffen — gewiß ein äußerst seltner Fall! — so bleibt noch immer das lezte Mittel übrig, die Einführung jener Anstalt, auf mehrere Jahre zu vertheilen. Man muß z. B. die

Zurüklegung des Einjährigen Bedarfs in vier oder acht Theile zerſchneiden und von dem Grund-Eigenthümer nur die Zurükhaltung des vierten oder achten Theils auf jedes nächſte Jahr verlangen, bis die Total-Summe ergänzt iſt, der jährliche geringe Abgang am Bedarf wird ſich dann leicht und ohne Erſchütterung durch das freie Kommerz ausgleichen.

Es iſt ewige Wahrheit, daß keine geſellſchaftliche Anſtalt dauert, die zu verwikelt iſt, deren Gang aus zu vielen zuſammengeſezten Rädern beſteht, der alſo Einfachheit fehlt, und die nicht auf das Wohl Aller berechnet iſt, das Spiel, das Intereſſe Aller vereinigt.

Mein Plan ſcheint mir alle jene Vorzüge zu beſizen. Er iſt einfach. Denn mit

der erſten Operazion der Erforſchung des Fläche-Inhalts, der Produkzion, des Bedarfs und (im ſchlimmſten Fall) des Einkaufs, dann der Austheilung des Einjährigen Bedürfniſſes iſt auch alles auf ewig geſchehen.

Dieſe Austheilung wird in eine einfache Tabelle gebracht, und dient der Staats-Verwaltung zur ewigen Baſis. Nach ihr fordert ſie in Zeiten der Noth und des Mangels d. h. wenn die Getraide-Preiße über eine beſtimmte Summe ſteigen, von den Grund-Eigenthümern die ihnen zugetheilte Getraide-Summe, gegen die Bezahlung des lezten Markt-Preißes, vertheilt dieſes Getraide an die Dürftigen und ſtellt dadurch das Gleichgewicht wieder her, indem ſie dem Mangel, als dem einzigen möglichen reellen Grund einer Theurung, abhilft.

Dieß hält zugleich den großen Proprietär vom Wucher zurük und zwingt ihn, den Getraide-Preiß nicht bis zu jenem Maximum steigen zu lassen, um nicht in den Fall der Requisizion zu kommen.

Bei diesen Requisizionen theilt die Staats-Verwaltung die Grund-Eigenthümer nach der Größe oder dem Flächen-Inhalte ihrer Besizungen in mehrere Klassen. Sie fängt die Requisizion bei den höchsten Klassen, also bei den größten Proprietärs an und endigt bei den geringsten. Diese können also nur im Fall des äußersten Mangels in die Lage der Requisizion kommen, und dieß hebt vollends alles Läslige dieser Anstalt für sie auf.

Die schwere Aufgabe scheint nun zu seyn, den Vollzug dieser Anstalt zu sichern;

Er hat Schwierigkeiten, aber sie sind zu überwinden. Da das Wohl des Staats auf der Einhaltung eines solchen Gesezes ruht, so ist es erlaubt und also gerecht, die Befolgung unter schwerer Strafe zu gebiethen. Jeder Staats-Bürger sey gehalten, bei Verlust seiner bürgerlichen Ehre, vor der nächsten Erndte den Besiz der ihm zugetheilten Getraide-Stumme den dazu bestellten Staats-Dienern vorzuzeigen. Um allen Unterschleif unmöglich zu machen, geschehe diese Untersuchung im ganzen Staate an Einem Tage; und die Staats-Diener, die sie vornehmen, sollen für das Daseyn der Vorräthe persönlich verantwortlich seyn.

Nichts ist leichter, einfacher und natürlicher als die Organisazion dieser Einrichtung. Allerdings muß sie allenthalben den örtlichen Verhältnissen angepaßt werden.

Ich bin bereit, bei jeder angenommenen Verfaſſung, die Möglichkeit und Thunlichkeit der Organiſazion zu beweiſen.

Dieſer Plan erfordert wenig oder kein Anſchaffungs-Kapital keine koſtbare Erbauung von Vorraths Häuſern, keinen koſtbaren Unterhalt derſelben, keine Magazin-Verwalter; iſt keinen Veruntreuungen, keinen Unterſchleifen der Beamten, keinem Verluſt an Getraide, keiner Feuers- keiner Kriegs-Gefahr ausgeſezt, kann ausgeführt werden, ohne den Staat mit Schulden, ohne das Volk mit neuen Auflagen zu belaſten.

In Abſicht der Unterſtüzung läßt ſich bei ihm die nemliche Einrichtung wie bei würklichen Magazinen machen.

Man theilt den Staat in gewiſſe Diſtrikte, ſo daß der Zirkel jeden Diſtrikts immer um eine Stadt geſchlagen wird; weil dieſe der Unterſtüzung immer am nöthigſten bedürfen. Je nach der Größe der Stadt wird der Zirkel weiter oder enger geſchlagen; Die Beifuhr-Koſten ſind dann ſchon unter dem höchſten beſtimmten Markt-Preiß, dem Maximum begriffen.

Die Produkzion iſt die Baſis dieſes Plans. Natürlich muß alſo auch der Staat ſelbſt, wenn er Produkte zieht, der Zehnd-Berechtigte, der Gülther u. ſ. w. als Proprietär betrachtet werden, und nach dem ausgeglichenen Produkzions-Verhältnis der Erd-Fläche, der Requiſizion unterliegen.

Warme Theilnahme an Menſchenwohl hat dieſe Idee erzeugt, Erfahrung in Geſchäf-

ten sie gebildet. Ich übergebe sie der Prüfung wohlwollender und weiserer Menschen-Freunde. Ihre Erinnerungen werden mich belehren, werden den Plan berichtigen, wenn ich sie nicht zu beantworten vermag.

17.

Ueber die Geschwohrnen-Gerichte.

Der Zwek der Geseze ist, die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung. Der Zwek der Staats-Verwaltung: die Aufrechthaltung der Geseze.

Es giebt zwei Vehikel, diese zu bewirken, Furcht, hervorgebracht durch physische Macht, und Vertrauen. Wie schwach, wie hinfällig, wie ephemerisch das erste sey, hat stets die aus den Grund-Trieben der menschlichen Seele geflossene Erfahrung bewiesen.

Stark, unerschütterlich und ewig ist dagegen das zweite. Die Ruhe des Staats-

Bürgers liegt in der Gewißheit des höchsten Grads der Heiligkeit ſeines Eigenthums, ſeiner Freiheit, ſeiner Perſon, ſeines Daſeyns, ſo lang er die Geſeze nicht verlezt. Dieſe Heiligkeit ſind ihm die Geſeze ſchuldig, und nur dann haben ſie den höchſten möglichen Grad der Vollkommenheit erreicht, wenn ſie ihm dieſes würklich gewähren. Mit welchem Vertrauen kann aber der Staats-Bürger ſein Schikſal in die Hand eines Weſens legen, das über ihn emporragt, und wider das der, in der menſchlichen Seele unvertilgbare Widerwille gegen Abſtufung und Abhängigkeit, ihm Argwohn, Mißtrauen und Unruhe einflößt? —

Der Zwek der Strafe iſt: Beſſerung. Dieſe ſezt Ueberzeugung von dem Unrecht der beſtraften Handlung voraus. Wie kann

diſe bewürkt werden, wo der Staats-Bürger in dem ſtrafenden nur ein mit den Attributen des Schrekens umgebenes, von ihm abgeſondertes, über ihn erhabnes, ihm furchtbares, ihm nie anders als im Nimbus erſcheinendes Weſen erblikt?

Wenn er aber den Richter in jedem ihm umgebenden Gliede der Geſellſchaft findet, wenn er jedes ohne Unterſchied mit dem Schwerde der Gerechtigkeit gegen den Verlezer der Geſeze bewaffnet ſieht, wenn er ſelbſt der Bewahrer und Rächer der Geſeze iſt; dann muß die Ueberzeugung bei ihm lebendig werden, daß Strafe zu Erhaltung der bürgerlichen Ordnung nothwendig, daß die Strafe nur das reine Reſultat der Anwendung der Geſeze, nicht der Dolch der Willkühr, der Leidenſchaften, der Herrſchſucht und der

Unterdrükung ſey. Dieß iſt der Geiſt der Geſchworhnen-Gerichte, dieſes erhabnen Palladiums der bürgerlichen Freiheit, ſo wie der geſezlichen Unterordnung unter die Staats-Verwaltungen.

Auch hier ſind aufgeklärte Nazionen uns längſtens zuvor geeilt, und die laute Stimme der Wahrheit könnte nicht bis zu uns, bis zu einem Volke dringen, das in allen Kenntniſſen und Wiſſenſchaften, das in ausdaurendem Forſchungs, und Prüfungs-Geiſte über alle andre unſtreitig hervorragt?

18.

Ueber die Bedeutung des Worts: Nazional, in Teutſchland.

Kaiſer Joſeph gab zuerſt dem Wiener teutſchen Hof-Theater den Namen Nazional-Theater. Sollte dieß ſo viel heißen als teutſches Theater, im Gegenſaz des italieniſchen und franzöſiſchen, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden, als daß die Benennung nicht richtig iſt; denn das Beiwort Nazional kann eigentlich keinen andern Sinn haben, als, der ganzen Nazion angehörig. Sollte es wirklich heißen der Nazion angehöriges Theater, ſo hätte mindeſtens dabei ſtehen ſollen, öſterreichiſches Nazional-

Theater, nicht Wiener, denn Wien iſt eine Stadt, aber keine Nazion.

Aber man hat zu Wien auch Nazional-Koffee-Häuſer u. ſ. w. Was verband man da für einen Sinn damit?

In einzelnen Städten Teutſchlands hat man geſellſchaftliche oder andre Bühnen Nazional-Theater genannt, und doch war weder die Stadt eine Nazion, noch auch das Theater nur einmal dem Volk, den Einwohnern angehörig, d. h. es war weder vom Volk geſtiftet, noch von ihm bezahlt; ſondern eine Privat-Unternehmung die jeden für ſein Geld bediente.

Dieſer Mißbrauch des Beiwerts Nazional verdient alſo Rüge. Nazional kann

nur das genennt werden, was von der Nazion errichtet iſt, von ihr abhangt, ihr Eigenthum iſt.

Auch bezeichnet das Wort Nazion eine große Volks-Maſſe, nicht die Bewohner einer einzelnen Stadt ꝛc. oder eines Ländchens.

19.

Das WIR der Fürsten und Rezenſenten.

Woher kommt es, das Fürſten und Rezenſenten in der mehrern Perſon ſprechen? Iſt es nicht gegen Wahrheit, Richtigkeit des Ausdruks und Sprach-Gebrauch?

Bei Fürſten kann es ſich von den Zeiten herſchreiben, wo das Volk durch ſeine Repräſentanten Mitſprecher war. Aber da wo dieſe noch exiſtiren, ſpricht doch nur der Regent allein, wie da wo ſie nicht exiſtiren. Was kann alſo eine ſolche grammatikaliſche Unrichtigkeit autoriſiren?

Bei Rezenſenten mag es urſprünglich daher entſtanden ſeyn, daß alle Theilneh-

mer einer kritiſchen Zeit-Schrift jede einzelne Rezenſion auf ihre gemeinſchaftliche Vertretung nahmen. Aber iſt dieſe gemeinſchaftliche Vertretung wohl richtig und möglich? Kann der Theolog die juriſtiſche Rezenſion vertreten und umgewendet? Unterzeichnet nicht gewöhnlich der Rezenſent mit Anfangs-Buchſtaben? Und antwortet er nicht individuell auf die Erinnerungen gegen ſeine Kritik?

Dieſes Wir dient alſo nur, den Urtheilen das Anſehen ſolenner Entſcheidungen oder Macht-Sprüche zu geben, die außer dem wiſſenſchaftlichen Kraiße ſind.

20

Ueber Land-Wirthschaft.

Unser Zeit-Alter wird oft das Oekonomische genannt. Ob deswegen, weil die Finanz-Wissenschaften oder die Kameralistik in unseren Zeiten vorzüglich bearbeitet worden sind? Oder weil man angefangen hat, die Land-Wirthschaft szientifisch zu bearbeiten?

Indeß kann ich mich nicht überzeugen, daß, trez der ungeheuren Menge von Untersuchungen und Forschungen, die seit einem halben Jahr-Hundert über die Land-Wirthschaft erschienen sind, diese theoretisch und praktisch weit über den Stand der Kindheit hinausgerükt wäre.

Kaum hört man auf, ſie als Mechanismus, kaum fängt man an, ſie als Wiſſenſchaft zu behandeln. Und doch, dächt' ich, wär es tiefes Studium: die Vollkraft der Natur zu weken, ihr den höchſten möglichen Grad der Produkzion zu entreißen! —

Nicht Studium, nicht Grundſaz hat den Akerbau geſchaffen, ſo wie er jezt iſt. Alles was unſre ſzientifiſche Oekonomen daran reformirt haben, iſt Flik-Werk — an einer unſyſtematiſchen, alſo unzuſammenhängenden Maſchine.

Eingeriſſen müſſen dieſe Ruinen werden, und ein neues durchdachtes Gebäude aufgeführt, wenn die Land-Wirthſchaft ihre höchſte Höhe erreichen ſoll; und hängt nicht an ihr das Wohl der Menſchheit?

Daß hier Aeker, dort Wieſen ſind, hier ein Teich, dort ein Gehölz ſich befindet, iſt Spiel der Natur. Ihr nachzuhelfen hat man bisweilen hier einen Teich eingetroknet, dort ein Gehölz ausgereutet, hier eine Wieſe zum Aker umgeriſſen. Aber an eine ſyſtematiſche Vertheilung der Aeker, Wieſen, Gehölze ꝛc. nach Grundſäzen, nach den richtig gewognen Verhältniſſen der Lokalität, an eine richtige Austheilung, ein richtiges Gleichgewicht der mancherlei Grundſtüke, wagt man ſelten, die Hand zu legen. Der Zufall hat die große Vermiſchung der Grundſtüke geſchaffen, mit all' ihren ſchädlichen Folgen; aber ſie auszugleichen, jedem Land-Wirth ſein allenthalben zerſtreutes Eigenthum zuſammenzuhängen, ihm dadurch den Anbau zu erleichtern, deſſen Induſtrie zu erhöhen, allen Streit, den jene Zerſtreuung und Ver-

miſchung veranlaßt, aus der Wurzel zu heben, hat niemand gewagt.

In den Zeiten wo die Ernährung der Menſchen nichts, und die Kraft und Kunſt zu morden alles golten, ſah auch der Land-Bauer ſich wegen der Unſicherheit und gemeinſchaftlichen Vertheidigung, zur Vereinigung der Wohnungen gezwungen. Und dieſe widerſtrebt doch durchaus dem Zweke der Land-Wirthſchaft, für welche die Nähe der Grundſtüke an der Wohnung überſchwengliche Vortheile, die Nähe der Wohnungen an einander im Gegenwicht der Nachtheile, wenig oder keine gewährt. Der Geiſt jener Einrichtungen iſt längſt dahin, und doch werden die neue Wohnungen an der Stelle der alten gebaut, und ſo neue Dorfſchaften angelegt!

Wir bauen noch jezt die ernährende Pflanzen die unsre Verältern bauten, ohne bei den großen Fortschritten in der Kenntnis des Pflanzen-Reichs zu untersuchen, ob nicht andre Gewächse eine nährendere und ergiebigere Ausbeute liefern würden; und doch hätte der Brod-Frucht-Baum, die in Spanien entdekte Brod-Staude, die amerikanische Kartoffel ꝛc. uns aufmerksam machen sollen.

Die Verpflanzung des Getraids statt der mechanischen Aussaat, würde, nach Grundsäzen behandelt, der Land-Wirthschaft eine neue Gestalt geben und die Masse der Produkte unglaublich erhöhen; Und doch ist sie nie gründlich geprüft und von einigen theoretischen Oekonomisten nur durch Macht-Sprüche niedergeschlagen worden.

Die Abmähung der ersten Saat zur Vermehrung der Fütterung, und tausend andre wichtige Ideen haben weder Ausbildung, noch lebendige Anwendung erhalten. Noch hat man nicht daran gedacht, statt abgerissener Vorschriften, die Wissenschaft der Erzeugung der Produkte bis zu den Urbestand-Theilen der Natur zu verfolgen, und aus ihnen ein systematisches Gebäude aufzuführen, in das man denn alle neue Entdekungen und Erfahrungen hätte einreihen können, so wie sie Fortschritt des Beobachtungs-Geists oder Zufall hervor bringt.

Der allgemeine Prüfungs- und Forschungs-Geist hat sich jezt auf die Untersuchung der Seelen-Kräfte, und der Bestand-Theile der gesellschaftlichen Verbindung geworfen. Möchte er doch auch diejenige Wissenschaft in seinen Kraiß aufnehmen, von

der allein der irdiſche Wohlſtand des Menſchen ausgehen, die allein reellen Reichthum ſchaffen kann, und die mit Seelen-Ruhe und Sittlichkeit Hand in Hand geht! –

Indeß durchſchifft der Spanier ꝛc. noch immer unermeßliche Meere, um aus andern Welttheilen Metall zum Erkauf deſſen zu holen, was die Natur vor ſeiner eignen Hütte ſeinem Fleiße geben würde.

Indeß verlaſſen noch Tauſende unſer Vaterland, um jenſeits des Meers Wälder auszureuten und einen fremden Boden anzubauen. Und doch liegen im Herzen Teutſchlands noch ungeheure Erd-Striche wüſte, und ſelbſt die angebaute würden eine unendlich größere Maſſe von Produkten liefern, und alle dieſe Flüchtlinge im Schooße ihrer Verwandten und Freunde nähren können.

21.

Verhältnis des Akerbaus und der Fabriken.

Akerbau iſt der einzige reelle Nazional-Reichthum. Dieß war Süllys großer Grundſaz. Und die Welt hat nur Einen Süllly hervorgebracht.

Mit welchem Entzüken huldige ich nicht den Manen dieſes großen Mannes, der als Miniſter, als Krieger, als Freund ſeines Heinrichs, als Menſch, die Verehrung, die Liebe aller fühlenden Weſen verdient.

In den neuern Zeiten iſt man mehr als je von dieſen Grundſäzen abgewichen. Der Eroberungs-Geiſt, die Kriege, die politiſche

Verbindungen, alles wurde von der Handlung motivirt. Handlungs-Verhältnisse entscheiden über das Schikſaal der Nazionen.

O daß doch Sülly nicht unſterblich war, daß ſein Geiſt nicht wohlthätig auf den Kabinetten der Großen ruht! –

Das erſte Prinzip, von dem die Staats-Verwaltung ausgehen muß, iſt: der dauernde ſichre Wohlſtand der Nazion; und wie unſicher, wie prekär, wie abhängig von den Launen der Sitte und Leidenſchaften iſt nicht alles, was auf Fabriken und Kommerz ruht?

Die erſte Bedürfniſſe des Lebens hervorzubringen, der angenommenen Erd-Fläche die höchſtmöglichſte Maſſe von Produkten

zu entreißen, das ist die große Frage; und diese Masse von Produkten der einzige, unvergängliche, unentreißbare Schaz der Nazion.

Die Fabriken, der Tausch der Bedürfnisse des Luxus entstehen aus der Summe dieser Masse von sich selbst, und würden emporwachsen, wenn die Staats-Verwaltung sich auch nur leidend verhält; noch mehr, wenn sie ihren Trieb begünstigt. Die erste Lebens-Bedürfnisse werden stets Abnehmer finden, ihr Ueberfluß wird Fabrikanten erzeugen, muß sie erzeugen.

Der Ueberschuß wird Tausch-Waare werden gegen fremde Bedürfnisse des Luxus, und wenn man auch diese zum Wohlstand der Nazion einrechnet, so wird er an sich die

Bilanz des Alternativ- und Passiv-Handels ausgleichen. Aber welche Begriffe verbindet man denn gewöhnlich mit diesen Bilanzen? Ist denn die Nazion, die eine größere Masse von Metall an sich zieht als andre, darum glüklicher? —

Oder verwechselt man hier das Glük, den Ehrgeiz des Herrschers, den Durst nach Ausdehnung, mit dem Wohlstand der Nazion? Mehr Metall ist ja selbst kein sinnlicher Genuß. Und selbst der sinnliche Mensch, der alle auch die luxuriösen Bedürfnisse befriedigen kann, ist in diesem Sinne glüklich, ohne Rüksicht auf die große oder kleine Masse von Metall, den ihm dieser Genuß verschafft.

Ich nenne also diejenige Nazion wohlhabend, deren Glieder die meiste und sicherste

Mittel

Mittel beſizen, alle ihre, ſelbſt die luxuriöſe Bedürfniſſe zu befriedigen; ich glaube ſie auf den höchſten Grad der Macht und Wohlſtandes, wenn die größte möglichſte Zahl von Menſchen auf ihrer Erd-Fläche ſich in behaglichem Zuſtande befindet, alſo alle Bequemlichkeiten des Lebens beſizt, ohne daß Zufall ſie ihr rauben kann; und dieß vermag der Aterbau einzig. Freilich muß ſie dann auch Fabriken haben und Handlung treiben, aber dieſe muß erſt der Aterbau hervorbringen.

Die Staats-Verwaltung könnte dabei einen einfachen und doch ſo ſichern Gang gehen, und warum geht ſie ihn nicht?

Welcher Staat kennt wohl alle ſeine Bedürfniſſe genau? Welcher die Summe ſei-

ner nicht blos würklichen, sondern auch möglichen eignen Produkte?

Erst nach dieser vollständigen Kenntnis ergiebt sich die Eigenschaft, und die Summe der auswärtigen Bedürfnisse. Wenn denn die Staats-Verwaltung die Produkzion begünstigt, so ist ihrs leicht die Fabrikazion der innern Produkte zu begünstigen, ohne dem Kommerz Fesseln anzulegen. Und so weit wird stets Akerbau und Fabrikazion im Verhältnis bleiben. Ein Land wird stets neben den Land-Bauern auch die Fabrikanten der eignen Produkte ernähren. Die Begünstigung der Fabrikazion auswärtiger Produkte darf dann nur nach dem Ueberschuß der Produkzion der ersten Lebens-Bedürfnisse abgemessen seyn — und wird über kurz oder lang der Nazion schädlich, wenn sie nicht nach dieser Basis abgewogen ist.

Volks-Menge iſt kein abſoluter Reichthum. Nur wohlhabende Volks-Menge iſt es. Aber den Tarif der Populazion muß man nicht aus der Lage der Dinge greiffen wie ſie iſt; ſondern aus dem höchſten Grad der Kultur, deſſen das Land fähig iſt. Und erſt dann wenn dieſer erreicht iſt, erſt dann iſt es Zeit der Populazion Feſſeln anzulegen. Früher iſt es Verrath an der Menſchheit.

22.

Man liebt nur Einmahl.

Es giebt eine gewiſſe Klaſſe der feinen Sozietät, wo man dieſen Gemein-Plaz häufig hört; vorzüglich freilich in dem Munde ſchwärmeriſcher oder empfindelnder Jünglinge und Mädchen, koketter Weiber oder affektirter Prüden.

Aber auch denkende, empfindende Weſen glauben an dieſe Idee und für ſie hat ſie traurige Folgen. Sie äzt an ihrer Empfänglichkeit für reinen Genuß der Liebe, beſchattet den zweiten Geliebten, erhöht jede Unvollkommenheit deſſelben, gebiert Trauer über die eingebildete Unerſezlichkeit des er-

ſten Verluſts, und trübt den unvermiſchten Genuß der Seeligkeiten einer zweiten zärtlichen Verbindung.

Sie verdient alſo Prüfung

In der ſchönen Morgendämmerung der Empfindungen, wenn dieſe allmählig ſich aus ihrer Knoſpe entfalten, tragen natürlich ihre erſte Blüthen Aurorens glühende Farben, faſſen ſie den erſten Gegenſtand, der ſie heftet mit einer Wuth, mit einer Leidenſchaft an, die die höchſten Freuden des Daſeyns ſchafft.

Dieſe namenloſe Sehnſucht, dieſes unermeßliche Bedürfnis, dieſer allmächtige Drang zur Liebe, ſchließt bei der erſten Liebſchaft gewöhnlich alle Prüfung aus, faßt

alle uns umgebende Gegenſtände mit Strahlen ein, heftet uns alſo an den erſten, den unſre brennende Imaginazion dem geliebten Ideale nur etwas in die Nähe bringt. Gewöhnlich iſt eben deswegen die erſte Liebe unglüklich, und gerade dieß macht ſie unſerer Empfindung noch werther.

Daher der traurende und ſehnende Rükblik auf unſern erſten Seelen-Bund, auf jenen augenbliklichen Wonne-Rauſch, der jene Idee hervorgebracht und beglaubigt hat. Alter und Krankheit können unſere moraliſche Empfindungen abſtumpfen, aber Entfaltung, Thätigkeit derſelben, unmöglich. — Ueben ſtärkt, vervollkommt und bildet alle moraliſche Kraft.

Liebe iſt eine reiche, unverſiegbare Quelle! Wahrheit der Erfahrung kann allein ſie ausſchöpfen.

Erſt in dem Fortſchritte des Daſeyns lernen wir ihre mannichfaltige Schäze kennen, ſo wie dieſes uns die mannichfaltige Szenen der Freuden, der Kümmerniſſe, der Abweſenheit, der Sehnſucht, der Thränen, des Schmollens, der Eiferſucht des Mißverſtands, der Verſöhnung herbei wälzt, nachdem ſich die Empfindungen der Liebe mit immer neuem Genuſſe ſchattiren.

Wer nie ſeine Geliebte in den Armen eines andern glaubte, und ſie treu fand, nie von ihr getrennt und mit ihr wieder vereinigt wurde, nie mit ihr ſchmollte und bereuend oder verzeihend wieder an ihrem Halſe hing — wer nicht die unermeßliche Ton-Leiter aller glücklichen und ſchmerzhaften Empfindungen dieſer Leidenſchaft durchwälzte — hat nicht alle Freuden des Lebens ge-

nessen. Ein einziger Blik, ein sanfter Druk der Hand, irgend eine kleine armseelige Aufmerksamkeit in dieser oder jener Situazion des Lebens kann neue nie empfundne Freuden schaffen.

Und zu all dem Meere von Genuß sollte eine einzige, sollte gerade die erste Liebschaft uns Stoff darbieten? Haushaltung ist auch in der Liebe der einzige Weg zum Vollgenuß, und Haushalten lehrt uns nur Zeit und Erfahrung.

Bei reiferen Seelen-Kräften ist auch unsre Wahl strenger und richtiger, wir sind durch Erfahrung vorsichtiger, schwerer in dem Fall, getäuscht zu werden. In einer zweiten Verbindung vermeiden wir das, was den Genuß der ersten störte. Die Liebe ist eine

Kunſt, die ſich erſt allmählig lernt, und Ovid hätte den Dank aller empfindenden Weſen verdient, wenn er ſie und nicht einzig den ſinnlichen Genuß zergliedert, und in ein Syſtem gebracht hätte. Es iſt irgend einem großen Genie vorbehalten, ſie aus den unſterblichen Materialien der Sappho, des Tibull, Petrarch, des Prior, Göthe, Hölty, Wieland, Salis, des ältern und jüngern Kleiſt u. a. zuſammenzuſezen.

Aber die Kunſt der Liebe fordert Kultur des Herzens und Geiſtes. Sie iſt es welche die Freuden der Liebe ins Unendliche vervielfältigt. Wüßten doch unſre Weiber, welche Wucher-Zinße ſie in der Liebe trägt!

Gerechtigkeit fordert, dem Weibe mehr Vollkommenheit in dieſer Kunſt zuzugeſte-

hen; wozu ihr zarter reizbarer Nerven-Bau ihre glühendere Phantaſie, ihre eigenthümliche Sanftheit und Abgezogenheit von öffentlichen Geſchäfften, ſie empfänglicher macht. Auch iſt kein edleres Weſen in der Natur, als ein zärtliches Weib, das zu lieben verſteht. — Auch kennt die Welt nur Eine Sappho, nur Ein Mantchen. Oft hört man hingegen die Weiber klagen, daß der Männer ſo wenige die Kunſt zu lieben verſtehen, und ſie mögen allerdings Recht haben.

Ach! die öffentliche Biographie des Menſchen iſt ſo kahl und unintereſſant, und lägen die geheime Archive der Empfindungen vor uns aufgeſchlagen, welches Intereſſe würden ſie für die Menſchheit haben, mit welchen Schätzen uns bereichern — — —!

Mögen doch alle ſchöne Damen darüber lächeln — nur ein Weiſer verſteht die Kunſt zu lieben, und gerade er macht bei ihnen am wenigſten Glük. Geken tragen die Blüthen ihrer Empfindungen davon, und ihre welkende Blätter befriedigen den Geiz des weiſen Zechers freilich nicht mehr. — Daher all' die zahlloſe ungenoßne um uns her blühende und welkende Roſen des Daſeyns, die Niemand pflükt. —

23.

Ueber das Degen-Tragen.

Woher noch immer der ſinnloſe Gebrauch der höhern Stände, an Höfen und bei allen feierlichen Gelegenheiten Degen zu tragen? Außer ihnen iſt ſie freilich jezt nicht mehr Sitte. Aber bei jenen Gelegenheiten iſt ſie gerade am allerſinnloſeſten.

Vorzeiten da es eine Ehren-Stufe war, waffenfähig gemacht zu werden, bezeichnete ſie den Vorzug der höhern Stände vor den niedern, dem Handwerks-Mann, dem Aker-Bauer, dem Taglöhner. Jene Sitte exiſtirt lange nicht mehr, und der Gebrauch, dem ſie ihr Daſeyn verdankt, beſteht noch.

Die Bestimmung der Waffen in einer civilisirten Gesellschaft kann nur Vertheidigung seyn: aber dort sollen die Gesetze den Fall unmöglich machen. Das Gesez soll jeden gegen Angriff schüzen, und verbiethet Selbst-Rache. Das Degen-Tragen ist also ein offenbarer Hohn der Gesetze. Ist es überdieß nicht lächerlich und lustig, eine unbehülfliche, lange Maschine mit sich zu schleppen, die uns allenthalben genirt, uns ein gezwungnes Ansehen giebt, und gewöhnlich in die Scheide gerostet ist?

Doch sie soll ein Zeichen der Achtung gegen den seyn, vor den man damit tritt, kann man sich aber wohl ein sinnloseres denken? Nur zu Höheren bin ich schuldig im Degen zu gehen; fürchte ich daß sie mich angreiffen? oder will ich sie angreiffen?

Vorzeiten erschienen die Höflinge an den Höfen bewaffnet, weil nur Waffenfähige sich dem Fürsten nahen durften; weil der Fürst mit Bewaffneten zu seiner Vertheidigung umgeben seyn mußte. Eine gänzliche Umwälzung der Sitten, der stehende Soldat, haben jene Nothwendigkeit vertilgt und der Gebrauch ist geblieben. In den Burgen und Schlössern ist es sogar Verbrechen, nur den Degen zu ziehen, ist es ein eignes Verbrechen der Stöhrung des Burg-Friedens; und doch zwingt mich die Sitte dort nicht ohne den Degen zu erscheinen! Welchen Unsinn kann nicht Gewohnheit heiligen!

24.

Hof-Narren.

Mag es immer paradox ſcheinen, ich halte es doch für wahr, was einſt ſchon der gelehrte Herr Johann Balthaſar Schuppius in ſeinen lehrreichen Schriften behauptet hat → die Abſchaffung der Hof-Narren iſt ein Unglük für die Menſchheit.

Auch Regenten ſind Menſchen, und daß man ihnen das nicht zugeſtehen will, hat vielleicht mehr Unheil geſtiftet, als ihre Vergötterung. Ein groſſer Theil derer, die ſie umgeben, naht ſich ihnen nur um ſie zu betrügen oder zu plündern: und der beſte Fürſt macht mehr Unzufriedne als Glükliche. Iſt

da wohl unerſchütterlicher Gleichmuth der Seele möglich? Iſt da Laune und Unmuth nicht verzeihlich? Und doch kann ſelbſt die augenblikliche üble Laune eines Regenten tauſend Unglükliche machen! Warlich ihm iſt ein Weſen nothwendig, das durch unerſchütterliche Jovialität den trüben Schleier ſtets hinwegziehe, den Eigenſinn, mit dem die Seele einen widrigen Gegenſtand pakt, breche, ihrem Blik eine andre Richtung gebe und die Falten der Stirne ebne. Alles das kann oft Weisheit und Zärtlichkeit und Theilnehmung nicht und ein einziger poſſierlicher Einfall, ein einziger Goſſo kann es.

Noch weit wichtiger iſt aber der Hof-Narr durch das Privilegium, die Wahrheit zu ſagen. Es giebt Fürſten, die gerne Wahrheit hören möchten, und denen Niemand

mand ſie ſagt; Es giebt andre, die Wahrheit durchaus nicht hören wollen, und denen alſo Niemand ſie zu ſagen wagt; Es giebt noch andre, die laut ihren Wunſch nach Wahrheit verkünden, und doch den freien Mann heimlich haſſen und entfernen, der ſie zu ſagen wagt.

Für ſie alle wäre ein Hof-Narr ſehr wohlthätig. Ihm iſt alles erlaubt: Bei ihm ſezt man Abweſenheit der Geiſtes-Kräfte voraus und alles was er ſagt, beleidigt nicht. Sein Stachel ſcheint nicht ſtechend, und triſt doch deſto gewiſſer, da er in ein poſſirliches und ſcherzhaftes Gewand gehüllt iſt; deſto tiefer, weil man bei ihm, wenn er nur von der fürſtlichen Tafel gefüttert wird, gänzliche Unbefangenheit vorausſezt; weil man ihn als ein durch ſeine Narrheit von der ganzen Welt abgeſchiednes Weſen betrachtet.

Die Macht der Wahrheit ist so groß, ihre Flamme so verzehrend, daß sie selbst in dem Munde eines Narren greift und unwiderstehlich hinreißt.

Ist ihr Feuerbrand nur in eine Seele geworfen, so ist er auch unlöschbar. Deswegen ist das Daseyn des Hof-Narren so wichtig.

Wenn die Hofschranze kriecht, wenn selbst der redliche Rath schweigt, weil ihn Abhängigkeit fesselt, so darf der Hof-Narr sprechen. Er kann durch das Kolorit des Lächerlichen manche despotische oder thörigte höchste Verordnung zurükhalten, oder vernichten; weil der Mensch, sey er auch Fürst, mehr fürchtet, lächerlich zu werden, als grausam und ungerecht zu scheinen.

Es giebt Fälle wo Unmuth, Zorn, Rache, Leidenschaft Verordnungen diktirt haben, wo Niemand es mehr wagt und wagen darf, dem Regenten Vorstellungen zu machen, als der Hof-Narr.

O wie schön sagt der arme Jaques, in Shakespears: As you like it, (Wie es euch gefällt):

„O möcht ich doch ein Narr seyn! Mein „höchster Ehrgeiz geht nach einem Harlekins-„Rok. Es ist die einzige Kleidung die mir „anstehen wird; vorausbedungen, daß Sie „sich ein für allemal in den Kopf sezen sollen, „daß ich nicht klug bin. Daneben muß ich „Freiheit haben, so viel Freiheit, wi der „Wind, anzublasen, wen ich will; denn Nar-„ren haben das; und wer durch meine thö-

„rigten Einfälle am meiſten angeſtochen wird,
„der muß am lauteſten lachen. Und warum
„das, Sir? Die Urſach' iſt ſo eben, wie ein
„Kirchweg. Der, den ein Narr getroffen hat,
„würde nicht klug ſeyn, es mag ihn auch noch
„ſo ſehr ſchmerzen, wenn er ſich nicht ſtellte,
„als ob er den Stich nicht empfinde. Thut
„er das nicht, ſo wird die Thorheit des
„weiſen Mannes ſelbſt durch die ungefähr
„hinſchießenden Blike des Narren zergliedert.
„Kurz kleiden Sie mich nur in einen Harle-
„kins-Rok, erlauben Sie mir dann, zu ſa-
„gen was ich denke; und ich will den ſiechen
„Körper der angeſtekten Welt durch und durch
„ſäubern, wenn ſie meine Arzneien nur ge-
„duldig einnehmen will."

Freilich darf dieſer Narr kein Poſſen-Reißer, kein Wahnſinniger oder wohl gar ein

Pierrot ſeyn, deſſen ganze Spaßmacherei darin beſteht, alles zu duzen, ein ganzes Schwein zu verzehren, und ſich von den Hof-Schranzen Maul-Schellen geben zu laſſen. Der Hof-Narr muß Kopf, Wiz und vis comica beſizen, und die Weisheit muß ihm, wie Hamlet — den Narren machen helfen. Ein ſolcher Narr iſt aber allerdings ein ſehr wohlthätiges Weſen, und der Hof-Narr, der jenem Kaiſer auf die Frage: Woran er gerade jezt denke? Die Antwort gab: „Ich „denke, welcher erbärmliche Menſch du wärſt, „wenn es uns allen zugleich einfiel, dich „nicht mehr Kaiſer zu nennen!" — hat ihm vielleicht mehr Kluges geſagt, als alle ſeine Räthe.

Das Theater hat die Hof-Narren erſezen ſollen, aber du lieber Himmel! wo darf

sich denn die Wahrheit selbst noch auf der Bühne hören lassen?

Wir haben es mit den Hof-Narren, wie mit dem Harlekin gemacht. Wir sind von Extrem zu Extrem gesprungen. Hätte man doch den plumpen Possen-Reißer verbannt, und dem witzigen und manierlichen Hof-Narren seine beschüzende Jake gelassen. Narren giebt es noch aller Orten, also auch an den Höfen; aber ohne Privilegium; und das Privilegium machte doch ihren ganzen Werth aus!

25.

Ueber Trauer.

Die Trauer iſt dem Weiſen heilig, ſie knüpft mit unſichtbaren Fäden die Bande der Freundſchaft und Liebe, und iſt das Oel der Flamme der Empfindung und Moralität. Wenn der Menſch alle äußerliche Kennzeichen des Schmerzes über den irdiſchen Verluſt eines ihm lieben Weſens vertilgt; ſo wird er auch allmählig über dieſen Verluſt gleichgültiger werden, ſo werden die zarte, heilige Bande der Freundſchaft und Liebe erſchlaffen.

Der Schmerz über Verſtorbene, das Andenken an ſie iſt Tugend, und deſſen Er-

haltung dem Weisen wichtig. Aber muß er denn durch dunkle Darstel' : genährt werden? Wozu also die schwarze Farbe der Trauer? Wäre die grüne Farbe, die Farbe der Hoffnung, die Bezeichnung der Hoffnung des Wiedersehens, nicht philosophisch richtiger, nicht wohlthätiger, schmeichelnder und lindernder für den Schmerz? Und indem sie diesen nährte, so weit er der Moralität wichtig ist, würde sie nicht zugleich die Idee der Unsterblichkeit mehr versinnlichen? und die Seele der Ueberlebenden in jene freundliche, balsamische, aber aufwärts blikende Schwermuth wiegen, die Streben weckt, sich durch Tugenden mit dem verlohrnen Wesen wieder zu vereinen, und die Seele erweitert, indeß das Düstre, das Schwarze sie einengt und niederdrükt? Hat die emporhebende Sehnsucht nicht mehr Gold auf dem

Probier-Stein der Moralität als wimmern-des Klage-Geschrei und Verzweiflung?

Statt Krepp-Flor und Boy würde ich also den Damen und Herren eine grüne Leib-Binde mit Sternen besäet empfehlen. Die Farbe würde die Hoffnung des Wiedersehens und die Sterne die bidliche Darstellung des Wohnplazes bezeichnen, wo wir die uns Entrißne glauben und wiederzufinden sehnen.

Oder soll denn aus den sinnlichen Darstellungen unsrer Empfindungen nie dieser Materialismus, dieses einzige und ausschliessende Haften am Sichtbaren und Gegenwärtigen vertilgt werden, das alle lebendige und thätige Ueberzeugung der Unsterblichkeit, alles Strebens nach Veredlung untergräbt?

Dem Weiſen iſt auch die Anhänglichkeit an die Hülle des unſterblichen Weſens heilig, denn ſie iſt eine höhere Stufe der Empfindung, eine Zartheit und Verfeinerung des Gefühls, alſo Tugend. Wenn aber der Schmerz mit der Idee ausgeſpielt hat, daß der Entflohne noch um ihn iſt, weil ſein ſinnliches Bild noch exiſtirt — und wie enge begränzt nicht Verweſung dieſen Spiel-Raum! — iſt es dann noch vernünftig, dieſe geliebte Hülle allmählig von Fäulnis und Gewürm zerfleiſchen und zu dem ekelhafteſten und grauenvollſten Anblik umſchaffen zu laſſen? Iſt es dann nicht vernünftiger dieſe Hülle, gleich den Alten, durch die Flammen zu verzehren und dadurch eine reinliche Maſſe der Reſte zu ſammeln; die uns ſo theuer ſind? — Welche ſüße Wonne mußte es der Schwärmerei des Schmerzes bei den Griechen und

Römern gewähren, den Aſchen-Krug, in ſeiner edlen und ſchönen Form, auf ihre Tiſche, vor ihr Lager zu ſtellen, der die geliebte Hülle alles deſſen umſchloß, was ihm einſt theuer war?

Kann der Menſch ohne Lächeln, ohne Schaam ſich von dem kindiſchen Gefühle Rechenſchaft geben, mit dem er die Dauer ſeines irdiſchen Daſeyns auch in der lebloſen Leiche zu verlängern ſtrebt, den Zeit-Raum dieſer Dauer ängſtlich mißt und berechnet und Glük in der Idee findet, nach Jahren, Jahrhunderten - immer nur Momente in der Urne der Ewigkeit — dieſe Gebeine noch unverſehrt zu wiſſen?

Und iſt überhaupt Sinn darin, der Menſchheit den Uebergang aus Einer Exiſtenz

in die andre verſezlich und gewaltſam zu erſchweren? den Tod durch alles, was nur die Einbildungs-Kraft Düſtres und Betrübendes ſchaffen kann, mit Schreken zu umgeben, ohne irgend einen andern Vortheil oder Gewinn als Erhöhung der Leiden des ſterbenden Weſens? auf deſſen Schikſgal es durchaus keinen Einfluß hat und haben kann, ob es mit den Zurüſtungen der Angſt oder mit Lächeln hinüberſchlummerte.

Wie ſehr würden wir alſo nicht den lezten phyſiſchen Kampf des Sterbenden erleichtern, wenn wir alles Schauerliche von der Idee des Todes, von der Trauer und den Leichenbegängniſſen entfernten, wenn wir allmählig die Menſchheit gewöhnten, freundliche und lachende Ideen zu verbinden mit einem Uebergang, der doch unvermeidlich iſt,

der nach richtigen philoſophiſchen Grundſäzen nichts Schrekliches haben kann; wenn wir alſo der Phantaſie des Sterbenden einen roſenfarbnen Spiel-Raum öffneten, ſtatt ſie auf die Folter zu ſpannen.

Alle unſre Verſinnlichungen des Todes, alle unſre Trauer- und Begräbnis-Anſtalten ſind alſo zwekwidrig. Man beſtreue die Hülle des entflohnen Geiſtes mit Blumen, man vertraue ſie, wenn ſie ja langſam verweſen muß dem mütterlichen Schooße der Erde, man pflanze Roſen auf den Hügel, der ſie bedekt, man begleite ſie mit dem ſtillen Geſange der Wehmuth und Sehnſucht, aber man wandle alles in freundliche Bilder. Der Kirchhof werde, wie bei den Völkern des Orients, wie bei der harmloſen Sekte der Herrnhuter, ein Garten, ein öffentlicher Ort des Ver-

gnügens, der Tempel des wollüſtigen Schmerzens, den nur feine Seelen kennen; der edlen Huldigung der Tugend; Erinnerung, des Glaubens, des Hoffens, der Sehnſucht, des Emper-Flammens tugendhafter und erhabner Gefühle! —

Nach dieſem Sinne habe ich ſelbſt kürzlich einen neuen Kirchhof angelegt und dieſen Geiſt athmet folgende Inſchrift, die er erhalten ſoll:

Wandrer!

Weſen nicht,

Raupen-Hülle nur, findeſt du hier

Des entflohnen, glänzenden Schmetterlings!

Doch, der Weiſe ehrt ſelbſt der Unſterblichkeit Schleier,

Maſſen, aufwärts gerichteten Blits! —

Mögen alle dieſe Ideen romantiſch und parador ſcheinen; Nur derjenige gilt mir als Wohlthäter der Menſchheit, der ſie nicht für geſund erklärt, wenn der Puls fiebert, ſondern ihre Krankheit angreift und zu zerſtören ſucht.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Christliches

Sittentäfelein

meiner

lieben Schuljugend

gewidmet

von

Julius Soden,

Reichs-Grafen.

Herausgegeben,

und

zum Neujahrsgeschenk

der

Jugend Teutschlandes

gewidmet

von

einem Kinderfreunde

F. E.

1797.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Vorbericht
des
Herausgebers.

Der Reichs-Graf Julius von Soden ist im Vaterlande und im Auslande allgemein bekannt und geschäzt, als Philosoph und Dichter, als thätiger Menschenfreund, gewissenhafter Beobachter der Eigenthumsrechte und strenger Befolger der Lehren, die er in seinen Schriften so schön als überzeugend gesagt.

Es ist daher in Wahrheit Gewinn für die gute Sache der edlen Menschheit, alles das zu sammeln und öffentlich bekannt und so gemeinnützig zu machen,

was dieser Denker auch nur im engen Kreise der Seinen und unbemerkt vor der Welt Augen zu wirken sucht.

In dieser Rücksicht verdient vornämlich es alle Aufmerksamkeit, wie er in der Eigenschaft eines Besitzers unmittelbarer Reichs-Rittergüter seine Pflichten übt, und auch noch in Herrn-Gestalt nicht den Menschen- und den Volksfreund verläugnet.

Da ist seines Bestrebens ganzes Ziel — moralische Veredlung seiner Unterthanen; dieser einzige, wahre Zweck der reinen Aufklärung.

Voranleuchtet sein Beyspiel in jedem Guten — zum Fleiß, Betriebsamkeit und Thätigkeit ermunternd, den wirksamen Hausvater belohnend, den

Dürftigen unter die Arme greifend, den Müssiggänger von Profession bessernd, lehrt er den Landmann die Wege kennen, die zur Vervollkommnung des physischen Zustandes führen. Er schaft Glückliche um sich her, und ohne Anspruch auf Vergötterung fühlt der Edle seinen Lohn in dem Bewußtseyn von vollbrachten guten Thaten, welches so viel Ruhe und Frieden in dem Innersten guter Menschen erzeugt.

Heilig ist Ihm eben deswegen die geoffenbarte Religion: — die Trösterinn in so manchen Widerwärtigkeiten des geselligen Lebens, die Führerinn auf dem rauhen Pfade der Tugend, die allgemeine Beglückerinn!

Weit entfernt, für den unbesonnenen Rath der Neurungsstifter zu stim-

men, daß die Grundverfassung der Staaten ohne allen Verband mit der Religion eingerichtet werde; ist er vielmehr davon völlig überzeugt, daß nur die Religion ganz allein dem Pöbel unter allen Volksklassen Grenzen bey solchen Handlungen setzen kann, die ohne gradezu die bürgerlichen Gesetze zu verletzen, doch Ehrgefühl und Tugendliebe in der Stille beleidigen, und dem weltlichen Richteramte meistens verborgen bleiben (ein Fall, der sich leider! nur öfters ereignet, als man gemeiniglich glaubt) und daß auch nur die Religion Friede in die von Elend und Kummer tiefgebeugte Seele der Schwachen bringen kann, die mit den Trostgründen der Philosophie ganz unbekannt leben.

Mit reicher Hand ſtreuet alſo der Graf den Saamen der Empfänglichkeit für die Religionswahrheiten unter ſeinen Unterthanen aus, und auch davon überzeugt, daß jeder Saame am beſten in ſeiner Muttererde gedeihet, wirft er ihn zugleich in die zarten und noch unverdorbenen Herzen der Kleinen, die ſo leicht jeden Eindruck auffaſſen.

Das hab ich jüngſt bey einem meiner Durchflüge durch Franken bemerkt, als ein Zufall mich nöthigte, mehrere Tage auf Saßanfarth zu verweilen, einem Reichs-Rittergute des Grafen, das er, verwahrloſet im Ganzen, erkaufte, und nun zu einer blühenden Gegend umgeſchaffen hat.

Aber auch das habe ich bemerkt, und es wäre sehr ungerecht, es hier zu verschweigen, daß die katholische Geistlichkeit dem Grafen, obgleich er ein Protestant ist, alle hülfreiche Hand biethet, in der Vertheilung, Empfehlung und Belehrung dessen, was wir gleich lesen werden, und ich

der Jugend Teutschlands

zum Neujahrsgeschenke mit dem herzlichen Wunsche widme: Möge dieser Same des Guten auch in Ihr aufkeimen, und zu Früchten reifen!

E.

Christliches Sittentäfelein

meiner

lieben Schuljugend

gewidmet

von

Julius Soden,

Reichsgrafen.

---

1. Wir sollen Gott über alles lieben als unsern Schöpfer und Erhalter.

Lasset uns Gott lieben; denn er hat uns zuerst geliebet, und das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten. Ev. Joh. 5. V. 3.

2. Wir sollen alle Menschen lieben.

Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. Matth. 22. V. 7.

3. Wir sollen auch selbst unsere Feinde lieben.

Liebet eure Feinde, thut wohl denen, die euch hassen. Luc. 6. V. 27.

4. Wir sollen bey Anderer Noth mitleidig und barmherzig seyn.

Seyd barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist. Luc. 6. V. 36.

5. Auch gegen das Vieh sollen wir barmherzig seyn.

Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes. Sprüchw. 12. V. 10.

6. Wir sollen gerecht seyn.

Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. Matth. 7. V. 12.

7. Wir sollen gegen wahre Arme wohlthätig seyn.

Wohlzuthun und mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Ep. an die Ebr. 12. V. 16.

8. Wir sollen arbeitsam seyn.

So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen. 2 Thessal. 3. V. 10.

9. Wir sollen uns an anderer Eigenthum nicht vergreifen.

Du sollst nicht begehren, was deines Nächsten ist. — Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern arbeite. Ephes. 4, V. 16.

10. Wir sollen immer redlich und wahrhaftig seyn.

Redet die Wahrheit, ein jeglicher mit seinen Nächsten. Ephes. 4. V. 25.

11. Wir sollen genügsam seyn.

Es ist ein grosser Gewinn, wer gottselig ist, und lässet ihm genügen. Denn wir haben nichts in die Welt gebracht, darum offenbar ist, wir werden auch nichts hinausbringen. 1 Ep. an Timoth. 6. V. 6. 7.

12. Wenn wir diese Pflichten erfüllen, werden wir in diesem und jenem Leben dafür belohnt.

Der Herr behütet alle, die ihn lieben.

Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden die Stimme Gottes hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben zur Auferstehung des Lebens; die aber Uebels gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Joh. 5. V. 28. 29.

BIBL. UNIVERS. UPS.

Kurze

Gebete für Kinder.

Erstes Morgengebet.

Ich danke Dir, mein gütigster Gott und Vater! daß Du mich bisher mit so vielen Wohlthaten begnadigt, und auch in der vergangenen Nacht vor allem Schaden und Gefahr mich und die Meinigen behütet hast. Ich bitte Dich demüthig, Du wollest auch an diesem Tag mich vor allen mir schädlichen Uebeln, vornemlich aber vor Sünden, bewahren; wollest mich regieren durch Deinen Geist, daß Dir mein ganzes Leben wohlgefalle. Ich befehle meinen Leib und meine Seele in deine Hände; stärke mich zu allem Guten, schütze und segne mich nach Deiner Güte. Amen.

Zweites Morgengebet.

Dir, liebreicher Gott, dir seyen die ersten Augenblicke dieses neuen Tages geheiligt. Du hast grosse Dinge an mir gethan, und ich bin viel zu schwach, sie auszusprechen oder würdig zu preisen. In der vergangenen Nacht wäre ich ohne deinen Schutz verloren gewesen. Aber du bewachtest mich, und ich konnte ruhig schlaffen, und vor allen Gefahren sicher seyn. Deiner Güte allein habe ich mein neues Leben zu verdanken. Wie erneut sind meine Kräfte! Wie froh mein Geist! Wie munter mein junges Herz! Laß mich nur dir, du Geber alles Guten, für diese Wohlthaten dankbar seyn! Laß mich meine Kräfte nur nach deinem Willen wohl anwenden: laß meinen Geist sich deiner freuen, und mein junges Herz täglich besser und

frömmer werden. So werde ich dein liebes Kind, die Freude meiner Eltern und meiner Lehrer, und der Engel Freund seyn. Dazu hilf mir und allen meinen Mitschülern um deiner Liebe willen. Amen.

Erstes Abendgebet.

Ich danke Dir, allmächtiger gütiger Gott und Vater! daß Du mich diesen Tag vor so manchem Unfall, der mich und die Meinigen hätte treffen können, gnädig behütet hast; und preise Dich auch, daß Du mir Kräfte zu vielen nützlichen Werken und christlichen Tugenden verliehen hast. Ach, wenn ich doch nur alles Gute, was ich zu thun schuldig war, mit allem Fleisse verrichtet und mich durch keinen Fehltritt Deiner Gnade unwürdig gemacht hätte. Barmherziger Gott! vergieb mir alle meine

Sünde um Jesu Christi meines Erlösers willen, und stehe mir bey, daß ich an dem morgenden Tag desto frömmer werden, und recht viel Gutes ausüben möge. Dir befehle ich meinen Leib und meine Seele und alle meine Schicksale. Bewahre du unsern Ort und das ganze Land in dieser Nacht vor betrübten Unglücksfällen, daß wir an dem künftigen Morgen Dir wieder fröhlich danken und für alle Deine grosse Güte dich immerdar loben können. Amen.

Zweites Abendgebet.

Mein Schöpfer und mein Erlöser! ich denke jezt an Dich und an Deine grosse Güte, die Du diesen Tag mir bewiesen hast. Die Zerstreuungen der Jugend, die meinem flüchtigen Herzen so angenehm sind, haben

mich dieſen Tag über oft gehindert, an dich zu denken. Nun will ich mich ſammlen, und mein ganzes Herz auf Dich richten. Laß mich nur ſo an Dich denken, daß es Dir wohlgefällt und viel Gutes wirkt. Wie viele Barmherzigkeit haſt Du an mir gethan! Du haſt mir Eltern geſchenkt, die mich lieben; mir Verſtand gegeben, was gutes zu lernen; haſt mich verſorgt und vor vielen Gefahren behütet. Ich preiſe Dich für Deine groſſe Güte. Laß ſie mich auch des Nachts genieſſen, damit mir und den Meinigen kein Unglück begegne. Gedenke auch meiner jungen Brüder und Schweſtern, die in dieſer Nacht wegen Krankheit und Schmerzen keine Ruhe haben. Erzeige ihnen und mir Deine Gnade durch Jeſum Chriſtum. Amen.

Das Gebet des Herrn.

Vater unser, der du bist im Himmel. Geheiliget werde dein Name. Zukomme dein Reich. Dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Unser täglich Brod gieb uns heut. Und vergieb uns unsre Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern. Und führe uns nicht in Versuchung; sondern erlöse uns vom Uebel. Denn dein ist das Reich, und die Kraft, und die Herrlichkeit, in Ewigkeit. Amen.

Tischgebete.

I. Gebet vor dem Tische.

Du guter treuer Gott! von dir
Kömmt nichts als Glück und Leben.
Auch diese Speisen hast du mir
Mit Vaterstreu gegeben.

Du ſtärkeſt in des Menſchen Bruſt
Die Liebe zu dem Leben,
Mit Weisheit haſt du ihm die Luſt
Zu Speis' und Trank gegeben.

Du legſt Erquickung in den Trank
Und Stärkung in die Speiſe,
Und foderſt keinen andern Dank,
Als: daß mein Herz dich preiſe.

Laß mich mit kindlich frohem Muth,
Was du beſchehrt haſt, eſſen!
Und, o mein Vater, treu und gut!
Laß mich dein nicht vergeſſen!

Dankſagung nach dem Tiſche.

Nimm meinen Dank, Allgütiger!
Für die genoßne Speiſen!
Und laß mich dich, mein Gott und Herr,
Auch durch mein Leben preiſen!

Gieb; daß ich meine Lebenskraft
Aus Leichtſinn nicht verſchwende,
Und daß ich ſie, gewiſſenhaft
Auf Nächſtenglück verwende!

Gieb; daß mich jeder Biſſen Brod
Die Pflicht des Menſchen lehre,
Und daß ich dich, du guter Gott!
Durch meinen Wandel ehre!

Dann wird mein Eſſen, meine Ruh,
Mein Gang auf deinen Wegen,
Und jede Arbeit, die ich thu,
Wird nichts, als lauter Segen.

Schulgebet.

Ach ſegne, Vater, meinen Fleiß;
Beglücke mein Beſtreben,
Zum Heile mir, und dir zum Preis,
Gut und gerecht zu leben.

O flöß in meine zarte Bruſt
Verſtand, und Zucht, und Tugend:
Den Lehrern mache Freud und Luſt
Mein Fleiß und muntre Jugend.

Ich ſey den jungen Bäumen gleich;
Beliebt ſey meine Blüthe!
Mach mich an guten Früchten reich,
An Segen und an Güte.

Um Segen zur Arbeit.

Herr, deſſen Gnade alles ſchaft,
Verleih mir Weisheit, Luſt und Kraft
Das Gute zu vollbringen.
Laß jede Arbeit, jede Pflicht
Dem regen Fleiß gelingen.

Präg deine Furcht in meine Bruſt,
Und mach mir jede Pflicht zur Luſt,
Und kröne ſie mit Segen.
Herr, leite mich an deiner Hand
Auf meinen Jugendwegen.

Hilf mir, mein Gott, von Zeit zu Zeit
An Gottesfurcht, Geſchicklichkeit,
Und Tugend zuzunehmen.
Es müſſe nie mein junges Herz
Sich deines Wortes ſchämen.

Niemals verflieſſe mir die Zeit
In Spielen ſchnöder Eitelkeit,
In Lüſten frecher Jugend.
Das Liebſte, das mein Herz erfreut,
Sey Chriſtenthum und Tugend.

Morgenlied.

Mein junges Leben preiſe dich;
Mein Herz ſoll dein ſich freun:
Nur, beſter Vatter, lehre mich,
Recht gut und fromm zu ſeyn.

Der Jugendlüſte Eitelkeit
Verführe nie mein Herz:
Gib Mäßigung in Fröhlichkeit;
Beſcheidenheit im Scherz.

Will mich der Jugend wallend Blut
Gelüſtend hintergehn:
So gib mir Faſſung, gib mir Muth,
Der Luſt zu widerſtehn.

Kurz iſt der Eitelkeit Genuß,
Die Wolluſt ſich verſprach:
Und Reue, Marter und Verdruß,
Folgt eitlen Freuden nach.

Ich, junger Pilger dieſer Zeit,
Will ihre Lüſte fliehn:
Um Freud und Glück der Ewigkeit
Soll ſich mein Geiſt bemühn!

Abendlied.

So flüchtig, als die Stunden
Des Tages mir verſchwunden,
Vergeht die Jugendzeit.
Mein Weg wird immer gäher;
Ich komme täglich näher.
Dem Tod, dem Grab, der Ewigkeit.

Vielleicht hat dieſe Sonne
Zum leztenmal mit Wonne
Mein reges Herz erquikt:
Eh noch der Morgen glühet,
Bin ich vielleicht verblühet,
Und von der Erde weggerükt.

Bedekt mit deinem Segen
Eil ich der Ruh entgegen:
Dein Name ſey gepreiſt!
Mein Leben und mein Ende
Iſt dein! In deine Hände
Befehl ich, Vatter, meinen Geiſt.

Das Ein mal Eins.

1	mal	1	ist	1	5	mal	5	ist	25
2	—	2	—	4	5	—	6	—	30
2	—	3	—	6	5	—	7	—	35
2	—	4	—	8	5	—	8	—	40
2	—	5	—	10	5	—	9	—	45
2	—	6	—	12	5	—	10	—	50
2	—	7	—	14					
2	—	8	—	16	6	—	6	—	36
2	—	9	—	18	6	—	7	—	42
2	—	10	—	20	6	—	8	—	48
					6	—	9	—	54
3	—	3	—	9	6	—	10	—	60
3	—	4	—	12					
3	—	5	—	15	7	—	7	—	49
3	—	6	—	18	7	—	8	—	56
3	—	7	—	21	7	—	9	—	63
3	—	8	—	24	7	—	10	—	70
3	—	9	—	27					
3	—	10	—	30	8	—	8	—	64
					8	—	9	—	72
4	—	4	—	16	8	—	10	—	80
4	—	5	—	20					
4	—	6	—	24	9	—	9	—	81
4	—	7	—	28	9	—	10	—	90
4	—	8	—	32					
4	—	9	—	36	10	—	10	—	100
4	—	10	—	40	10	—	100	—	1000

JULIUS GR. v. SODEN

PHILOSOPHISCHE SCHRIFTEN

I. BAND.

OSNABRUECK,

IM VERLAG VON KARL UND KOMP.
HOFBUCHHANDLUNG.

1800.

sächsische
Landesbibliothek
Dresden

DIE

MYTHOLOGIE

DER

CHRISTUS-RELIGION.

IDEEN

ZU DEREN

VEREDLUNG.

EIN

VERSUCH

VON

JULIUS GR. v. SODEN.

WIELAND UND HERDER

ZUGEEIGNET.

MIT ZWEY KUPFERN.

OSNABRUECK,

IM VERLAG VON KARL UND KOMP.

HOFBUCHHANDLUNG.

1800.

Ich übergebe diesen Versuch der Kritik mit der Bescheidenheit, die dem reinen Freunde der Wahrheit, der Weisheit und des Menschen, geziemt. Ich bekenne freymüthig, dafs ich keineswegs mit allen zu der Bearbeitung eines solchen Gegenstands erforderlichen Kenntnissen und Hülfs-Mitteln mich ausgerüstet glaube; aber auch einzelne Prüfungen und Ansichten, seyen sie auch unvollkommen, unvollständig, können als Sporn des Forschungs-Geistes nützlich werden.

In einem Gebiete, wo es, nach seiner Natur, so wenig allgemein anerkannte Wahrheiten geben kann, der Spiel-Raum der Meynungen und Ansichten aber unermeſslich iſt, muſs und wird es ſtets Partheyen geben. Vielleicht wird dieser Versuch sie alle aufreizen. Aber Wahrheit iſt die Tochter des Kampfs; und Erweckung des Forschungs-Geiſts wird mir ſtets Verdienſt um Tugend und Weisheit, scheinen.

Vielleicht iſt dieser Versuch dem Geiſte der Zeit vorgeeilt. Vielleicht aber auch nicht. Der Forscher nach Wahrheit gehört der Menschheit an, nicht seinen Zeit-Genossen. Auf jeden Fall scheint mir es Pflicht für ihn, das Resultat seines Nachdenkens und seiner

Gefühle zu seiner Zeit in das grosse Archiv der Menschheit niederzulegen. Dort wird sie einst diese Urkunde aufsuchen, wenn Zeit und Bedürfnis es heischen, oder ruhig vermodern lassen, wenn sie weder neue noch nützliche Wahrheiten enthält.

Vielleicht kommt aber auch der Versuch zu spät. Vielleicht ist's nicht einmal mehr Zeit, die Ueberzeugung der Nothwendigkeit der Mythologie und des Kultus allgemein da zu bewürken, von wo sie doch stets aufs Volk ausgehen muss.

Uebrigens gebe ich diesen Versuch für nichts mehr, als einzelne abgerissene Ideen aus, keineswegs für ein systematisches Ganzes, des-

sen Daseyn ich wünsche, zu dessen Hervorbringung ich mir aber nicht Kraft genug fühle. Aus jenem anmassungslosem Gesichts-Punkte hoff' ich also beurtheilt zu werden.

INHALT.

1. Erklärung der Terminologie.
Allgemeine Religion.
Moralische Religion.
Christliche Religion.
Mythologie.
2. Grundsäze in Behandlung der Mythologie.
3. Ursprung der allgemeinen und moralischen Religion.
4. Ursprung der theoretischen und hypothetischen Mythologie.
5. Fortsezung.
6. Resultat der Unentbehrlichkeit der hypothetischen Mythologie.
7. Vorzug der Christus-Religion; jetziger Zustand der christlichen Mythologie.
8. Entstehung und Ausbildung derselben in jetziger Form.
9. Fortsezung.
10. Unentbehrlichkeit des hypothetischen Mythos der Christus-Religion insbesondre.
11. Zusammenstellung des griechischen hypothetischen Mythos mit dem christlichen.

12. Fortsezung.
13. Fortsezung.
14. Rechtfertigung der Versinnlichung des hypothetischen Mythos. Entwicklung des Begriffs von Abgötterey.
15. Nothwendigkeit der Veredlung der christlichen Mythologie.
16. und 17. Erklärung über den Zweck des Werks.
18. Spezielles christliches Mythos.
19. Erklärung über die Eigenschaft einer Darstellung des speziellen christlichen Mythos.
20. Autorität der biblischen Bücher. Inspirazion.
21. Dogma der Dreyeinigkeit.
22. Gottheit und Göttlichkeit Jesus.
23. Dogma der Versöhnung.
24. Sakramente der Taufe und des Abendmahls.
Christliche mythologische Darstellungen des allgemeinen hypothetischen Mythos.
Dogmatik und Versinnlichung.
25. Gott.

26 — 28. Fortsezung.
29. Welt - Schöpfung.
30. Ewigkeit.
31. Unsterblichkeit. Auferstehung.
32. Fortsezung.
33. Fortsezung.
34. Zustand nach dem Tode.
35. Paradies.
36. Fortsezung.
37. Fortsezung.
38. Fegfeuer.
39. Fortsezung.
40. Fortsezung.
41. Hölle. Satan u. s. w.
42. Fortsezung.
43. Fortsezung.
44. Das jüngste Gericht.
45. Göttliche und heilige Wesen. Jesus.
46. Fortsezung.
47. Maria.
48. Fortsezung.
49. Fortsezung.
50. Engel.
51. Heilige.
52. Fortsezung.
53. Fortsezung.

54. Personifizirung der göttlichen Eigenschaften, der Tugenden und Empfindungen.
55 — 57. Fortsezung.

Religions- und mythologischer Kultus.

58. Religiöse Sitten. Gebräuche. Zeremoniell.

Begriff des Kultus. Gränz-Linie desselben.

59. Nothwendigkeit desselben.
60. Gelübde.
61. Oeffentliche Gebet.
62. Expiazionen. Fasten.
63. Reinigungen. Abluizionen.
64. Weyhe.
65. Opfer.
66. Tempel. Kirchen. Altäre.
67. Prozessionen.
68. Wallfarthen.
69. Musik. Gesang.
70. Feste.
71. Brüderschaften.
72. Priester.
73. Priesterliches Oberhaupt.
74. Priesterliches Kostüm.

Es haben sich, der sorgfältigsten Aufmerksamkeit ohngeachtet, einige Druckfehler eingeschlichen, die bey einem Werke dieser Art, Berichtigung bedürfen; auch sind dem Verfasser schon während des Abdrucks, einige schätzbare Erinnerungen mitgetheilt worden, die er bey seinem reinen Streben nach Wahrheit, benutzen wird, wenn der Zufall diesem Werke eine zweyte Auflage gewähren sollte, oder über die er sich mindstens einst, so wie über die Urtheile der Kritik, in einer eigenen Schrift erklären zu können hofft. So wünschte z. B. ein aufgeklärter Gottes-Gelehrter, die Definizion der Christus-Religion S. 5 in Beziehung auf die vorausgehende Definizion der allgemeinen Religion also gestellt: Glauben an die Gesetze, die Christus der Menschheit als göttliche Gesetze verkündet hat, und an die damit verbundenen Hoffnungen.

S. 20. Z. 14., l. je glühender die Imagination, desto gröfser u. s. w.

— 29. in der Note, Z. 1. ſtatt reperisse, l. peperisse.

Ebend. Z. 3. ſt. Miſteriis, l. Myſteriis.

— — Z. 7. ſt. juſtitia, l. laetitia.

— — Z. letzte, l. moriendi, ſt. morendi, und de legib. lib. II.

— 30. hätte allerdings bemerkt werden sollen, dafs der griechische Komiker Ariſtophanes selbſt es wagte, die Götter seines Lands ungeahndet auf der Bühne zu verspotten. Wahrscheinlich unter dem Schutze, den das Theater damals in hohem Grade genofs.

— 40. Z. 8. l. Metempsykose.

Andre kleine Unrichtigkeiten, z. B. S. 67. und anderswo Wirkung, ſtatt Würkung, zeigen sich von selbſt.

— 58. ſtatt des — veränlafst u. s. w. l. des beginnenden, von den Verheerungs-Zügen wilder Völker veranlafsten Verfalls u. s. w.

S. 66. ſt. ohnläugbare, l. ſcheint ohnläugbare u. ſ. w.
— 82. iſt das Citatum undeutlich. Es ſoll Iliad. lib. 24. heiſsen.
— 121. Z. 18. ſt. Greifs, l. Greifses.
— 143. Z. 17. ſt. Delphos, l. Delphi.
Ebend. Z. 19. ſt. Ei, l. El.
— 179. Z. 10. ſt. Spucken, l. Spuken.
— 188. Z. 8. nach Glück, l. jenes Miſsverhältnisses zwischen Tugend und Glück.
— 197. Z. 4. ſt. Chriſtes, Chriſtus.
— 207. Z. 16. ſt. Palingensie., l. Palingenesie.
— 208. Z. 29. ſt. schönere, l. schöneren.
— 233 — 263. u. a. ſt. einweyhen und einreyhen. l. einweihen, einreihen.
— 241. Z. 8. ſt. furchtbare, l. fruchtbare.
— 250. Z. 7. ſt. Trieb, l. Triebe.
Ebend. Z. 13. ach je, del. Comma.
— 250. ſt. Kokzit, l. Kozyt.
— 258. Z. 6. ſt. erzeugen, l. zu erzeugen.
— 265. Z. 7. ſt. Rucktritt, l. Rücktritt.

S. 287. Z. 8. ſt. jenen, l. jenem.
— 300. Z. 3. ſt. Marian, l. Maria.
Ebend. Z. 11. ſt. tiefſte, l. tiefſten.
— 302. Z. 12. l. der Sichtung.
— 336. Z. 5. ſt. dieser Empfindung, l. dieses Gefühls.

1.

Der Zweck dieses Versuchs ist nicht: zu entwickeln, was der philosophische Christ glaubt, oder zu glauben hat? — darüber mag man die Weisen unsrer Zeit Kant, Reinhold, Henke u. a. hören.

Der Zweck dieses Versuchs ist nur: anzudeuten, was der christliche Philosoph dem Reste der Menschheit als Glaubens-Gegenstand ansinnen darf und soll.

Meine innige Ueberzeugung ist: dass es bis zu der vollendeten Veredlung der ganzen Menschheit — wenn sie anders denkbar ist — Epopten geben müsse. Es ist meine eben so innige Ueberzeu-

gung: dafs diese ausschliefsende Erkenntnis gewisser Wahrheiten, dieser ausschliefsende Besitz gewisser Geheimnisse den Epopten zugleich zwey gleich wichtige Pflichten auferlege:

Die Pflicht, allem entgegen zu arbeiten, was den von ihnen erkannten Wahrheiten widerftrebt, und

Die Pflicht, mit diesem ihrem heiligem Depositum so haûszuhalten, wie es theils die moralische und physische Glückseligkeit des so organisirten Menschen im Allgemeinen, theils die jedesmalige Stufe der Kultur, der Empfänglichkeit für Licht und Wahrheit fordert, auf welcher sie die Menschheit finden.

Es ift, endlich, meine Ueberzeugung: dafs, um die menschliche Glückseligkeit sicher zu ftellen, die Epopten vor allen Dingen über die wahre Beftandtheile

jenes Depositums und dann über die Verwaltungs-Art desselben einig seyn müssen.

Diese Ueberzeugungen haben gegenwärtigen Versuch geboren; sie zu verbreiten, zu der Erfüllung jener Pflichten beyzutragen, dessen Zweck; sie der Standpunkt, aus welchem er beurtheilt werden muss.

Nicht Religion ist also der Gegenstand dieses Versuchs, sondern Mythos und mythologischer Kultus.

Die so gewöhnliche Verwechslung dieser Worte, die Mannichfaltigkeit der ihnen beygelegten Bedeutungen, macht es mir nothwendig, die Begriffe zu erklären, die ich damit verbinden will.

Nach Kant, ist subjektive Religion: Anerkennung unsrer Pflichten als gött-

licher Gebote, und diese schliefst die Anerkennung einer Gottheit nothwendig in sich.

Die Prüfung dieses Begriffs ist nicht meine Sache. Mir ist es einzig um die Unterscheidung dessen zu thun, was ich unter Religion im Gegensatz von Mythologie verstehe.

Unter Religion, nicht in der allgemeinen Bedeutung, in der sich der Sprach-Gebrauch dieses Worts bedient, sondern im engern Sinne, verstehe ich hier: den Glauben an Gottheit, an eine Zukunft, an Fortdauer unsers Wesens, und das nenne ich allgemeine Religion. *

* Garve in den klassischen Abhandlungen über Ciceros Werk von den Pflichten, 2ter Th. S. 23. folg.

Unter moralischer Religion verstehe ich das mit jenem Glauben der allgemeinen Religion verbundene Anerkenntnis des Sitten-Gesetzes der Vernunft, als Resultats des Daseyns der Gottheit.

Unter Christus-Religion: den mit der allgemeinen und moralischen Religion verbundenen Glauben an die Gesetze, die Christus der Menschheit als göttliche Gesetze verkündet hat, und also objektiv: die Summe dieser göttlichen Gesetze.

Aus jenen Begriffen folgt: dafs nach meiner Ansicht, Christus-Religion die allgemeine und moralische Religion in sich schliefst; also nothwendig mit ihnen harmonirt und jene nur erweitert und ausgebildet hat.

Unter allgemeiner Mythologie, oder der Lehre des allgemeinen theoreti-

schen Mythos, verstehe ich, das von Religion an sich untrennbare, aber der Vernunft stets unerforschliche Geheimnis der Wesenheit Gottes und seines Zusammenhangs mit der Menschheit.

Und auch von diesem, ist in diesem Werke nicht die Rede.

Nur von dem hypothetischen Mythos, das auf statutarische Gesetze sich gründet, d. h. von den menschlichen Ansichten, Darstellung und Entwicklung des Wesens der Gottheit, ihrer Verhältnisse zu dem Menschen, also den Dogmen, dann der Versinnlichung derselben, von diesem Mythos, von dieser Mythologie handelt gegenwärtiger Versuch.

Ich weiss es, dass Sprach-Gebrauch mit den Worten Religion, Mythos und Mythologie ganz andre Begriffe ver-

bindet; ich weifs es, dafs, nach ihm, Religion auch Theologie und Mythologie begreift; aber ich mufste zu Entwicklung meiner Ideen entweder eine neue Terminologie schaffen, oder — und das hat seine grofse Bedenklichkeiten — oder die vorhandne auf sie anpassen.

Uebrigens läfst sich die Behandlung der dogmatischen und versinnlichenden Mythologie nur selten trennen; sie mufs beynah immer neben einander gehen.

Unter Kultus verstehe ich die Art und Weise der menschlichen Verehrung der Gottheit und der Darstellung der menschlichen Beziehungen gegen sie.

Es ist leicht möglich, dafs diese Terminologie, selbst aus jenen Gesichts-Punkten, Berichtigung bedarf, aber mindstens mufst' ich meine Ansicht erklären, um nicht mifsverstanden zu werden.

Bis jetzt scheint man unter Mythologie die Darstellung der Gottheit und ihrer Verhältnisse zu den Menschen, dann deren Versinnlichung bey allen andern Glaubens-Genossen im Gegensatz der Christen, und mit deren Ausschlufs, verstanden und sie gewissermasen der Religion entgegengesetzt zu haben. Man brauchte, dem Ursprunge des Worts gemäs, Fabellehre und Mythologie für gleichbedeutend und schien dadurch die christliche Darstellungs-Art als die einzige wahre von allen Fabeln geläuterte, bezeichnen zu wollen.

Diese Bedeutung kann aber natürlich die prüfende Philosophie keineswegs anerkennen. Ihr Zweck ist: allenthalben Wahrheit zu suchen und von ihr Fabeln zu sondern, wo sie auch solche findet.

2.

Noch mufs ich mich über zwey Gegenstände erklären. Schon die Ankündigung dieses Versuchs beweifst, dafs man hier überhaupt keine Geschichte der mythologischen Syfteme zu suchen hat; also auch keine Geschichte der Chriftlichen.

Einzelne gewagte Ideen über ihre Entftehung, einzelne Blicke in die Vergangenheit, einzelne Thatsätze, alles, so wie der Zweck des Werks es forderte, nur Erläuterungsweise, oder im Vorbeygehen angeführt, soll und kann nicht einmal für eine Skizze derselben gelten.

Eben so wenig ift Geschichte der Bildung der mythologischen Ideen der

Zweck dieses Versuchs. Was hier zum wahren Zweck desselben davon eingeschaltet werden mufste, bescheidet sich, dem entschiedenem Werthe des bekannten Reinhardischen Werks in Absicht des Hiſtorischen nachzuſtehen.

Der philosophische Theil, in so weit er nicht auf Begebenheiten, sondern auf Menschenkunde ruht, unterliegt der Verschiedenheit der Ansichten.

Wohl aber kann niemand inniger als ich eine vollſtändige mythologische Geschichte wünschen, die uns noch fehlt, und von ihrem hohen Werthe mehr überzeugt seyn. Eben deswegen wird die neue Gründung, oder vollſtändige Darſtellung der griechischen Götter-Lehre, zu der uns Voss in seinen mythologischen Briefen Hoffnung gemacht hat, mit Sehnsucht erwartet; eben deswegen scheint mir Fluegge zu Fortsetzung

seiner Beyträge [2] nicht dringend genug ermuntert werden zu können.

Zweytens — und darauf werde ich oft mich beziehen müssen — : Ich gehe von diesen allgemeinen Grundsätzen aus :

1. Jede mythologische Darstellung, die nach den Vernunft-Gesetzen, nach den allgemein anerkannten und offenbaren Gesetzen des Universums, unmöglich ist, also der Vernunft, also nothwendig auch der allgemeinen Religion und dem Sitten-Gesetze widerspricht, mithin die Moralität vermindert, ist durchaus verwerflich, auf welche Autorität sie auch

[2] Beyträge zur Geschichte der Religion, oder Theologie und ihrer Behandlungs-Art, 1. Th. Hannover, 1797.

immer sich gründen mag. Die unerläfsliche Eigenschaft der Mythologie ist also: Möglichkeit, als die Basis des Glaubens. Jenseits jener Gränzlinie, und nur jenseits derselben erkenne ich das Gebieth des Aberglaubens.

2. Jede so geartete mythologische Darstellung, welche die Moralität, also die moralische Religion und deren Ausübung befördert, also würkliches Mittel ist zum Zweck, nemlich der Religion, ist gut und zweckmäsig; sey sie auch würklich nur Täuschung; denn diese Täuschung kann nicht wesentliche Theile betreffen, weil diese gerade durch jene Eigenschaft praktische Gewifsheit erhalten.

3. Endlich: jede so geartete, mindstens der moralischen Religion un-

schädliche mythologische Darſtellung iſt gleichgültig. Die mythologische Gesetzgebung (die Kirche) kann sie verwerfen, oder beybehalten, je nachdem es der relatife Werth fordert, den das Volk nach seinen Sitten und Kultur-Stande darauf legte.

3.

Schon bey den älteſten philoſophiſchen Lehr-Gebäuden, der Aegypzier, des Hermes, Orpheus, Thales, Zoroaſter u. s. w. lag groſsentheils moraliſche Religion zum Grund. Nur zum Theil enthielten ſie hypothetiſchen Mythos.

Das Bewuſstseyn höherer über das Sinnliche hinausragender Begriffe und Gefühle, die unwiderſtehliche Ueberzeugung, daſs das, was in uns denkt und empfindet, der beſsre Theil unsers Ichs sey, ſcheint an ſich die Idee von höhern unſichtbaren Weſen und unserm Zuſammenhange mit ihnen, alſo die allgemeine Religion und das allgemeine Mythos erzeugt zu haben; nicht, das durch ſo zahlloſe wohlthätige Wunder überſchwenglich vergütete Schrek-

ken der furchtbaren Natur-Erscheinungen, wie einſt Lukrez wähnte. Die Religion iſt also, wie einer unsrer gröſsten Weisen, Garve, mit Recht behauptet, nicht die Erfindung eines Menschen. Die Idee von Gott hat kein religiöser Gesetzgeber hervorgebracht oder hervorbringen können; aber Pythagoras, Sokrates, Plato u. a. haben sie ausgebildet.

Die innigere Verbindung der Moral mit der allgemeinen Religion, die Feſtſtellung der Lehre: daſs Tugend Würkung und Aeuſserung der Gottheit sey, also die moralische Religion, scheint der Philosophie ihre Entſtehung zu verdanken. Einige Sekten und vorzüglich die Sokratische [a] gründeten zuerſt Religion ganz, auf Sittlichkeit.

[a] Cicero Accad. quaeſt. L. 1. C. 4.

Die spekulativische Philosophie hat sich Jahrhunderte mit den metaphysischen Beweisen ihrer Wahrheit, so wie die skeptische mit deren Prüfung beschäftigt; und die kritische Philosophie, erweckt von unserm unsterblichen KANT, alle diese Beweise und Zweifel gesichtet, und die Nothwendigkeit und Wirklichkeit der moralischen Religion aus den Grundsätzen der Sittlichkeit erwiesen. Sie ist es also, die mitten unter den Ruinen aller mythologischen Systeme fest und unerschütterlich stehen blieb und steht.

4.

Die allgemeine theoretische Mythologie, in so ferne sie Geister-Lehre, Darstellung des Wesens der Gottheit und Entwicklung ihrer Verhältnisse (1) begreift, ist unstreitig bey allen Völkerschaften von den Weiseren der Nazion ausgegangen. Manche dieser Philosophen, als Zoroaster und in der Zeitfolge ganze Sekten, als die eklektische, haben die Götter-Lehre in mehr oder minder vollständige Systeme gebracht.

Unermeslich ist die Mannichfaltigkeit dieser Systeme, so wie die Gradazion der menschlichen Geistes-Kräfte und Ansichten und die Tonleiter menschlicher Empfindungen.

Die hypothetische Mythologie, (1) gröfstentheils von den Dichtern, mittelst Ausbildung der Volks-Sagen, erschaffen, war eine natürliche Folge jenes theoretischen Theils. * In der Kindheit des Kul-

* Es ist unmöglich, den Grund und die Nothwendigkeit der versinnlichenden Mythologie wahrer und schöner darzustellen, als es von einem der gröfsten Dichter und Weisen unsrer Nazion in den neuen Götter-Gesprächen geschehen ist. „Unsere „ältesten Gesetzgeber — läfst er den Lycinus sagen — „hielten es in ihrer „Weisheit für gut, das dunkle Ge„fühl einer höchsten Ursache aller „Dinge, das sogar in dem roheften „Natur-Menschen schlummert, und „immer von verschmitzten Betrügern „auf tausenderley Art zu ihrem Nach„theil gemifsbraucht worden ist, zum „gemeinen Besten der bürgerlichen „Gesellschaft anzuwenden. Sie mufs-

tur-Standes erschien jede Natur-Begebenheit dem Menschen unerklärbar — also wunderbar. Er suchte also den Grund

„ten also diesem Gefühle eine ge-
„wisse Bildung und Richtung geben;
„und wie konnten sie das, ohne es
„mit einem anschaulichen Gegenstande
„zu verbinden, dessen Vorstellung
„jenes Gefühl unmittelbar und lebhaft
„rege machte? Sie waren also in
„der Nothwendigkeit, an die Stelle
„dessen, was an sich selbst uner-
„kennbar ist, etwas zu setzen, das
„im Grunde zwar ein blosses Zei-
„chen desselben, aber doch geschickt
„seyn sollte, die Idee des höchsten
„und vortreflichsten, was der Mensch
„sich anschaulich machen kann, in
„ihm zu erregen, und dieſs gab in
„den Zeiten, wo die bildenden Künste
„sich zu einer gewissen Vollkom-
„menheit empor gearbeitet hatten,
„den menschlichen Götter-Bildern
„das Daseyn.“

davon in etwas unsichtbarem, unfafsbarem; und dieser Gang kam der Trägheit und Indolenz seiner in der Wiege so sanft schlummernden Vernunft, behaglich zu ftatten. Der in jedem Kultur-Stande unruhigften und thätigften Geifteskraft, der Imaginazion, waren nun die Schranken geöffnet. Je tiefer aber der Kultur-Stand der Nazion, je enger der Krais ihrer Bedürfnisse und ihrer Thätigkeit, je unbeschäftigter also die Einbildungskraft mit äufserlichen Gegenftänden, deren Veredlung und Verschönerung, und wieder, je heifser das Klima, je glühender die Imaginazion, je gröfsere Empfänglichkeit für Mythologie; daher wurde mit der Geifter-Lehre gleich bey ihrer Entftehung, Fabel, Allegorie und Symbolik verbunden.

Hier, wo das Nachdenken nichts, die Phantasie aber alles und einzig zu würken hatte, hier war für sie ein gräu-

zenloser Spiel-Raum. Sie nahm aus der Geister-Lehre, was sie für ihre Spiele und Capriccis brauchbar fand, schob ihr dagegen ihre eigene Launen unter, und schmolz so die dogmatische und versinnlichende Mythologie zusammen.

Geöffnet waren einmal die Schranken; sie mufste also hinausschweifen bis an die Extremen des Wunderbaren und Abentheuerlichen; entzündet war ihre Flamme, sie mufste verzehren alle Syfteme der Vernunft und des Nachdenkens über das Mögliche und Wahrscheinliche.

Freylich führte der Urtrieb des menschlichen Geifts die Vernunft immer gewaltsam wieder zum Wahren zurück. * Und

* Wie anmuthig und richtig sagen diefs nicht Goethe und Schiller in ihren Votiv-Tafeln:

da dieses mit dem Genius der Phantasie, mit der ihm natürlichen Neigung zum Neuen und Wunderbaren, nicht vereinigt werden konnte, so suchte Er diese ewig ringenden Geister dadurch sich in die Arme zu führen, dafs er immer sich an etwas Wahres heftete.

So verwandelte dieser Urtrieb die Heroen in Götter, die Veredlungskraft des

---

Das Schoos-Kind.

Fremde Kinder lieben wir nie so sehr,
als die eignen.
Irrthum, das eigene Kind, ist uns
dem Herzen so nah!

Trost.

Nie verläfst uns der Irrthum,
doch zieht ein höher Bedürfnis,
immer den strebenden Geist
leise zur Wahrheit hinan!

Dichter Orpheus in die Allmacht der Musik: Tyger zu locken und zu zähmen; die wohlthätige Schöpfer der geselligen Verbindung Manko-Kapak, und Mama-Oello in Kinder der Sonne; Osiris, den einsichtsvollen Bändiger des Nils, in einen Gott; hauchte so allem, was den Menschen umgab und auf ihn würkte, einen abgesonderten, nach der Art dieser wohlthätigen oder schädlichen Würkung geformten, Geist ein, und setzte mit Einem Schlage seiner Ruthe die ganze leblose Schöpfung in einen magischen Tanz um sich her.

So entstand der grobe Pantheismus, so die bis ins Unendliche vermannichfaltigten und nach dem Klima, Sitten und Kultur-Stande abgeschatteten, bis an die äußersten Gränzen des Romanhaften und unnatürlichen getriebenen Fabellehren; das hypothetische Mythos aller Völkerschaften.

Allerdings gieng die Natur auch hier ihren leisen Stufengang. Aber im Fortschritt verdoppelte sie nothwendig die Stufen.

Vom Dädalus, der die erste vollendete Götter-Figur schuf, bis zu der ausgebildeten griechischen und römischen Mythologie, gieng natürlich der Flug mit dem Kultur-Stande immer rascher und rascher.

Diese, aus dem steten Bewufstseyn des Urzwecks der menschlichen Seele quellende, rastlose Unruhe und Thätigkeit derselben, und dieser daher mit dem Abscheu für körperliche Anstrengung immer gleichen Schritt haltende unersättliche Hunger nach Geistes-Nahrung, dieser ist es, der jene allgemeine und allmächtige Vorliebe für das Idealische, das Unsichtbare, das Unfafsbare, jene namenlose Ueppigkeit der Mythologieen geschaffen hat. Diesen stets regen,

unvertilgbaren Urtrieb der Seele mufs die Philosophie kosen, oder doch schonen, wenn sie der Menschheit wohlthätig werden will.

5.

Unter den Philosophen haben nur wenige, vorzüglich aber die eigentlichen religiösen Gesetzgeber, z. B. Mahomet, die Mythologie unmittelbar in ihre Religions-Systeme aufgenommen.

Die spätern griechischen und römischen Philosophen suchten sie nur hie und da zu berichtigen, mit der Ethik zu verbinden, irgend einer Fabel einen philosophischen Sinn unterzulegen.

Wenn gleich ihre Lehr-Gebäude, vorzüglich in so weit sie die moralische Religion begründeten, die Mythologie mehr oder minder untergruben; so schienen doch sie selbst, entweder — einzig um Forschen nach Wahrheit bemüht — dafür zu halten, dafs diese alle Idole der

Phantasie ohnehin allmählig umstürzen würde, oder sie schienen, wie Horaz,* von der Nothwendigkeit der Mythologie für den gröfsern einer vollständigen Bildung unempfänglichen Theil des Volks überzeugt, und liefsen sie deswegen ruhig stehen,** oder sie glaubten: es sey für das Glück der Menschheit hinlänglich, ja sogar nothwendig, dafs die Wahrheit bey den Weiseren der Nazion gleichsam in Verwahrung hinterlegt bliebe, und stifteten daher die eleusinische Geheimnisse.

---

* Z. B. in der 6ten Ode des 3ten Buchs.

** Ja sie waren sogar eifrig im Gottesdienst.

Das Beyspiel Epikurs, das zu dem berühmten Ausruf des Diokles Anlafs gab, ist bekannt.

Diese betrachteten sie denn als das Heiligthum, zu dem nur der Weise eingeweyht werden dürfe, weil nur Er dessen Schätze in ursprünglicher Glorie und Reinheit bewahren könne.

Aus dieser heiligen Urne gossen dann die Epopten seegnend denjenigen der allgemeinen Empfänglichkeit angemessenen Theil ihres Systems aus; von dem sie allein schon die allgemeine Menschen-Glückseligkeit erwarteten: nemlich den Glauben an Gott und Unsterblichkeit und die — von der stoischen Sekte sogar bis zur Ausschweifung getriebene — Sitten-Lehre; und dadurch hofften und strebten sie allen Unsinn, alle Immoralität der Mythologie zu vergüten. *

* Mihi — sagt Cicero — cum multa eximia diuinaque videntur Athenae

Sie zu verdrängen, das ſtund vielleicht in ſpätern Zeiten nicht einmal mehr in ihrer Macht. Denn die Poeſie und die Künſte hatten damals ſchon die Mythologie zu einem ſo allgemeinen, lieben und unentbehrlichen Bedürfnis gemacht, daſs man — wie Juvenal klagt — im Hayne des Mars, in der Höhle des Vulkans, bewanderter als in ſeinem Hause war. Sokrates — deſſen reine Erkenntnis der

---

tunc reperisse, atque in vita hominum attulisse, tum nihil melius illis misteriis, quibus ex agresti immanique vita exculta ad humanitatem et mitigati sumus, initiaque ut appellantur, ita re vera principia vitae cognovimus; neque solum cum justitia vivendi rationem accepimus, sed etiam cum spe meliore morendi. —

De lege II. 14.

höchsten unsichtbaren Gottheit ihm den Namen des Wolken-Anbeters zuzog — Sokrates, dieser zugleich treue Verehrer der Fabel-Götter, wie Xenophon ihn uns schildert, konnte der öffentlichen Verspottung des Aristophanes, konnte der gerichtlichen Anklage der Irreligion nicht entgehen. Aristoteles ward wegen seiner berühmten Skolie an die Tugend, der Gottes-Lästerung angeklagt; auf den Kopf des Diagoras setzten die Athenienser einen Preis; kaum entgieng der angeklagte Demonax der Steinigung; Plato griff in seinem Dialog Eutiphron nur die schreyenden Absurditäten des Aberglaubens an, ihm wurde die neue Götter-Lehre seiner Republik wahrscheinlich blos wegen der Idealität des Ganzen verziehen, und erst in den Zeiten der Antonine durfte Luzian es öffentlich wagen, den Unsinn der Fabel-Lehre mit den Waffen des Spotts anzugreifen.

Umsonst strebten hier und da grosse Geister, wie Lukrez, * die Vernunft in ihre Rechte einzusetzen; umsonst versuchten spätere Weise die moralische Religion von dem tausendfarbigen Gewebe der Mythologie loszureissen und in ihrem ursprünglichem Glanze herzustellen.

* Natürlich ist hier nur die Rede von seiner philosophischen Entthronung der Götter, seinem —

scilicet ut veteres Graium cecinere poetae:
quod procul a vera nimis est ratione repulsum.

(obgleich er selbst, seltsam genug, mit einer Anrufung an die Venus anhebt) und seiner richtigen Würdigung des nackten äufserlichen Gottesdienstes

nec pietas ulla est &c.

nicht dem Materialismus, zu dem er sich verirrte.

Zwar begünstigte der an Wahnsinn reichende Grad von Impertinenz, zu dem sich der Flug der Imaginazion verirrte, ihre Bemühungen; zwar empörte das Läppische, Unwahrscheinliche und Unnatürliche der Fabel-Lehre allmählig die menschliche Vernunft in ihren lichten Intervallen, und unterstützte, am Arme des allmächtigen Hangs zum Neuen, Revoluzionen in der Mythologie; aber nur um neuen Fabeln Platz zu machen.

Jene Einfalt, jene stille prunklose Würde der moralischen Religion, konnte sich bey der gröfsern Masse so organisirter Menschen unmöglich erhalten. Vergebens stürzte die Vernunft alle mythologische Idole, vergebens erschütterte sie den Verstand durch die Allmacht der Wahrheit.

Sie verabschiedete die Imaginazion und der entlassene, unruhige und nun geschäfts-

schäftlose Diener empörte sich. Die moralische Religion, wie sie Konfuzius, ja Anfangs selbst Mahomet, und die allerreinste, wie Christus sie lehrte, mußte der unbesiegbaren Hyder: Phantasie, unterliegen, und selbst bey der höchsten Simplizität der Lehre und des Vortrags, in tausend und abermal tausend, mehr oder minder groteske, mythologische Fabeln und *Allegorieen* eingehüllt werden.

Allerdings hat die Menschheit bey diesem Gange immer verloren. Denn der kühne Flug der wilden Imaginazion blieb nie an den zarten heiligen Gränzlinien der moralischen Religion stehen. Bald wurde hypothetisches Mythos in die Urbestandtheile der Religion eingeschoben, bald ihre Glorie verschleyert, so allmählig sie selbst von Schritt zu Schritt verdrängt und auf ihren Thron das hypothetische Mythos alleinherrschend

unter ihrem Namen gesetzt; * aber immer doch die Substanz der allgemeinen Religion, der Glaube an das Daseyn einer Gottheit und also der Keim zu einer künftigen Veredlung der Mythologie und der von ihr abhangenden Sittlichkeit, aufbewahrt.

* Garve in den oben erwähnten Abhandlungen über Ciceros Werk von den Pflichten, hat mit tiefem Forschungs-Geiste, die Auswüchse jener Mythologieen und die Gründe derselben, wahr und schön entwickelt. Anmerk. zum 2ten Buch, S. 78.

6.

Das Resultat scheint zu seyn: dafs auch moralische Religion ohne Spiel-Raum für die Imaginazion, also ohne mythologischen Schleyer, durchaus sich nicht erhalten kann; dafs der Grad ihrer Ueberzeugungs-Kraft, ihres relatifen Werths für die Menschheit, und also deren Anhänglichkeit an dieselbe, von ihrer mehr oder mindern, der Natur der menschlichen Seele angepafsten Versinnlichung abhängt, und dafs ohne sie die Menschheit leicht zu den entgegengesetzten Extremen, zu gänzlicher Irreligion hinausschweift. *

* Man erinnere sich an den deistischen Tempel, die deistische Liturgie des Prediger Willjams zu London, und

Die Gründe davon liegen in der Organisazion der menschlichen Seele. Ja es scheint vielmehr eine vielleicht nicht allgemein genug anerkannte Wahrheit zu seyn, dafs das Mythos an sich schon deswegen durchaus unentbehrlich und für die Menschheit wohlthätig sey, um der raftlosen Thätigkeit, um der Unruhe der menschlichen Seele Nahrung zu geben, und, indem man sie in das Gebieth der Mythologie führt, sie gerade dadurch von zahllosen Verirrungen und Ausschweifungen in das Gebieth der Sinnlichkeit zurück zu halten.

---

ihr kurzes Daseyn. — Wie lange der neuerschaffene Theo-Philanthropische Kultus in Frankreich dauert? wird die Erfahrung zeigen. Bekanntlich wird er nur für neue Maske eines geheimen Jakobinismus gehalten.

Es scheint also nur darauf anzukommen, die moralische Religion in eine ihrer Würde, ihrem Adel, ihrer Reinheit angemessene mythologische Hülle einzuschleyern.

Der Beweis der Wahrheit der moralischen Religion ist kein Gegenstand dieses Werks. Der Verfasser bekennt gerne, dass er dem Fluge der kritischen Philosophie nicht folgen kann. Er bekennt indess, dass ihre Beweise aus der Nothwendigkeit der Moralität ihm genügen. Aber indem er ihre Bemühungen verehrt, so kann er sich doch des Zweifels und der Ahndung nicht erwehren, dass jetzt, wo sie alle andre Beweise zermalmet hat, jene der Menge, nemlich den Halbdenkern und Gedankenlosen, nicht genügen dürften, und dass die Menschheit — die Eingeweyhten der eleusinischen Geheimnisse ausgenommen — jetzt, wo die Vernunft

das so oft an die Stelle der Religion getretene hypothetische Mythos allenthalben einzeln zertrümmert, mehr als jemals am Rande der Irreligion stehe.

7.

Hochverrath an der Menschheit wäre es, den Forschungs-Trieb, und die Denk-Freyheit einschränken; Thorheit, die Gränzen der menschlichen Geistes-Kraft bestimmen, oder die ewig unbekannte und gränzenlose Regionen der Metaphysik umzäunen; Unsinn hingegen, wie Robespierre, das Daseyn Gottes zum politischen Staats-Gesetz erheben zu wollen; aber erlaubt ist es doch wohl, zu glauben, dafs die Wahrheit der moralischen Religion auf ewig unerschütterlich fest steht; und wenn Religion für das Glück der Menschheit und für den geselligen Zustand unentbehrlich ist, wenn der grofse ausschliefsende Vorzug des Hebels ihrer Macht, nemlich Glaube und Ueberzeugung, vor dem der politischen Gesetzgebung, nemlich der

Furcht, nicht geläugnet werden kann; wenn Religion und Mythologie so oft, im Begründung der wesentlichsten Vortheile und Wohlthaten für die Gesellschaft, die lokale politische Gesetzgebung mit ungleich gröfserem Ansehen ersetzen kann, — wie z. B. in der Mosaischen, in der Metempsikose der Hindus u. s. w. — so scheint es doch erlaubt, zu hoffen, dafs die Weisen aller Nazionen zu allen Zeiten, über diese Wahrheit, als das grofse Pàlladium der geselligen Menschheit, einig seyn und für die Gesetz-Kraft der moralischen Religion, als Religion der Menschheit, mindstens in dem Sinne auf ewig sich vereinigen werden, in dem Schaftesbury die Nothwendigkeit einer Nazional-Religion vertheidigte.

Noch wünschenswerther wäre es freylich, wenn sie sich über die Wahrheit der moralischen Christus-Religion

vereinigten; die — wie Herder, einer unserer gröfsten Weisen, so nachdruckvoll und richtig sagt — die Humanität selbst ist, deren Göttlichkeit im moralischen Sinn, d. h. deren höchste sittliche Reinheit und Würde — unbeschadet ihrer künftigen weitern Perfektibilität — auch vor dem Richter-Stuhle der theoretischen Vernunft, die kritische Philosophie auf ihrer höchsten Höhe selbst anerkennen mufs und anerkannt hat. *

* Die Vorzüge der Christus-Religion als Volks-Religion, in Rücksicht des politischen Zustands der Gesellschaft, hat einer der gröfsten Philosophen aller Zeiten und Völker, Montesquieu, überzeugend dargethan. Seine Zweifel in Absicht ihrer allgemeinen Anwendbarkeit und Wohlthätigkeit unter allen Klimaten und Nazionen, treffen aber

Ein solcher Wunsch setzt dem heiligsten Menschen-Rechte, der Denkens-Freyheit, keine Gränzen. Diese endlose Mannichfaltigkeit der menschlichen Ansichten und Geistes-Kräfte, war stets der Schutz-Geist der Menschheit. Ihr steht der Zutritt zu dem Sanktuarium offen, und wenn einst aus ihm etwas reineres, ehrwürdigeres, wohlthätigeres hervortreten kann, so trete es hervor!

In einer Periode, wo die moralische, ja selbst die Christus-Religion, aus dem furchtbaren Kampfe mit der

---

nur deren Mythologie, nicht die Religion.

Esprit des Loix L. 24. Ch. 1. 2. et 3.

Kritik der Philosophie siegreich hervorgegangen ist, scheint es also Zeit zu seyn, einen festen Blick auf die jetzige Lage des Christenthums zu werfen.

Dafs die kritische Philosophie kein Mythos anerkennt, erhellt schon aus der Base, auf welche sie die Göttlichkeit der moralischen Religion gegründet hat. Die christliche Mythologie ruht gröfstentheils auf der Auslegung der biblischen Bücher; aber der philosophische Prüfungs-Geist, ja selbst die gereinigte Exegese, haben bereits einen grofsen Theil dieses Gebäudes eingerissen, und, vergebens sieht man sich mitten unter diesen Trümmern nach einem einzigen festen Stand-Punkte, vergebens mitten unter den stürmischen Woogen der Meynungen und Ansichten, nach einem sichern Anker-Grunde um.

Woher dieser Zustand der Dinge? welches sind seine Resultate? und kann und darf er ohnbeschadet des Glücks der Menschheit dauern?

8.

Die so allgemeine Verwechslung der Religion mit dem hypothetischen Mythos; diese — so scheint mir's — diese ist es vorzüglich, welche der Christus-Religion wesentlich geschadet hat.

Philosophische Prüfung der christlichen Mythologie mufste nothwendig auf, ihr sehr nachtheilige, Resultate führen; Christus-Religion hält die strengste Prüfung der Vernunft aus. Aber da man, Kraft jener Verwechslung, selbst hypothetisches Mythos als einen Theil der Religion betrachtete, mufsten die Resultate jener Prüfung auch auf Religion würken. Jene Verwechslung war um so natürlicher, als man beydes Religion und Mythologie aus der nemli-

chen Urkunde, den biblischen Büchern, zog.

Rein liegt Christus-Religion in den Schriften seiner Jünger und der Apostel, erzwungen scheint aus ihnen, mindstens ein grosser Theil, der christlichen Mythologie. Und abgesondert und von einander unabhängig, sind beyde.

Welches auch immer die richtigen und allein wahren Vorstellungen von Jesus Sendung und Wesen seyn mögen, gewiss scheint es immer, dass Jesus Zweck war: die Irrthümer der Vernunft, die Verirrungen der Leidenschaften zu berichtigen und die moralische Religion in ihre höchste Würde und Reinheit einzusetzen.

Seine Lehre war der freywilligen Huldigung der Vernunft gewidmet; er

mufste sie also auch deren Verirrungen Preis geben. Durch Begründung des höchsten Sitten-Gesetzes war für die Menschheit auf ewig genug gewonnen.

Er war also Religions-Lehrer, nicht mythologischer Gesetz-Geber; er wollte, er konnte es nicht seyn. Die Mythologie für seine Religion und deren Kultus blieb also dem menschlichem Geiste überlassen. Jesus wollte nur alle die Religion entstellende Mythologie vertilgt wissen. Ihm war es nur darum zu thun, die Wahrheit seiner Lehre auszubreiten. In ihr hinterlies er ja der Menschheit das unvergängliche Mittel, alle, von menschlicher Organisazion unzertrennliche, Verirrungen der Vernunft und Empfindung immer wieder zu berichtigen und nach Vollendung des dem menschlichen Geiste eigenen Zirkellaufes, die Spur des einzig Wahren, Schönen und Guten wieder zu finden.

Religion, das wuſste er, iſt für alle Zeiten, alle Völker, alle Weltgegenden. Nicht so Mythologie und Kultus. Sind einmal die groſsen Wahrheiten einer Religion anerkannt, so mag Mythologie und Kultus, je nach der Zeit, dem Kultur-Stande, dem Lokal abgeschattet seyn, müssen es sogar seyn, wenn sie allenthalben, und zu allen Zeiten mit gleicher Kraft würken sollen. °

Der Zweck seiner Beſtimmung war ewig, war allgemein, Mythologie iſt die

° Mit Recht bemerkt daher Montesquieu, (Esprit des Loix.) daſs es keine Absurdität war, wenn Montezuma in der erſten Unterredung mit Kortes seinen Konversions-Gründen entgegensetzte: die spanischen Götter seyen für Mexiko nicht lokal.

die Sache des Zeit-Alters. In ihr üben sich die Kräfte des Verstandes und der Imaginazion, und diese wechseln nach der Kultur. Eine vor achtzehn Jahrhunderten geschaffene Mythologie könnte jetzt unbrauchbar seyn. ° Seine Religion steht und wird — auch ihre Perfektibilität zugegeben — stehen, so lange Vernunft und moralisches Gefühl nicht in der Menschheit erstirbt.

Die christliche Mythologie war also freylich der Ausbildung ihrer Bekenner überlassen; eben deswegen desto freyer ihr Spiel-Raum, eben deswegen sie selbst früheren und öfteren Revoluzionen unterworfen.

° S. die vortreflichen Briefe über die Perfektibilität der geoffenbarten Religion, Jena 1795.

worfen. Was aber auch immer Unwissenheit, Schwärmerey, Geiftes-Schwäche, oder Leidenschaft irriges, oder abentheuerliches darein gewebt haben, in der Religion — deren Hülle sie ja nur seyn sollte — in der Religion lag immer wieder der Stoff zu dessen Vertilgung; indefs vielleicht die fantaftischen Träume und Frazzen der orientalischen Mythologieen noch Jahrtausende beftehen und nur mit der Religion selbft ftürzen können.

So heilsam, so nothwendig nun also auch die Erschütterung dieser Mythologie im sechszehnten Jahrhundert für den menschlichen Geift gewesen seyn mag, so scheint sie doch zum Theil von einem irrigen Gesichts-Punkte ausgegangen zu seyn. Die Reformatoren hielten das damalige Mythos der Chriftus-Religion, für einen Theil der Religion, und wollten also, durch die Vertilgung alles ihnen als überladen erscheinenden, ein u r-

sprüngliches spezielles hypothetisches Mythos in seiner Reinheit herstellen — und es existirt keines!

Geschaffen mufste es also von den ersten Bekennern der Christus-Religion werden; nichts war natürlicher; die gesellschaftliche Gottes-Verehrung mufs Kultus hervorbringen, und ohne Mythologie ist dieser nicht denkbar. Diese neue Mythologie mufste den Stempel des damaligen Zeit-Alters tragen; Hafs, Eifer und Schwärmerey mufsten sie in den Formen, so weit als möglich von der heydnischen Mythologie entfernen, auf deren Ruinen sie ihren Thron errichtete. Man mufste die Materialien dazu in den Büchern suchen, welche die Geschichte des Lebens und Wandels des Religions-Stifters und sein Lehr-System, und zwar in einer orientalischen, symbolischen, bildlichen Sprache enthielten. Man schmiegte sich dann so nah als mög-

lich an den Stoff, den jene Bücher darboten. Karg, oder vielmehr erpreſst wie dieser war, muſste nothwendig das aus ihm gezogene Gewebe gezwungen, unzusammenhängend, oft sich selbſt widersprechend, oft dem gesunden Menschen-Verſtande abgetrotzt werden. — Alles dieſs iſt natürlich und erklärbar.

Nachsicht verdient also die erſte kirchliche Mythologie. Hätte man in spätern Zeiten zu dessen Prüfung und Anpassung auf den Geiſt der Zeit und auf den Fortschritt des menschlichen Verſtandes allgemein die Hand geboten; hätte man vor allen Dingen sich über die Absonderung der Religion vom hypothetischen Mythos verſtanden, so würde ein gemeinschaftliches Band alle Bekenner dieser Religion auf ewig verschlungen haben, sie selbſt hätte sich über einen ungleich gröſsern Theil der Menschheit ver-

breitet, und unermeſsliches Elend wäre ihr erspart worden.

Wahre, auf reifes Studium des Menschen gegründete, Philosophie wird auch den kühnſten, ſtolzeſten und auf seine Freyheit eifersüchtigſten Denker mit der Mythologie versöhnen, wenn sie nur die schöne Folie der Religion iſt. — Aber ein mythologisches Syſtem, das die Religion selbſt verfinſtert, allenthalben das Gepräge seines zufälligen und allmähligen Ursprungs, also der Inkohärenz und Inkonsequenz trägt, — eines Ursprungs, den man dem Forscher nicht lange verbergen kann, — ein solches Syſtem muſste am Ende den Weisen zur Vernunft-Religion, den Halbdenker zur Verzweiflung, den sinnlichen und den ungebildeten Menschen zur Irreligion führen.

Hätten die erſten Schöpfer jener Mythologie mindſtens dafür gesorgt, das

grofse Depositum der Menschheit: die Religions-Sätze, durchaus rein und unverletzt zu erhalten, so würden alle Verirrungen der Schwärmerey, oder Unwissenheit sich nach und nach von selbst geläutert haben.

9.

Die erſten Lehrer und Verkünder der Chriſtus-Religion waren vielleicht zum Theil Schwärmer oder Unwiſſende, aber gewiſs keine Betrüger. Sie giengen von der ewigen Wahrheit aus: daſs Religion, um auf das Volk zu würken, durchaus in Mythos gehüllt werden; daſs eine ſo einfache Lehre unter den allmächtigen Zauber-Schlägen der Imaginazion, der Sehnsucht nach Neuem, Wunderbaren und Uebernatürlichen, bald erliegen müsse, und gegen diese mächtige Triebe der Seele ohne Geheimnisse, Prunk und Zeremoniell ſich durchaus nicht erhalten, durchaus ein dem Sinnen-Genuſs ſo behagliches Syſtem, als die heydniſche Götter-Lehre, nicht verdrängen könne. Sie fühlten alſo wahrſcheinlich die dringende Nothwendigkeit einer mythologiſchen Hülle.

Dazu aber fanden sie freylich in der Erscheinung, in dem Systeme Jesus sehr wenig brauchbare Materialien. Dieses erhabene und im richtigen philosophischem Sinne allerdings göttliche Wesen, der Verehrung und Liebe aller denkenden und empfindenden Seelen werth, erschien gerade deswegen so grofs, weil es in so edler Einfalt erschien.

Seine Tugend, seine Weisheit, die Fülle seiner Empfindungen waren seine Glorie; seine Lehre so natürlich, so prunklos, so rein aus dem Zweck der menschlichen und geselligen Glückseligkeit sich ergiefsend, dafs sie gerade dadurch, gerade durch dieses anpassende an alle Stände, Verfassungen, Kultur-Stufen und menschliche Berufs-Verhältnisse, Werth und Glauben erwerben, mufste. Aber freylich zu einer neuen Mythologie auf den Trümmern der gestürzten griechischen, zu einem neuen

Kultus, wie beydes die Menschheit vorzüglich damals bedurfte, bot sie wenig bearbeitbaren Stoff.

Die Schüler Christus, die ersten Kirchen-Lehrer benutzten alles, was nur immer der Geist der Zeit darbot, um die Christus-Lehre zu stützen; der Geist des Volks, der Fanatismus, der Urtrieb der Menschheit, ersetzten, was an Materialien in der Erscheinung dieses göttlichen Wesens fehlte.

Es scheint an sich eine Eigenschaft der Unwissenheit zu seyn, dafs das einfache, wahre und natürliche ihr durchaus nicht fafsbar ist, dafs sie es schlechterdings für unmöglich hält, der höchste Grad von Tugend und Weisheit könne und müsse so ganz prunklos seyn. Zwar bäumte sich des Menschen erweckte Vernunft gegen den Unsinn der griechischen und römischen Mythologie, so wie gegen die Tyranney der Jüdischen; aber von

diesen bis zu der hohen Simplizität der Christus-Lehre, bis zu der unaussprechlichen Reinheit und himmlischen Gluth seiner Moral war doch für solche, an das wunderbare, übernatürliche und abentheuerliche gewöhnte Menschen der Sprung zu grofs. Sie trugen also von dem Bildlichen, Allegorischen und Mythischen ihres vormaligen Glaubens, von dessen Kultus und Gebräuchen, auf die neue Religion über, was nur dazu einzupassen war, und gerade dieser ungeheure Abstand vom Abentheuerlichsten zum Einfachsten mufste in jenen düstern Zeiten des — veranlafst von den Verheerungs-Zügen wilder Völker — beginnenden Verfalls der Künste und Wissenschaften, der Christus-Religion auch jene düstre, gothische und unkorrekte mythologische Hülle aufdringen. *

* Man lese nur was Ammianus Marcellinus vom Kaiser Konstanzius sagt.

Das gleich fabelhafte und wunderbare der Komposizion dieser, ward durch die erhabene Reinheit, Wärme und Glorie jener versöhnt, und ihr verdankt sie ihren Triumph.

Dieser Schleyer ward denn, nach dem Grade der Ausbreitung in Regionen, die von dem Schau-Platze der Erscheinung Christus so entfernt, unter Völkerschaften, denen die ursprüngliche Sprache seines Vortrags fremd war, durch das in der Natur des Zeit-Flugs liegende allallmählige Verlöschen der ersten Urzüge, durch die Art der handschriftlichen Mittheilung in einem barbarischen Zeit-Alter, durch Tradizionen und Sagen und durch

---

Auch Robertson in der Geschichte Karls des 5ten, 1ten Bd. S. 31. der Mittelstädter Reinerischen, Uebersezzung und die Anmerk. 11. S. 321.

die Bedürfnisse des Priester-Stands, nothwendig immer dichter und dichter, die Verzierungen immer bunter und grotesker. *

Und sie sinds, die den menschlichen Geist entnervt, die That-Kraft gelähmt, und den Sturz des römischen Reichs beschleunigt haben.

So grofs war indefs die Magie ihres ursprünglichen Wesens, dafs selbst eine entstellende, kaum mehr durchsichtbare Hülle Jahrhunderte hindurch die Vernunft in Fesseln legte. Ja, wäre sie nur in-

* Ueber die Dunkelheiten, die selbst unmittelbar nach Christus Erscheinung schon über sie vorwalteten, sehe man nur im Clemens Alexandr. einem Schriftsteller des zweyten Jahrhunderts, nach.

nerhalb den Gränzen des Wunderbaren und Möglichen ſtehen geblieben, hätte ſie ſich nicht in das Gebieth des Widerſprechenden und Unmöglichen verirrt, * ſie würde, aller Fortſchritte der Aufhellung, aller Bemühungen der ernſten und ſpottenden Philosophie ungeachtet, ſich noch weit länger erhalten haben.

* Es iſt hier natürlich nur von ſolchen mythologischen Thesen die Rede, von welchen Rousseau in der bekannten Lettre à d'Alembert spricht: „tout homme de quelque religion qu'il „soit, qui dit croire à de pareils mi„ſtéres, en impose, ou ne sait ce qu'il „dit.“

10.

Aber ein solches Mythos hat der Flamme der Philosophie, hat dem unaufhaltbaren Strome des Geists, nothwendig nicht länger widerstehen können. Nicht sowohl der jedem Religions-Verehrer ehrwürdige Priester-Stand, als der Mönchs-Geist, häufte das Wunderbare des erzwungenen Mythos, so wie das Abentheuerliche der Legenden, bis zum Eckelhaften, Scheufslichen, und die Würde der Gottheit entehrenden; oft aus Herrschsucht, oft aber nur aus Eitelkeit, um in der Hauptwissenschaft der Zeit, der Dialektik zu glänzen, in der man freylich über Unsinn am leichtesten glänzen kann.

Man mufs die Wahrheit nicht sagen wollen, wenn man verbirgt, dafs die

Ueberzeugung von der Gewifsheit dieses Mythos allenthalben wankt, und selbſt so, wie es nach den mächtigen Erschütterungen des sechszehnden Jahrhunderts bey einem grofsen Theile seiner Bekenner ſtehen blieb, bereits untergegangen wäre, hätten es nicht die Staats-Verwaltungen in ihren unmittelbaren Schutz genommen, und in die politische Gesetz-Gebung verwebt.

Belehrend ist das Beyspiel Frankreichs; so bald die Regierung ihm seinen Schutz entzog, verschwand es plötzlich bey dem gröfsten Theile der Nazion, aber mit ihm auch die Christus-Religion; und diefs, diefs ists, was die volle Aufmerksamkeit des Philosophen und Menschen-Freundes fordert.

Es ist unwidersprechliche Wahrheit, dafs jetzt ein grofser Theil der gebildeten Klassen aller Nazionen auf den puren

Deismus oder die allgemeine Religion, höchstens die moralische Religion (§. 1.) sich zurückgezogen haben; und nur die Staats-Verfassung sie noch an die Formen der Christus-Religion festhalte.

Freylich geht von da, um jenes zum Theil mit ihrem eigenen Interesse verbundenen Respekts für die Formen, willen, nur allmählig, nur langsam etwas auf die andere Volks-Klassen über. Aber nicht alle respektiren jene Formen; nicht alle sind durch Interesse an sie gebunden; viele verabscheuen auch selbst den Schein von Heucheley, und bey der Höhe, auf welche sich die kritische Philosophie geschwungen hat, scheinen nach und nach die Staats-Verwaltungen dem reissenden Strome der allgemeinen Umwälzung des mythologischen Systems nicht mehr länger widerstehen zu können, und am Ende auch das einzige, was davon

von noch wirklich besteht, — die Formen, aufgeben zu müssen.

Nur die Besorgnis der ungewissen Zukunft, nur die mehr oder weniger dunkle Ahndung scheint sie zurück zu halten: dafs Religion nicht ohne Mythos, so wie Gesellschaft nicht ohne Religion bestehen könne.

Beydes ist wahr; da aber zu gleicher Zeit der rasche Fortschritt der allgemeinen Aufhellung der Vernunft ihnen nicht erlaubt, die Druck- und Preſs-Freyheit zu fesseln, so sind auch alle ihre Bemühungen fruchtlos, jenes Mythos zu stützen. Vollends einstürzen wird und muſs es also; so scheint es dem denkenden Beobachter: aber dafs es auch die Religion in seinen Ruinen begraben, dafs, wo nicht förmlicher Materialismus, doch gänzliche Irreligion, und mit ihr völlige Immoralität an des-

gen Stelle treten dürfte, ohnläugbare durch die neueften Vorgänge und Zeichen beftätigte Ahndung. *

* S. Mendelssohn, in der Vorrede zu den Morgenftunden.

11.

Dieser Zuſtand der Dinge kann ohne den Ruin der geſelligen Menſchheit nicht dauern. Die Philoſophie hat die Idole der Unwiſſenheit und der Imaginazion aller Mythologieen geſtürzt; sie iſt es, welche die Imaginazion mit Blumenketten an sich knüpfen und so die Weisheit humaniſiren muſs.

Nur der gebildete Geiſt kann ſich zu reinen Begriffen der moraliſchen Religion erheben; ihr Würkungs-Kreis iſt aber natürlich bey dem ungebildeten Menſchen, iſt gerade da und dann am ſtärkſten, wann und wo der Menſch das Bedürfnis des Zuſammenhangs mit der Gottheit am dringendſten fühlt, nämlich in körperlichen und moraliſchen Leiden, und am Abend ſeines irrdiſchen Daſeyns, wo

er sich von allen äufsern und sichtbaren Stützen verlassen sieht.

Das tröstende Bewufstseyn eines unsichtbaren Freunds, in dessen Schoos er seine Klagen unbesorgt ergiefsen kann, der, abgesondert von der Menschheit, aus unzubezweifelndem einzig und einzig reinem Gefühle von Wohlwollen daran Theil nimmt, diese so natürlich, so unwiderstehlich sich seiner Seele aufdringende Idee, die heilige Pfand-Urkunde seiner Geister-Verwandtschaft, kann auch einzig ihm die Lasten seiner Existenz tragen helfen. — Vertrauen und Seelen-Ergiefsung sind also eigentlich die ursprünglichen Bestandtheile der subjektiven Religion; die sich doch bis zu dem Unsinn der Gnostiker und Aszeten verirrt hat!

Aufser der Betrachtung der wundervollen Harmonie des Universums, mufste

selbst jenes Bedürfnis dem Menschen die Gottheit als das allervollkommenste Wesen darstellen; denn nur auf diese **Allvollkommenheit** konnte er seine gänzliche Hingebung, sein gränzenloses Vertrauen gründen. Aber gerade diese **Allvollkommenheit**, gerade diese unerreichbare Erhabenheit drang dem Menschen wieder **neue** Bedürfnisse auf.

Einem so weit über ihn emporragenden Wesen konnte er sich nur zitternd, nur mit Ehrfurcht, nicht mit **der** traulichen Unbefangenheit, Innigkeit und Herzlichkeit nahen, welche doch die Bestandtheile der Religion, nämlich Liebe und Zutrauen, von seiner Theilnehmung auf jener Seite heischten. *

---

* Sie, (die Menschen) brauchen Mit-**Gefühl**! und einem **Gott** kann man nur opfern, zittern, zu ihm

Das Gefühl des ungeheuern Abstands machte es ihm unmöglich, zusammen zu schmelzen mit dem allervollkommensten. Ein unmittelbares Band zwischen Gott- und Menschheit konnte nicht fest geknüpft werden.

Der Mensch suchte also sich der Gottheit Stufenweise zu nahen; eine Leiter zu errichten, auf der er leise und muthiger von Sprosse zu Sprosse zu der Majestät treten könne, ohne von ihrem Glanze geblendet zu werden.

Daher vorzüglich die üppige Auswüchse der Mythologieen. Diese Empfindung hat die Gottheit zu allen Zei-

---

beten; mit ihm zu fühlen wagt man nicht.

Schillers Don Karlos.

ten und bey allen Völkerschaften, mit einer zahllosen Menge über die Menschheit erhabener, aber doch dem höchsten untergeordneten Wesen umgeben und alle Elemente mit Halb-Göttern, Genien und Schutz-Geistern angefüllt.

Alles was nur dieser Empfindung irgend zu statten kommen konnte, jede ungewöhnliche Natur-Begebenheit, jede Erscheinung irgend eines durch Tugenden, Thaten, oder Leiden emporragenden aufserordentlichen Wesens, fafste sie auf und verwebte es zu ihrem Behuf. Die Imaginazion schuf die Glorie, und Sinnlichkeit hüllte sie, (bisweilen, doch selten, selbst mit Einschlufs der höchsten Gottheit,) in irgend ein körperliches Gewand.

Bey allen bekannten Völkerschaften hat diese Empfindung durchaus in der

Mythologie den nämlichen Schritt gehalten ; allenthalben Gott ! Halb-Götter , Geiſter , Engel , Heilige und Nimbus !

12.

Bey den damals kultivirten Nazionen ist an die Stelle der griechischen und römischen Mythologie die christliche getreten. Sie zu vertilgen ward dieser schwerer, als jene düstre, schauerliche, grausame, von einer rohen Phantasie erzeugte Fabel-Lehre wilder Völkerschaften; und ohne das Exil des Symmachus würde Jupiter schwerlich durch die Stimmen-Mehrheit des römischen Senats abgesetzt, das mythologische Syftem des Numa so schnell vernichtet worden seyn.

Die griechische Götter-Lehre erleichterte freylich ihren Sturz durch ihre Ueberladung; — diese rührte zum Theil von ihrem wahrscheinlichen Hindoftanischen Ursprung her — und durch

ihre Widersprüche mit dem Sitten-Gesetz. Ein Religions-Syſtem, das Priapéea feyerte, der Addephagía * Tempel errichtete, konnte sich gegen das innere moralische unvertilgbare Gefühl nicht erhalten.

Allein, noch iſt es auch unentschieden, ob nicht bey dem griechischen Mythos — das wir keineswegs **vollſtändig** kennen — reiner Glaube an ein unsichtbares unversinnlichtes höchſtes Wesen, an Unſterblichkeit und Lohn und Strafe, also wahre Religion, zum Grund lag? und in wie weit den Griechen Mythologie als wirklicher Glaube galt? **

---

* Gefräſsigkeit.

** Batteux Hiſtoire des causes premiéres, p. 144.

So ungereimt es ist, in jeder Fabel hohe Weisheit zu suchen, so gewiss ist es doch auf jeden Fall, dass die Eingeweyhten der eleusinischen Geheimnisse sich bemühten, mit den Träumen einer exaltirten und verirrten Imaginazion° hier und da Weisheit, Wahrheit und Moralität zu verbinden. So entstand wahrscheinlich die schöne Fabel der Psyche,°°

° Wie sehr die zum Theil ursprünglich so schöne Allegorie der Alten in der Folge durch die Tradizionen des Aberglaubens entstellt worden ist, davon giebt unter andern die von Luzian so scharf persiflirte Geburt der Minerva ein auffallendes Beyspiel; wie der gelehrte Foggini in den Abhandlungen der Accademia Etrusca gründlich auseinandergesetzt hat.

°° So wie sie zuerst Aristophon von Athen und nachher Apulejus er-

die des Prometheus, der die Unsichtbarkeit himmlischer Anmuth so philosophisch richtig versinnlichenden Gürtels der Venus Aphrodite, dieses Ideal sittlicher Schönheit selbst, * die Geschichte des Herkules, u. a.

Darinn lag wohl zum Theil die hinreissende Magie dieser Fabel-Lehre, noch mehr in der Anmuth ihrer Ideale, in dem Zauber ihrer Farben, in dem Gefälligen, sich so schön an die Freuden des Sinnen-Genusses anschmiegendem ihrer Allegorieen und Bilder. **

---

zählte. Nach Karkanis und Buonarottis Meynung, die Einkleidung eines Pythagoreischen Mysteriums.

* Herders Briefe über die Humanität. 6te Samml. S. 40.

** Dafs die Alten auch das Scheufsliche bisweilen mit der ihnen eignen Kraft

Mag sie immerhin jetzt ihren Glauben verloren haben — und wie hätte sie ihn gegen die Macht der Vernunft behaupten können? — mag sie einzig auf das Gebieth der Dichtkunst und der bildenden Künste eingebannt seyn; merkwürdig und eines tiefern Forschens scheint es doch werth, warum alle kultivirte Nazionen ihre Kenntnis durchaus nicht entbehren können? Nicht einzig als Hülfs-Mittel der Geschicht-Forschung, der Kenntnis der Alterthümer und Kunstwerke, also zum Ruckblick in Vorzeit, ist sie unentbehrlich. Nein, auch noch jetzt kann Dichtkunst, Mahlerey, Skulptur, in gewisser Beziehung selbst Ar-

---

der Imaginazion dargestellt haben, wie z. B. in ihren Furien &c. beweist nichts gegen den allgemeinen Geist ihrer Versinnlichung.

chitektur, ohne sie, ohne ihren Gebrauch, nicht gedeihen. *

Wissenschaften und Künste sind es aber, welche die Barbarey vertrieben haben; sie sind es, welche Kultur, Sitten, Humanität und Urbanität hervorbringen; ihnen haben wir diese und also unsere Glückseligkeit zu verdanken.

Woher denn also jene Unentbehrlichkeit einer anerkannt falschen Mythologie, welche die unermefsliche Fruchtbarkeit der menschlichen Imaginazion, mit all ihrer Schwelgerey in Jahrtausenden nicht hat ersetzen können, wenn sie nicht

* Man sehe hierüber die vortrefliche Abhandlung von Hirt, in der Zeitschrift, Italien und Teutschland, 3. St.

durch innern Gehalt unsern Geist veredelt, unser Gefühl des Schönen, unsre Humanität, Politur, Korrektheit, und also die Summe unsrer Glückseligkeit erhöht?. *

Alle andere alte Mythologieen hat der Strom der Zeit verschlungen, weil sie durch die Armuth ihrer Ideen, durch das widrige und groteske ihrer Bilder, den menschlichen Geist verkrüppelten, die gebildete Imaginazion empörten. Selbst das Celtische Mythos ist verschwunden, das doch der Dichtkunst durch das Düstre, Grausse und Schauerliche seiner

* Darauf könnt ihr euch verlassen — „sagt Wielands Jupiter — eure Mythologen werden keinen Phidias und „eure Phidiasse keinen Jupiter Olympius hervorbringen.“

S. 59. der neuen Götter-Gespräche.

Vorstellungen und Gebräuche einen weiten Spiel-Raum öffnete.

Schon lange hat sich die Kritik gegen den Gebrauch der griechischen Mythologie bey neuern Schrift-Stellern erklärt, und das Lächerliche und Unnatürliche desselben, besonders in Verbindung mit und neben christlichem Mythos — z. B. bey Sannazar — * gezeigt.

Aber warum ist sie nicht ersetzt worden? Warum sind z. B. Klopstocks Eloa und Abbadonna idealische Wesen geblieben?

13.

* S. Herder in den kritischen Wäldern. — Die Milton und Tasso'n hierüber gemachte Vorwürfe sind bekannt.

13.

Das Mythos der Christus-Religion trägt gröfstentheils das Gepräge seines Ursprungs. Das Bedürfnis, an der Hand der Schwärmerey, haben es entworfen, und mit beträchtlichen Reminiszensen aus den Mythologieen der Chaldäer, der Aegypzier, der Hindus, u. s. w. ausstaffirt.

Es ist das Kind eines barbarischen Zeit-Alters; wie dieses düster, gothisch und steif; desto unnatürlicher und inkonsequenter, je gewaltsamer es erpresst werden mufste.

Die wichtigsten Dogmen dieser Mythologie beweisen diefs überschwenglich. Auch haben wir z. B. die Drey-Einheit, unser Paradies, unsre Hölle, unsre Dämonen,

monen, wir haben Erz- und andre Engel, eine mütterliche Jungfrau, Schutz- und andre Heilige, einen Nepomuk, Hubertus, Brüderschaften, Messen, ein ewiges Feuer, Votiv-Tafeln, Rosen-Kränze, Weyh-Kessel, und also unter andern Namen, die Pythagoreische Trias., Elysium, Orkus, Furien, Götter, Halb-Götter, Laren, einen Neptun, eine Diana, die Brüderschaften der Salier und Luperkalier, den Rudrakshám der Hindus, * das χερσιψ der Griechen, ** u. s. w. wieder bekommen. Und bis zu welchen erstaunenswerthen Extremen hat sich nicht die Schwärmerey einzelner Sekten, wohin nicht die Scholastik und im christ-

* Der alle Benennungen des Gotts Shiva enthält.

** Il. Lib. 24.

lichen Religions - Sitten - Rechte, die Kasuistik verirrt! *

Mir scheint aber der hohe und mit den Fortschritten der Kultur immer wachsende Reiz der griechischen Mythologie nicht einzig in der Grazie des Gewands, der Formen und Bilder, sondern vorzüglich in der allegorischen Personifizirung und Apotheose derjenigen moralischen und intellektuellen Kräfte, derjenigen Tugenden und Empfindungen zu liegen, die der Menschheit am theuersten und heiligsten sind.

---

* What Rome and Graece errd, fancied, doatet, thougt,
All, all we have! excepted a Socrate.

ANTIPOPE.

Wahr! aufser dafs wir in Jesus mehr als einen Sokrates haben.

Eine keusche und blühende Phantasie hat in Gott Amor den schuldlosen Knaben, dem Sohne der Venus Urania, * das Bild himmlischer Liebe dargestellt; Vesta und ihr heiliges Feuer und die ihr geweyhte Priesterinnen versinnlichten so anmuthig das hohe Ideal weiblicher Reinheit und Keuschheit. ** Die Grazien in einer so be-

* S. Platos berühmten Dialog, das Bankett.

** Mitten unter dem zügellosen Sitten-Verderbnisse Roms hatte sich die Verehrung dieser Göttin und mit ihr der Unschuld, erhalten. Schon Numa baute ihr einen einfachen Tempel. Der nachher errichtete übertraf alle andre an Pracht. Nach dem Zeugnis des Pausanias wurde ihr vor allen andern Göttern geopfert. An die Erhaltung ihres Feuers band man das Schicksal des Staats.

zaubernden Gruppe das Bild der höchsten moralischen Zartheit der Empfindung!

Eine Mythologie, die so rein, so unmittelbar zu den süfsesten Lieblings-Empfindungen des Menschen sprach, in der alles auf das hohe Schöne zweckte, mufste die Herzen für sich gewinnen. *

Wie sehr hat die versinnlichende christliche Mythologie sich von diesem Wege

* „Was soll — sagt Wielands Jupiter — „was soll aus Menschen werden, von „welchen die Musen und Grazien, „die Philosophie und alle verschönernde Künste des Lebens und des „feinen Lebens-Genusses, mit den „Göttern, ihren Erfindern und Schüzzern, sich zurückgezogen haben?“ Neue Götter-Gespräche. S. 105.

verirrt! — Und doch hätten ihre Stifter fühlen sollen, wie leicht es ihnen war, auf die Menschheit zu würken, so bald sie nur mit der Empfindung paralell giengen. Aber die Schwärmerey prüft nicht und berechnet nicht.

Maria hat sich, auch aufser der anziehenden Schönheit der weiblichen Form, bey einem grofsen Theile der Chriſten eine selbſt über das mythologische Gesetz hinausschreitende allgemeine und innige Verehrung erworben: als das hohe Ideal weiblicher Lieblichkeit, ſtiller Duldung und zarter Mutter-Liebe; * und Chri-

* Als die Kirchen-Versammlung entschied, dafs man Maria'n Mutter Gottes nennen könne, gerieth das ephesiche Volk in Entzückung. Es umfafste die Kniee der verkün-

ſtus wird am glühendſten geliebt am Busen seiner Mutter, als das rührende Bild kindischer Unschuld.

So oft die versinnlichende Mythologie in das Läppische, Widrige und Mifsgeſtaltete verfiel — wie z. B. mit den Bildern des Lamms, der Taube, des Gekreuzigten, u. s. w. — iſt sie unmittelbar nach dem Erwachen der Vernunft, von denkenden Wesen verlassen worden.

---

denden Bischöffe und überliefs sich den ausschweifendſten Ergiefsungen der Freude!!!

14.

Einfach, edel, erhaben, reich an himmlischer Gluth der Empfindung ist die Christus-Religion; aber frostig, unnatürlich, arm an Anmuth und Interesse, oft die menschliche Empfindung empörend statt gefällig sich an sie anzuschliefsen, die christliche Mythologie; vielmehr überladen mit grotesken, widersprechenden und widersinnigen Bildern und Vorstellungen, welche die Vernunft sich nicht aufdringen lassen kann.

Kaum hat hie und da der höchste Flug des Genius, der Zauber-Pinsel eines Rafael, Koreggio, u. a. die Götter-Lyra eines Tasso, Milton, Klopstock u. s. w. — überdem nur mit Hülfe einer neu erschaffenen, aber immer aus ihren Be-

ſtandtheilen entlehnten Maschinerie — dieser Mythologie Interesse abzudringen vermocht. * Und wie oft fielen selbſt diese, z. B. Milton mit seiner geiſtigen Artillerie im Kampfe der Engel und Teufel, seinem Gelächter im Himmel beym babylonischen Thurnbau u. s. w. ins Kindische und Läppische!

* Und doch iſt der Einfluſs der Dichtkunſt, zu Beförderung der Weisheit, also des menschlichen Glücks, so groſs.

Sai — sagt Tasso, indem er die Wahrheit anredet —

che la corre il monde ove piú versi
di sue dolcezze il lusinghier Parnasso
Ech'il vero condito in molli versi
I — piu Schivi alletando ha persuaso.

S. auch Herders klassische Abhandlung über den Einfluſs der lyrischen Dichtkunſt.

—Und doch ist Versinnlichung der Mythologie, der Christus-Religion so unentbehrlich als jeder andern. (4) So lange die Imaginazion in den Gränzen des Guten, Wahren und Schönen bleiben wird — und diese Drey sind, wie Sokrates, Schafftesbury und Hutcheson gezeigt haben, Eins — so lange hat die Religion von ihr nichts zu fürchten. *

Bekanntlich erklärte ein grosser Theil der Bekenner der Christus-Religion sich in der Folge beynah gegen alle Versinnlichung.

---

* Richtig und hinreissend schön hat Akenside in dem berühmten Gedicht: The pleasures of Imagination, den weisen Gebrauch einer keuschen Einbildungs-Kraft vertheidigt, und bewiesen.

Es ist eine alte Bemerkung, dass der menschliche Geist in der Wahrheits-Prüfung so gern von Extremen zu Extremen springt. Der Grund dieser Sprünge scheint allerdings darin zu liegen, dass der Forscher — den Enthusiasmus für Busen-Kinder ungerechnet — um seinen Bemühungen Gewicht, Glanz und Kredit zu geben, die Farben seiner Darstellung selbst über seine eigene Ueberzeugung erhöht und durch das Kolossale seines Bilds, Staunen, Interesse und Glauben zu wecken strebt.

Von einer überladenen Mythologie sind die Reformatoren auf die höchste Einfalt der Gottes-Verehrung übergesprungen und haben die versinnlichende Mythologie, mit all' ihren Mysterien und Feyerlichkeiten, für Abgötterey erklärt.

Was sie aber eigentlich unter Abgötterey verstanden, welchen bestimmten

Begriff sie damit verbunden haben? das scheint keineswegs klar zu seyn.

Nur offenbarer Wahnsinn, oder gänzlicher Blödsinn, können den Marmor einer Statue, die Leinwand eines Gemähldes für göttliche Wesen halten. Aber dafs die Seele, die ihre Ideen und Gefühle durch sinnliche Gegenstände empfängt, dafs sie für diese Gefühle einen sinnlichen Gegenstand, einen sinnlichen Hafftungs-Punkt sucht, dafs er dann diese Gefühle erwärmt und erhöht, das liegt in ihrer Organisazion.

Sehr richtig bemerkt Aristoteles, dafs der aus dem Gleichgewichte der Ruhe geschaukelte Verstand, sich dieser als einer geistigen Wollust überläfst, Trug-Schlüsse macht, dann das Leblose personifizirt, und dem Vernunftlosen Kraft und Handlung leiht.

Aber was ist denn bey diesem Zustande für die Moralität verloren?

Gottes-Verehrung, Gebet und Andacht, sind Ergiefsungen der Empfindung; auch sie werden also durch äufserliche Gegenstände beflügelt. — Diese reine innere Beschauung; diese abstrakte Sammlung und Erhebung der Gefühle kann, wahr, nur das Antheil des Philosophen, verirrt, nur das Antheil des mystischen Schwärmers seyn.

Jene Abstrakzion, jene Verbannung alles Versinnlichenden hat, weit entfernt, den Fortschritt des menschlichen Geists zu befördern, ihn vielmehr gehemmt; hat die geistige Schwärmerey der Quäcker, Herrn-Huther und andrer Sekten, den Glauben an die Möglichkeit einer Entkörperung, an eine unmittelbare Inspirazion, an eine geistige

Vermischung, hat jene ungeheure Exaltazion der Einbildungs-Kraft geboren, bey welcher die Vernunft gewifs weit mehr als bey den Idolen verlor.

Soll man unter Abgötterey nur die Idee begreifen, ein lebloses Wesen für ein beseeltes zu nehmen? Dieser tiefe Grad von Stumpfsinn könnte nur durch gänzliche Verödung der menschlichen Vernunft hervorgebracht werden. Aber gerade dieser arbeitet die Philosophie durch eine edle und liberale Mythologie entgegen.

Was heifst denn also Abgötterey?

Hat der Gang der menschlichen Seele in der Widmung ihrer Gefühle an die der Gottheit untergeordnete heilige Wesen, die Begriffe von Anbetung und Verehrung verwechselt, so mufs man nicht die versinnlichende Mythologie, so

muſs man die Lehrer anklagen, welche die Umrisse dieser so sanft abgeschatteten Empfindungen nicht mit feſter Hand gezeichnet, oft vielmehr ihre Vermischung begünſtigt haben.

Ob selbſt die so genannten Heyden in jenem Sinne der Abgötterey beschuldigt werden können? hat Batteux * und nach ihm einer unsrer gröſsten Weisen mit Recht bezweifelt, und wenn so viele Völker ihre Unter-Gottheiten nur als allegorische Darſtellungen der personifizirten Eigenschaften des höchſten Wesens verehrten, kann man sie wohl mit Recht der Abgötterey anklagen?

* Hiſtoire des causes premiéres &c. p. 149.

Allerdings kann durch eine ausschweifende, läppische, oder vollends unmoralische Versinnlichung der Mythologie; der Geist verkrüppelt, der Mensch in ewige Kindheit und Sklaverey versenkt; und darinnen erhalten werden. Denn der gewöhnliche Mensch scheut Nachdenken und Anstrengung, ist also geneigt, in freywilliger Stupidität, Bild und Wesen, Sache und Darstellung zu vermischen, oder für Eins zu nehmen. Aber gerade dieſs beweiſst, daſs die Philosophie sich der Mythologie bemächtigen müsse, um zweckmäſsig, also wohlthätig, auf die Menschen zu würken.

Und dazu hat sie gewiſs, selbst in Absicht des irrdischen Daseyns, einen weiten, gröſstentheils unbenuzten, Wirkungs-Kreis. — Der Erfinder des Terminus, dessen Bild-Säulen stets unter freyem Himmel stehen muſsten, und die Gränzen des Grund-Eigenthums heiligten,

ten, verdienten den Dank der Menschheit. Die Weyhe gewisser Bäume, gewisser Thiere, an deren Erhaltung dem Menschen gelegen war — und die sich zum Theil, z. B. bey der Schwalbe, unter allen Revoluziohen der Mythologieen erhalten hat — ist eine segnende Erfindung.

Will man dieſs in das Gebieth des Aberglaubens einschlieſsen, so muſs man mindſtens bekennen, daſs, so wie solche Täuschungen den Flug des menschlichen Geiſtes zur Wahrheit nicht aufhalten können, vielmehr dieser auf seiner höchſten Höhe sie als ächtes Resultat der Weisheit wieder respektiren wird. Auf dieser Höhe wird der menschliche Geiſt allenthalben nach den Gränzen der Sittlichkeit forschen; er wird aus ihrem, aber nur aus ihrem, Gebiethe, alle Fabel verbannen. Denn er wird ausgehen von dem groſsen sitt-

 lichen

lichen Vorzuge des Beherrschungs-Gewichts des Glaubens vor dem der Furcht.

15.

Das ältere Mythos der Christus-Religion ist seinem Untergange nah und muss sich verlieren. *

An der Hand der Philosophie muss die Fabel nothwendig in Allegorie übergehen. Aber nackte Allegorie ohne Mythos kann dann keine Macht über die menschliche Empfindung behaupten, weil ihr die hohe Weyhe des Glaubens fehlt.

Die Göttin der Freyheit, der Tempel der Vernunft der jugendlichen

* S. Wielands neue Götter-Gespräche, das 6te St. S. 83. folgende.

französischen Republik haben nur Possen - Spiele geliefert und sind im Moment ihrer Erscheinung wieder verschwunden.

Die Aufgabe ist also vielmehr: das Mythos mit der Philosophie auszusöhnen; dabey von der psychologischen Wahrheit auszugehen: dafs der menschliche Geist sich zwar leicht und willig an das Wunderbare hängt, aber selbst von der Fabel Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit fordert; und dann durch eine philosophische Allegorie die Herrschaft über die menschliche Vernunft und Empfindung zu erlangen.

Die Lösung dieser Aufgabe beantwortet nachher die Frage: ob es möglich sey, der göttlichen Christus - Religion, unbeschadet ihres Wesens, eine anmuthige auch die gebildete Empfin-

dung befriedigende, also nicht durch einen dichten, steifen und gezwungenen Faltenwurf die liebliche Form dieses ihres Wesens erdrückende, also auch den Denker nicht empörende Hülle umzuwerfen? und dadurch ihre Dauer zu sichern.

Alles hypothetische Mythos der Religionen ist Gesetzgebung. Diese ist stets von den Ur-Gesetzen der Natur, der Zeit, des Klima, des Lokals abhängig.

Auch die Mythologie muss also mit dem Geiste der Zeit, mit dem Menschen und seinem Kultur-Stande fortschreiten, wenn sie Glauben und Anhänglichkeit, also Gehorsam, erhalten will.

Allegorie ist die Schwester der Fabel, wie der Wahrheit. Ihr Zauber-Gewand

läfst sich um diese, wie um Träume und Irrthum schlagen.

Hier bildet sie der Glaube zur Fabel, dort wird sie das Vehikel der Weisheit für die Empfindung, um den Glauben anzufachen. Dieses Ahnden höherer Genieſsbarkeit, dieses ſtille zitternde frohe Vorgefühl dessen, was nicht in die Sinne fällt — wie es LAVATER, der gutmüthige, unbillig verunglimpfte und vergötterte, nennt.

Allegorie iſt also allerdings mit Wahrheit vereinbar; aber eine unentweyhte Phantasie muſs sie schaffen, und philosophischer Geiſt sie ausbilden. Dem philosophischen Bekenner der Chriſtus-Religion bietet sie eben so reichen und reineren Stoff, als einſt den Griechen und Römern, zu Vervollkommnung des geselligen Zuſtandes, zu Sichrung des

Eigenthums, zu Beruhigung des Menschen in einzelnen Leiden, zu seiner Veredlung und Beglückung.

16.

Wenn von Veredlung der Mythologie der Christus-Religion die Rede seyn soll, so fragt sichs freylich zuerst: Worinn besteht denn dermalen diese Mythologie? und so sonderbar ist die Lage der Dinge, dafs es schwer wird, diese Frage zu beantworten.

Das hypothetische Mythos (1) der christlichen Religion ist im allgemeinen, theils, je nach den verschiedenen Partheyen, in welche sich die Bekenner der Christus-Religion getrennt haben, verschieden, theils ruht es insbesondere wieder auf den mannichfaltigen Ansichten und Erklärungen der biblischen Bücher, die entweder durch ausdrückliche Gesetze sankzionirt sind, oder durch die all-

gemeine Uebereinkunft der Theologen gesetzliche Kraft erhalten haben.

Dieses hypothetische Mythos ist der Gegenstand gegenwärtigen Versuchs zu Veredlung der christlichen Mythologie. Er ist also keineswegs ein dogmatisches System. Dogmen sind nur in so fern in sein Gebieth gehörig, als sie mit der versinnlichenden Mythologie und dem Kultus zusammenhangen.

Was den dogmatischen Theil desselben betrifft, so wird er, wie sich das für den Layen geziemt, nur anspruchlose Erzählungen, bisweilen selbst nur Vermuthungen über das wahrscheinliche Einverständnis der denkenden Wesen, in Absicht dessen reinen Bestands enthalten, übrigens aber auf die Bemühungen und Schriften der aufgeklärten

Theologen und Exegeten des letzten Jahrzehends zurückverweisen.

Weit entfernt also die Frage berühren zu wollen: ob zu diesem hypothetischen Mythos, das man gewöhnlich Offenbarung nennt, theoretische Gewifsheit unerläfslich erforderlich und die praktische unhinreichend sey? wünsche ich, dafs es in seinem vollen, aber reinen, Beftand über allen Zweifel erhoben werden möge. Ich setze also den Zweifel nur als hiftorische Thatsache voraus und in dieser Ansicht werd' ich jener Darftellung des wahrscheinlichen reinen Mythos, meine Ideen über die Veredlung sowohl der dogmatischen, als der diesen reinen Dogmen anzupassenden versinnlichenden Mythologie anreihen.

17.

Ich setze daher, wie schon die Ankündigung dieses Versuchs enthält, die Göttlichkeit der Christus-Religion, als entschieden voraus, als entschieden also, dafs die von Christus verkündeten Wahrheiten wirklich von der Gottheit abstammende Gesetze sind.

Die Wahrheit, selbst des reinen dogmatischen christlichen Mythos über allen Zweifel zu heben — wird noch lange ein Gegenstand der historischen und philosophischen Prüfung seyn. Ihr vorzugreifen, geziemt mir auf keine Weise; aber wagen glaube ich folgende Sätze zu dürfen:

Die Vollendung der Bestimmung des menschlichen Daseyns, also die mensch-

liche Glückseligkeit ruht an sich oder absolut nicht auf irgend einem hypothetischen Mythos, sondern auf der Anerkenntnis der Göttlichkeit der Religion. Aber sie bedarf einer hypothetischen, sowohl dogmatischen als versinnlichenden Mythologie. [a]

Würde daher der noch rege Streit über die Gewifsheit der Offenbarung, oder das jetzige reine christliche Mythos — wie ich doch keineswegs erwarten will — auch zu dessen Nachtheil entschieden, wäre es auch wirklich nur Täuschung, so wäre es eine liebliche, unschädliche, ja der Menschheit wohlthätige Täuschung; und es würde stets räthlicher seyn, dasselbe in einer reinen und veredelten Ge-

[a] S. Mendelssohn im Karakter des Sokrates. S. 7.

ſtalt beyzubehalten, als eine ganz neue Mythologie zu ſchaffen. Denn nur Alterthum kann die Mythologie heiligen, nur Alter ohne Wunder Glauben hervorbringen.

Es ſcheint alſo keine fruchtloſe Bemühung, auch hinter einem anſcheinend ſoliden Gebäude, aber über deſſen Feſtigkeit doch Bauverſtändige uneinig ſind, dem Bewohner, ſelbſt unter deſſen Ruinen, eine ſichre und unerſchütterliche Freyſtatt zu zeigen.

18.

Ich glaube das hypothetische Mythos, überhaupt in ein allgemeines und spezielles eintheilen zu dürfen. Jenes enthält gewisse Lehr-Sätze, die, unter verschiedenen Modifikazionen allen, oder auch den meisten, Mythologieen, gemein sind. Z. B. Hölle, Paradies, u. s. w. Das spezielle hypothetische Mythos, ist nur der einzelnen Mythologie eigen. Das christliche und zwar dogmatische Mythos ist es, über das ich jetzt mich erklären will.

19.

Ich wiederhole es, ich bin weit entfernt von der unbescheidenen Anmasung, als könne es mir erlaubt seyn, über das reine christliche Mythos eigene bestimmte Grundsätze zu äufsern, oder wohl gar entscheidend abzusprechen. Aber bezeichnen darf doch selbst der Laye, im Feld der Dogmatik und Exegese, wie er den Geist der Zeit zu finden glaubt? worüber er die kompetentesten Forscher einverstanden zu seyn vermuthet? wenn er gleich übrigens zu Beurkundung seiner Vermuthungen auf die Werke unsrer philosophischen Theologen aller Partheyen, eines Herder, Semler, Henke, Döderlein, Reinhard, Hemmert, Ammon, Eck, u. s. w. verweisen mufs.

Ahndungen, Vermuthungen sind es also nur, was ich vortrage, beschränkt

nur auf die hervorstechendsten Dogmen, nur zu dem Zweck, den Eifer der Berichtigung zu spornen; mich aber indefs zu sonnen in der schönen Idee, dafs einst, wenn durch den Fortschritt des Forschungs-Geists aller Zweifel über die Gewifsheit dieses Mythos allgemein gehoben ist, das Einverständnis aller denkenden Wesen dasselbe zur Konstitutions-Urkunde erheben werde.

Ich bin also weit entfernt, die Richtigkeit dessen, was man gewöhnlich Offenbarung nennt, oder die unmittelbare göttliche Verkündung der Dogmen hier in Zweifel zu ziehen. Mir ist es höchstens, bey den noch immer darüber dauernden Untersuchungen und Prüfungen, * nur um dasjenige Resultat zu thun,

* Wir haben vielleicht bald von einen der aufgeklärtesten und mit allen da-

thun, das auch der widrigste Ausgang hervorbringen würde.

Was ich darüber äufsere, ist also keineswegs Glaubens-Bekenntnis. Es ist historische Darstellung nach meiner Kenntnis davon. Es unterliegt also nicht der Widerlegung, nur der historischen Prüfung und Berichtigung.

Dieſs ist die einzige richtige Ansicht, aus welcher dieser Versuch beurtheilt werden muſs. Nichts könnte also zugleich schiefer und ungerechter seyn, als

---

zu erforderlichen Kenntnissen ausgerüstetem Theologen, eine Total-Revision der christlichen Dogmatik zu erwarten — die wahrscheinlich neues Licht in dieses Gebieth verbreiten wird.

als eine Zusammenstellung desselben mit Paines bekannten lege of Reason oder Volneys Ruinen. *

* Wer diese Erklärungen zu ängstlich findet, hat den Sinn des 1ten §. nicht recht gefafst. Es giebt Dinge, über die der Schriftsteller mit dem Denker nur Gedanken tauschen mufs.

20.

Die erſte und wichtigſte Lehre, auf welche man ſtöſst, iſt freylich die von der Autorität der Schriften, auf welchen dieses Mythos ruhen soll. Wenn ihre hiſtorische Aechtheit erwiesen iſt, so scheint sichs nur zu fragen: in wie weit die Lehre einer unmittelbaren göttlichen Eingebung werth sey, einen Gegenſtand der Untersuchung, oder des Streits abzugeben? Iſt der Innhalt dieser Schriften, sowohl in Absicht der Pflichten, die sie uns vorschreiben, als der Begriffe, die sie uns von der Gottheit mittheilen, wahr und gut, d. h. dem Ideal anpassend, das unsre Vernunft uns von dem Wesen der Gottheit diktirt, der Beſtimmung unsers Daseyns angemessen, wie eben diese Vernunft sie uns vorzeichnet, so sind sie gött-

lich, von Gott abſtammend; ohne daſs es einer weitern Beurkundung, ohne daſs es der ohnehin nur in dem Unsinn der hyperorthodoxen gelegenen allzumateriellen und mit den Begriffen der Gottheit ſtreitenden Idee einer wörtlichen Diktirung, oder des eben so wenig zur Zeit genau beſtimmten oder vielleicht beſtimmbaren Begriffs einer unmittelbaren Inspirazion bedarf. Ihre Würde, die Kraft ihrer Verbindlichkeit für den Menschen, ruht dann auf einer unerschütterlichen Base.

Was den gesetzlichen Theil, oder die Religions-Wahrheiten betrifft, so iſt über ihre Reinheit und Vernunftmäſsigkeit nirgendwo ein Zweifel, und ihre Vorſtellungen von der Gottheit, freylich nicht nach einzelnen abgerissenen Stellen, sondern im groſsen Zusammenhange gefaſst, beſtätigen nur, was uns von der Summe ihrer Majeſtät

und Vollkommenheit, unser eignes inneres Gefühl zuruft.

Nur der hiſtorische Theil bedurfte also einer Beglaubigung; wird sie durch die Bemühungen des jetzt auch hierüber so regen Forschungs-Geists, über allen Zweifel erhaben, so kann zwar die Würde der Mythologie dadurch gewinnen, im entgegengesetzten Falle aber die Religion selbſt durchaus nichts verlieren. Ob die Sendung des göttlichen Jesus mit physischen Wundern, also mit einer von der Gottheit aufser dem regelmäfsigen Gesetzgange des Universums gut gefundenen sinnlichen Bezeichnung ihrer Abſtammung, begleitet war? diefs scheint auf die durch sie selbſt beurkundete Göttlichkeit der Wahrheiten, keinen Einfluſs zu haben.

21.

Es ist bekannt, dafs man den Ursprung der Dreyeinigkeits-Lehre, welchen die Kommentatoren jener Schriften in ihnen gefunden haben, von der pythagoräischen Trias, und den Mysterien des Isis und Ceres, so wie von der durch Athenagoras und andre bewürkten Verbindung der platonischen Philosophie mit dem Christenthum abgeleitet hat. Es ist bekannt, dafs auch die Hindus Ein höchstes Wesen unter dem Namen Brahme erkannten, und es in drey verschiedenen Modifikazionen, als schaffendes, erhaltendes und zerstörendes Wesen verehrt haben.

Als die Göttlichkeit Jesus in der Folge den Kirchen-Vätern die Erklärung seiner Gottheit abdrang, schienen sie

allerdings von jenen ältern metaphysischen Ideen Gebrauch gemacht zu haben, um diese Apotheose mit dem erſten Grund-Geſetz der Chriſtus-Religion der Einheit Gottes in Einverſtändnis zu bringen.

Entſchieden ſcheint es wohl, daſs die einzige mögliche Weise diese Lehre — von welcher man in dem alten Teſtament keine Spuren antrifft, und die erſt aus dem neuen Teſtament gezogen worden iſt — mit der Vernunft * zu vereinigen, diese seyn müsse, sie, wie in den pythagoräischen Myſterien, für eine metaphysische Darſtellung mehrerer Eigenschaften Gottes, oder mehrerer Arten seiner Einwürkung auf die Menschheit, zu erklären. **

* Wielands Götter-Gespräche. S. 77.

** Leibnizens bekanntes Intelligibile, Intellectivum und Intellectio iſt ein

In dieser Ansicht ist sie ein Theil der Mythologie, aber kein Theil der Religion, weil sie auf den Glauben an Gottheit und an das göttliche Sitten-Gesetz keinen Einfluſs hat, diesen nicht erhöht. *

In dieser Ansicht würde sie also zu den unschädlichen oder gleichgültigen Theil der Mythologie verwiesen werden können, (2) so bald nur erst

---

merkwürdiger Beweis, wie weit sich auch der gesundeſte und ſtärkſte Geiſt in den Regionen der Metaphysik verirren kann, wo die Vernunft, indem sie vorsetzlich den einsamen Pfad sucht, alle Augenblicke mit der unsichtbar neben ihr schreitenden Phantasie zusammenſtöſst.

* Rinze Betrachtungen über die Kantische Religion. S. 158.

die Frage entschieden seyn wird: ob es möglich sey, die gröfsere Klasse der Menschen zu jener metaphysischen Vorstellungs-Art zu erheben, also von allen sich ihr gleichsam gewaltsam aufdringenden Vorstellungen einer physischen Mehrheit abzuhalten, und mithin alle Vortheile, welche aus einer reinen Erkenntnis der Gottheit fliefsen, für sie zu retten?

Und diese Aufgabe möchte um so schwerer zu lösen seyn, als die gewöhnliche selbst in die Kirchen-Ceremonien aufgenommene, also in gewisser Masse durch die mythologische Gesetzgebung sanktionirte Versinnlichung dreyer Personen in der Gottheit, nämlich Gott des Vaters, als eines Greifs, des Sohnes, als Jesus, des Gekreuzigten, und des heiligen Geistes in Gestalt einer Taube, offenbar jene Vorstellung einer physischen Mehrheit, wo nicht zu autorisi-

ren, doch zu begünstigen scheint. Der kritischen Exegese ist es übrigens vorbehalten, ferner zu prüfen, ob und in wie weit denn überhaupt das ganze Dogma in den biblischen Büchern liege?

22.

Die berühmte Entscheidung der Kirchen-Väter, durch welche der göttliche Jesus als ein Beſtandtheil der Gottheit feſtgesetzt wurde, schien durchaus eine andre Vorſtellung als die einer physischen Mehrheit nicht mehr übrig zu lassen. So viele Stellen, die alsdann Gott als ein von Jesu abgesondertes Wesen darſtellten, boten auſserdem gar keinen vernünftigen Sinn mehr dar, und alle Macht-Sprüche der Metaphysik so wie des Fanatismus, reichten nicht hin, die Klage der allzugepreſsten Vernunft über Unsinn und Widerspruch, zu unterdrücken.

Die Erweiterung unsrer Kenntnisse des Welten-Syſtems, nach welchen dieser Erdball im Reihen-Tanze der Planeten

nur als ein so kleiner Punkt erscheint, schien es als einen äufserſt anmasenden Stolz des Menschen zu bezeichnen, dafs Gott einzig in diesem Punkte seines unermefslichen Welt-Gebäuds, und auch da wieder in einem so beschränkten Kraise seiner Bewohner, sich gezeigt haben sollte; und diefs für eine Folge der anerkannt-impertinenten Eitelkeit zu halten, kraft deren der Mensch in dem Universum nur sich, allenthalben auf der höchſten Stufe der Wesen nur sich, und das ganze unermefsliche Welt-All als Herrscher unter seinen Füfsen sieht!

Die Philosophie schien solche Vorſtellungen für eine Verkleinerung der erhabenen Gottheit zu halten, deren Majeſtät das ganze unermessene und unermefsliche Universum, kraft Ihres Wesens, mit gleichem Glanze beleuchten, und allenthalben die ganze aus Ihrem Schoofse entsprungene Schöpfung, mit

durchaus gleicher Liebe und Sorgfalt umspannen mufs.

Auf der andern Seite konnte sie eben so wenig sich mit der Idee versöhnen, dafs Gott in allen Planeten des Welt-Gebäudes diese Erscheinung unter ähnlichen Modifikazionen wiederholt, und gleichsam die Reihe der Versinnlichung gemacht haben sollte.

Sie fand alle diese Vorstellungs-Arten, tief unter der Majestät und Würde der Gottheit.

Wie dem aber auch immer sey, so scheint es auf alle Fälle, dafs die Christus-Religion durch jene von der mythologischen Gesetzgebung aus den biblischen Büchern gezogene und in gesetzlicher Eigenschaft aufgestellte Vorstellungen nichts gewonnen habe, durch deren Aufhebung nichts verlieren werde.

So bald unsre Vernunft den göttlichen Ursprung des von Christus verkündeten Sitten-Gesetzes aus dessen Harmonie mit dem Gesetze des Ganzen anerkennen muss, so ist auch die Göttlichkeit seiner Lehre entschieden; und für sie, für deren Werth, Verbindlichkeit und Kraft, durchaus keine solche Apotheose nothwendig. Wenn aber auch die Empfindungen, die sein Wandel, seine Aufopferung für die Wahrheit und Göttlichkeit dieser Lehren uns einflösen, es uns zur Pflicht der Dankbarkeit zu machen scheinen, ihn zu vergöttern, so kann doch diese schöne Empfindung ohne mystische vernunftwidrige Begriffe gerechtfertigt werden.

Jesus hat den Glauben an ihn, als ein von der Gottheit mit Tugend, Seelen-Adel und Energie in einem äufserst hohen und beyspiellosen Grade ausgesteuertes Wesen, durch jenen Wandel, durch

seine Empfindungen, Handlungen, Lehren, und seinen Märtyrer-Tod überschwenglich gerechtfertigt.

Die Vernunft wird also leicht mit der Empfindung einig werden, ihm als einem in sterblicher Hülle wandelnden göttlichem Wesen zu huldigen; ihn für einen unmittelbar von der Gottheit entsprossenen Sterblichen zu erklären.

Wie und auf welche Art und aus welchen Gründen die Gottheit gerade dieses Wesen mit jenem Theile seiner Gottheit vorzüglich ausgesteuert habe? — Diese Untersuchung wird hier eben so gut, als in der Geschichte des Entstehens und der Fortpflanzung der menschlichen Seele, der Markstein des menschlichen Forschens bleiben, und bleiben können; weil dieses wie? zwar unsern jetzigen Erkenntnis-Kräften unerreichbar erscheint, aber doch die

Möglichkeit der Erkenntnis fest und sicher stehen läfst. Und das ist der grofse Punkt, worauf es anzukommen scheint; nämlich die Zurückführung der Mythen auf Humanität; über deren unermefsliche Vortheile für die Menschheit sich ein eignes Werk schreiben liefse.

Wenn man also die Göttlichkeit Jesus auf die nämlichen Grund-Sätze des allgemeinen theoretischen Mythos (1) stützt, auf welchen auch der Glaube an den Ursprung der Seele und deren Unsterblichkeit beruht, so wird auch sie ein Theil der allgemeinen Religion, und steht unerschütterlich wie sie selbst.

Die kritische Exegese mag immerhin fortfahren die Beweise zu sichten, auf welchen die Kirchen-Versammlung ihre zum Gesetz erhöhte Vorstellungs-Art gründete; der Philosoph wird indefs ruhig die Frage aufwerfen:

Ob

Ob es wohl der Hülfe jener Vorstellungs-Art bedürfe, um einer Religion Glauben und Gehorsam zu verschaffen, welche durch ihre Uebereinstimmung mit dem angebornen Gesetz, sich als die höchste Stufe des Zwecks menschlichen Daseyns bewährt? um ein Wesen zu verehren, einem Wesen zu gehorchen, das durch seine unerreichbare Reinheit, Hoheit und Kraft, unsre freywillige Huldigung, ohne alle legislative Vorschrift, ohne allen menschlichen Nimbus, ohnehin abdringt?

Nichts scheint also verloren, wenn man alle gewaltsame Prätensionen an die Vernunft vernichtet, aber gewonnen sind dadurch alle denkende Wesen für eine Lehre, der man, einzig aus Liebe für die Menschheit und deren Glückseligkeit, auch den Glauben und Gehorsam der ganzen Menschheit wünschen mufs.

Erhöht scheint der Muth des Schwachen, einem Wesen nachzuahmen, das zwar weit über ihn erhaben, aber doch aus seiner Familie, doch mit ihm verwandt ist; erhöht die Liebe der Brüder für den erhabnen Bruder; veredelt immer die ganze Menschheit, wenn Gott ihre Hülle für würdig hielt, einen so hohen Grad ihres Ausflusses, ihres Wesens zu fassen und einzuschleyern.

Vertilgt wäre aber auch zugleich all' dieſs Schweben zwischen Licht und Nacht, vertilgt dieſs ewige Ringen der Vernunft und Empfindung; hergeſtellt die Ruhe so vieler empfindender und denkender Wesen, die so gerne sich redlich um den Glauben schlängen; brüderlich verkettet die Hände so vieler getrennter Brüder; durch Meynungen getrennt, deren Beſtandtheile, mit reinem philosophischen Forschungs-Geiſte aufgelöſst,

in unbestimmter Wort-Verbindung mit mystischen oder doch metaphysischen, also nur mit solchen Ideen bestehen, deren Wahrheit nach ihrer einstimmigen Anerkenntnis, ganz jenseits ihres Erkenntnis-Kraises liegt. *

* Rosegartens Rhapsodieen. I. B. S. 190.

23.

Die Lehre der Versöhnung ergiefst sich an sich sehr natürlich und zwanglos aus der Christus - Religion; sie scheint nur durch die von der mythologischen Gesetzgebung, zum Theil ebenfalls aus ältern Mythologieen und deren Ruinen, in Absicht des Kultus, z. B. der Opfer u. s. w. entlehnte, Hülle, in welche man sie einzukleiden für gut fand, gezwungen, und die menschlichen Vernunft empörend, geworden zu seyn.

Es ist eine aus der Erscheinung Jesus ganz natürlich fliefsende Wahrheit, dafs er die Menschheit mit Gott versöhnt hat, indem er ihr durch die Lehre der höchsten Moralität, den richtigen und einzigen Weg zeigte, ihre Bestim-

mung, den Zweck ihres Daseyns vollständig zu erfüllen, nämlich die höchste Stufe der Veredlung zu erklimmen — und, in so fern er für diese Lehre sein eignes physisches Daseyn aufopferte, um den Glauben an sie zu befestigen und zu erhöhen, ist er allerdings für die Menschheit gestorben.

Eine andre Gattung der Versöhnung Eines Menschen mit Gott für die ganze Menschheit, würde, aufser dem, was darinnen Vernunftwidriges liegt, alles Prinzip der Moralität, der menschlichen Freyheit und Selbstständigkeit untergraben; eine Versöhnung Gottes mit Gott, die Idee eines zwecklosen und vergeblichen Schauspiels aufstellen, die Würde der Gottheit erniedrigen, und streiten mit ihrem denkbaren ersten Ur-Bestandtheile: der Gerechtigkeit, mit dem einzigen damit vereinbaren Zweck

Ihrer Erschaffung denkender Wesen, nämlich deren Glückseligkeit.

Auch hat die christliche Theologie den Nicht-Sinn und die Immoralität eines solchen Satzes gefühlt, und daher die Würkung des Glaubens an jene Christus-Versöhnung, nämlich die praktische Befolgung seiner Religions-Gesetze, als unerläfsliche Bedingung zum Grund gelegt, eben dadurch offenbar wieder den ganzen Zweck, Werth und Vortheil jener mystischen Darstellung vernichtet; wohl aber durch dessen Aufstellung dem menschlichen Hange zur Indolenz in der Tugend und zur Immoralität, Asyle geöffnet.

Denn, wenn würklich nur der thätige Glaube an Christus, d. h. die wirkliche Befolgung der von ihm gegebenen Religions-Gesetze uns jener Versöhnung theilhaftig machen kann, so

scheint die Vernunft in jenen Dogmen schlechterdings nicht anders, als eine geheimnisvolle aber inkorrekte Allegorie der Wahrheit erblicken zu können, über die alle denkende Christen, und vielleicht auch — in so fern Christus die Moral in ihre höchste Würde eingesezt hat — alle denkende Wesen einig sind: dafs nämlich die praktische Religion uns einzig zu den Zweck unsrer Bestimmung, zur Glückseligkeit, führe und zu führen vermöge.

24.

Unter allen übrigen speziellen Dogmen der christlichen Mythologie, zeichne ich nur noch die von den Sakramenten der Taufe und des Abendmahls aus.

Die Taufe scheint als eine Art von Weyhe, von Reinigung, aus den Mythologieen der ältesten Völkerschaften, vielleicht aus den Mythen-Geheimnissen, entlehnt. Diese feyerliche Bezeichnung des Sitten-Gesetzes, zu dem der so eben geborne Mensch gebildet werden soll, der Bund, den er symbolisch dadurch gleichsam übernimmt, sind, wenn gleich der Philosoph keinen mystischen Sinn damit verbindet, immer eine ehrwürdige und wohlthätige Sitte.

Die Mythologie kann allerdings die Hülfs-Mittel nicht genug vervielfältigen und verstärken, um den Menschen der Religion in die Arme zu führen und ihn von dem ersten Momente seines Daseyns, an seine Pflichten, an Tugend, zu ketten.

Wenn also dieser Akt des Kultus von allem Abentheuerlichen, Vernunftwidrigen und Gothischen in den Formen gereinigt, und auf seine ursprünglich schöne und reine Idee der Weyhe, der Widmung zur Religion und Tugend, zurückgeführt wird, so kann die Vernunft bey ihm durchaus nichts erinnern.

Die von der Kirche damit verbundene Pathen-Stelle, ist zugleich ein wohlthätiges und daher ehrwürdiges Vehikel zu Befestigung der Bande der bürgerlichen Gesellschaft.

Auch das Abendmahl, so wie es die so klare, so deutliche und nur durch die gewaltsamsten Anstrengungen der Mystik verschrobene Worte des göttlichen Jesus bezeichnen, ist eine sehr ehrwürdige und moralisch erhabene Sitte. Es ist heilige Pflicht der Dankbarkeit gegen den Religions-Stifter, das Andenken seiner wohlthätigen Erscheinung, seines Todtes für Wahrheit, seiner letzten Augenblicke zu feyern, und so der Erinnerung der durch diese Stiftung uns erworbenen Glückseligkeit, zu huldigen.

Dafs die Mythologie, das, was ursprünglich der Abschied dieses göttlichen Wesens von seinen Freunden und Schülern war, nachher in ein feyerliches Gewand eingekleidet hat, um dadurch jene Erinnerung zu erhöhen, und die Empfindungen der Dankbarkeit zu entflammen — dabey kann die

Vernunft durchaus nichts zu erinnern finden.

Eine festliche Versammlung der Christen zur Feyer jenes so rührenden und merkwürdigen Abschieds, kann selbst der gebildeten Empfindung nicht anders als ehrwürdig und willkommen seyn.

Aber wenn der bescheidene Philosoph den mystischen Begriffen nachdenkt, die man damit zu verbinden gesucht hat, so kann er aus Achtung für den menschlichen Geist — nur dazu schweigen!

Diefs sind die Haupt-Dogmen der speziellen christlichen Mythologie. (18) Alle übrige hangen von jenen ab; z. B. Jesus Wunder, Auferstehung, Himmelfahrt u. s. w.

Ich gehe nun auf die allgemeine Mythologie über, in so ferne sie auch

die Christliche begreift ; d. h. also : auf die Darstellungs-Weise der christlichen mythologischen Gesetzgebung solcher Dogmen , die allen oder doch den mehresten Mythologieen gemein sind.

25.

Gott.

Das höchſte der Wesen, der Schöpfer und Erhalter des Universums, hat seine Benennungen nach der Sprache und den Sitten jeder Nazion verſchieden erhalten. Ueber den Begriff der Allvollkommenheit kommen alle Nazionen im Wesentlichen überein.

Die nämliche Empfindung, welche das Bewuſstseyn der Grund-Ursache aller Dinge, der Gottheit schuf, (3) muſste durchaus nach einer Darſtellung dieses Wesens ſtreben. Ohne sie blieb die Empfindung nur todte, dunkle, geheime, aber handlungslose Ahndung, nur raſtloser Aufflug zu den Ideen des Höchſten und Erhabenſten, raſtlose ver-

gebliche Anstrengung, Gefühle auf Gefühle, Ideen auf Ideen zu thürmen, und auf der Höhe dieses Phantasie-Gebäudes mit dem Vollkommensten und Heiligsten zusammen zu schmelzen.

Gewaltsam drängte also diese Empfindung zur Versinnlichung der Gottheit. Und dieser Drang fafste eben deswegen so leicht und willig jedes mythologische System auf, das ihm eine Darstellung jenes Bewufstseyns der Gottheit darbot.

Die Vernunft bildete den metaphysischen Begriff, jene Tochter der Empfindung, aus, aber sie sträubte sich gegen jede Versinnlichung des höchsten Wesens. Nachdenken über den Begriff des Allvollkommensten, abgezogen von der unermefslichen sichtbaren Stufenleiter der Wesen, die Pope und Tullin so schön geschildert haben,

mufste sie überzeugen, dafs kein sichtbares Objekt diesen Begriff erschöpfe, dafs also jede Darstellung tief unter der Idee bleiben, das darzustellende Wesen herabwürdigen und entstellen müsse.

Daher blieb bey der kultivirtesten wie bey der wilden Nazion, mitten unter dem Pantheismus, die Idee des Ur-Wesens auf einer so hohen Stufe der Heiligkeit stehen, dafs die Imaginazion sich nicht an ihre Versinnlichung wagte.

Die Hindus beteten ursprünglich in grofsen bildleeren Gebäuden und Tempeln den unsichtbaren Gott an, und von ihm hieng erst wieder ihr erster Gott Brahme ab.

Der Tempel Gottes zu Delphos enthielt keine Bildsäulen, nur die einfache und erhabene Aufschrift: Ei, — du bist.

Wieland, der so richtige Beurtheiler der alten Götter-Lehre, hat wahr und schön dargethan, dafs Homers Jupiter nur Welt-Regierer, und der unbekannte Gott der Griechen, der Welt-Schöpfer war. Ihm hatte Athen einen Altar gewidmet.

Die Peruaner, diese abgöttische Anbeter der Sonne, verehrten noch weit über sie, den unsichtbaren Gott unter dem Namen Pachakamak. (Seele der Welt) Nur in der dringendsten Noth sprachen sie seinen Namen aus; ihm errichteten sie sogar anfangs aus Ehrfurcht keinen Tempel.

Die Mexikaner beteten unter dem Namen Teotl einen unsichtbaren unversinnlichten Gott an; und so werden wir bey den meisten Völkerschaften an der Spitze einer zahllosen Menge von Idolen die Idee jenes Urwesens wieder finden, das

das nur die Empfindung erreichen konnte; das die Vernunft durch Versinnlichung zu entweyhen fürchtete.

'Aber gerade deswegen, weil sie dieses höchste namen- und bildlose Urwesen, um seiner hohen Majestät und Heiligkeit willen, unberührt liefs, überliefs sich der Mensch desto unbesorgter, desto freyer den Woogen der Phantasie in der Versinnlichung aller der übrigen erhabenen und unsichtbaren Wesen, die seine Empfindung zum Zusammenhange mit der Gottheit bedurfte. (11)

Ohne Versinnlichung, ohne Uebertragung der Idee auf ein sichtbares Objekt, konnten allerdings Andacht und Verehrung, als die Gefühle die uns an die Gottheit ketten, durchaus nicht lebendig werden, nicht in Handlung übergehen; jene innige entkörperte Intuizion war nur Eigenthum der

höchſten Schwärmerey der Aszeten, vom Wahnſinne oft nur leiſe abgeſchattet, aber allen Zweck, alle Beſtimmung des Menſchen vernichtend.

26.

Bey jener Versinnlichung der Gottheit, als dem Werke der Imaginazion, mufste nothwendig ihre Form zuerft von dem Kultur-Stande der Menschheit, von der mehr oder mindern Ausbildung der Geiftes-Kräfte, abhangen.

Zunächft nachher, von den eigenthümlichen Verhältnissen der Nazion, ihren Bedürfnissen, Leiden und Vortheilen.

Diejenige Form, auf die der menschliche Geift natürlich am häufigften verfallen mufste, war die menschliche. „Wie sehr — sagt Wieland in seinen neuen Götter-Gesprächen — „wie sehr „sich auch die Einbildungs-Kraft des „erfindungsreichften Menschen anftren-

„gen mag, es wird ihr ewig unmög-
„lich bleiben, eine schönere, edlere
„und vollkommenere Gestalt zu erfinden,
„als die menschliche!“

Mag auch der unzerstörbare Urtrieb der Selbstsucht und Eitelkeit die Imaginazion würklich begränzen, es ist Wahrheit.

Das höchste Ideal der Schönheit menschlicher Form ist unstreitig die weibliche. Allein die männliche Attribute von Stärke, Macht, Erhabenheit und Adel, scheinen dem Menschen so wesentlich in dem Begriffe der Gottheit gelegen zu seyn, dafs er zu Versinnlichung des höchsten Gottes gewöhnlich die männliche Gestalt, die Idee einer männlichen * Form wählte.

* Doch verehrte z. B. eine Sekte der Braminen den Gott Vishua in männ-

Die erſten der Götter versinnlichten die Griechen durch den Zevs, Jupiter-Pantheus. Ihn darzuſtellen, entlehnte die Kunſt alle einzelne Vollkommenheiten der menschlichen männlichen Form; und der olympische Jupiter des Phidias zu Elis, war, nach dem Urtheile des Pausanias und Winkelmann, das höchſte unerreichte und unerreichbare Meiſterſtück der Skulptur. Quintilian versichert, daſs der Anblick der göttlichen Majeſtät dieser Bild-Säule die innigſte Andacht erweckte.

Eine umſtändliche Darſtellung der Versinnlichungs-Arten der erſten Gottheit unter allen alten und neuen Völkern und der ungeheuern Verirrungen der Einbildungs-Kraft über diesen Gegenſtand,

licher und weiblicher Geſtalt zugleich, Flügge a. a. O. S. 77.

gehört in eine Geschichte der Mythologie.

Bey der jüdischen und der auf sie verpflanzten christlichen, ist die Ur-Gottheit durch die Gesetz-Gebung zwar nicht versinnlicht worden; aber doch hat sie zugegeben, dafs die Glaubenden ihr ein Bild, und zwar ebenfalls ein menschliches, unterlegten.

Gott Vater, als die erste Person der Gottheit, wurde — wahrscheinlich um den Karakter von Würde auszudrücken — als ein Greis; oft mit dem Zepter und der Welt-Kugel abgebildet, seine Allherrschaft und Macht zu bezeichnen.

Schön und den menschlichen zusammengeschmolzenen Empfindungen der Ehrfurcht und Liebe angemessen, war allerdings der Name Vater, All-Vater,

den jene Mythologen dem höchsten Wesen beylegten. So entstand der Jupiter der Römer * und einer unsrer neuern Weltweisen hat mit vieler Einsicht dargethan, dafs dieser Begriff zu denjenigen Mittel-Begriffen gehört, die der Philosoph und der ungebildetste Mensch mit einander gemein haben, und in denen der Talismann der Volks-Aufklärung liegt.

* Gellius Noct. Att. Lib. V. Cap. 12.

27.

Die zweyte Haupt-Gattung der Darstellung der Gottheit, war, bald das Feuer überhaupt, bald insbesondere die Sonne.

Der wohlthätige, alles belebende Einfluſs der Sonne, die Majestät ihres Glanzes, hat auf dem natürlichsten Wege die Verehrung des Lichts und die Idee seiner Vergötterung erzeugt.

Die Verehrung des Feuers, als des glänzendsten Bilds des unsterblichen Wesens — wie es Plutarch nennt — ist unwidersprechlich der älteste Gottesdienst. Beynahe alle Nazionen hatten ihr heiliges Feuer. * Auf seine Vereh-

* Bey den Hindus wird es unter dem Namen aghni als Gottheit feyerlich verehrt.

rung war, vorzüglich die Religion Zoroasters, eines der weiseſten und erhabenſten Sterblichen, gegründet; aber sein Syſtem predigte die Anbetung des Feuers nur als Sinn-Bild der Gottheit. Nach dem Ende des Gottesdienſts erinnerte der Magus ſtets die Versammlung: nicht der gegenwärtigen Flamme, sondern dem unsichtbaren Wesen erzeige man die göttliche Verehrung.

Der hohe Werth des heiligen Feuers bey den Römern und der Dienſt der seiner Erhaltung gewidmeten Veſtalen, iſt bekannt.

Auch in der chriſtlichen Mythologie hat sich diese Verehrung des Feuers, obschon in einer andern Geſtalt, in den ewigen Lichtern, ewigen Lampen, erhalten.

Wie viel anmuthiger, dem Begriffe der Gottheit entsprechender, edler und wür-

devoller ist aber das heilige Feuer auf dem Altäre des Tempels!

Wenn der Egypzier, der Grieche, der Römer, der Perse das Feuer als Sinn-Bild der Gottheit verehrten, und daher, um die Gottheit bey sich auf immer zu vergegenwärtigen, auch ewig unterhielten; wenn das Verlöschen dieses Feuers für sie gleichsam den Verlust der Gottes-Gegenwart, also eine öffentliche Kalamität, bezeichnete; so hat hingegen der Christ für den aus jener Mythologie herübergenommenen Gebrauch der ewigen Lampen kein Motif, als das Herkommen, anzuführen. Das Feuer der Lampe ist ihm kein Emblem. — Die Figur der Lampe, die Figur des Feuers in der Lampe selbst, soll dem Volke die Idee der Gottheit nicht zurückrufen, und kann es auch nicht. Eine zum Himmel, dem allgemeinen sinnlich angenommenen Throne

der Gottheit, auflodernde Flamme, die auf einem Altare glüht, mit Weyhrauch und andern nicht sichtbaren Materialien unterhalten wird, deren Wolken sich in den Gewölben des Tempels verlieren, wird mir immer eine unsrer Imaginazion willkommenere Darstellung der Gottheit scheinen, die unsre Andacht entflammt.

Es wäre also für die Beförderung der Andacht allerdings wünschenswerth, wenn die ewigen Lichter und Lampen verbannt, und statt dieser das heilige auf den Altären von den Priestern unterhaltene ewige Feuer, als Sinn-Bild der Gottheit, als Bild der ihr ununterbrochen und in jedem Momente unsers Daseyns schuldenden Verehrung, hergestellt würde.

28.

Auch war wohl die Verehrung der Sonne der natürlichste Gottesdienst. Schon an einem andern Orte habe ich mich hierüber erklärt.

Noch neuerlich hat ein scharfsinniger Etymologe und Geschichts-Forscher * bewiesen, dafs bey den ältesten Völkern der Name Gott ursprünglich der Sonne, als dem höchsten sinnlichen Bilde des Grofsen und Göttlichen, beygelegt, und erst in der Folge, als der Mensch sich zur Idee eines geistigen Wesens er-

* Hallenberg, Disquisitio historica et philologica de nominis Dei Gud sueco Gothica cognatisque linguis origine. Stockholm 1796.

hob, auf dieses übertragen worden sey.

Es giebt wohl für den Natur-Menschen keinen stärkern sinnlichen Beweis des Daseyns einer Gottheit, als die Majestät dieses Körpers, dieses Feuer-Ozeans, wie ihn Tullin nennt, * vor dem alles, alles, das empfindende Wesen, wie das fühllose niederknieen muss, dessen Anschauen alles entzückt, erwärmt, belebt, dessen Entfernung Flor über die ganze Schöpfung zieht.

Ja, sagt Young:

So brigth, with such a Wealth of Glory st'ord,
Twere sin in Heathens not to have ad'ord! **

* In dem vortreflichen Gedichte, die Schönheit der Schöpfung.

** So glänzend, mit solch einer Welt von Glorie ausgesteuert, dass es bey

und wer kann des Abbt Reynak erhabene Hymne an die Sonne lesen, ohne von Bewunderung und Anbetung hingerissen zu werden!

Die Religion, so wie die Staats-Verfassung der Peruaner, war bekanntlich ganz auf die göttliche Verehrung der Sonne und ihrer Kinder gegründet, und wenn man den hohen Grad von Moralität, bürgerlichen Wohlstand und Glückseligkeit dieser von Fanatismus und Golddurst vernichteten Nazion betrachtet, so kann man sich kaum des Zweifels enthalten, ob je ein sanfterer, wohlthätigerer und liebenswürdigerer Irrthum die Menschheit durch dieses Daseyn bis an dessen Ende, als die einzige untrügliche Pforte der Wahrheit geleitet habe!

---

den Heyden Sünde gewesen wäre, sie nicht anzubeten!

Bey den Indianern war Schira, die Sonne, die dritte Person ihrer Trias. Die Egypzier bauten der Sonne einen glänzenden Tempel; * die Karaiben und so viele andre wilde und kultivirte Völkerschaften beteten die Sonne an. Und der höchste Grad der Heiligkeit in Persien bestand in der Einweyhung in die Mythra-Geheimnisse. Mythra aber war die Sonne, das höchste göttliche Licht.

Der unterrichtete Denker sieht in der Sonne nur einen Welt-Körper, nur einen Theil des grosen Universums; der Eindruck der Er-

* Zu Heliopolis, das nach Diodors, (libr. V.) Nachricht von Aktis dem Sohne der Sonne und der Rhode erbaut wurde, und deswegen Sonnen-Stadt hiefs.

habenheit dieses Theils der Schöpfung weckt bey ihm nur die Idee von der Gröfse des Schöpfers; aber doch wird er der Glorie dieser wundervollen Erscheinung, deren allmächtige Würkung er empfindet, von deren Bau er sich bey seinem begrenzten Erkenntnis-Vermögen keine beſtimmte und deutliche Idee machen kann, seine Huldigung nicht versagen; wird es natürlich finden, wenn alle Wesen, die ihr wohlthätiges, erwärmendes, befruchtendes und segnendes Daseyn belebt, versucht werden, vor ihr die Knie zu beugen; wird daher die Behauptung wahrscheinlich finden: dafs der den Stamm-Vätern des Menschen-Geschlechts bekannte einzige Gott von der Sonne abſtrahirt war. *

Der

* Horus od. aſtrognoſtisches Endurtheil über die Offenbarung Johannis &c.

Der Weise wird die Empfindung der Dankbarkeit, welche unmittelbar aus Wohlthat fliefst, und sich unmittelbar an den Wohlthäter heftet, auffassen, um die Flamme der Moralität anzuhauchen, und wenn er es auch nicht für gleichgültig halten sollte, unter welcher Form das Urwesen angebetet wird, in so ferne es nur im Geiſt und in der Wahrheit, d. h. durch Veredlung unſers Selbſt, durch praktische Tugend angebetet wird, so wird er doch, wenn ja dieses Urwesen abgebildet werden soll, kann und muſs, das Bild seines ihm sichtbaren kolossalen Meiſterſtücks, als das passendſte und würdigſte, anerkennen.

Wenn es hingegen wahr iſt, daſs der Mensch keine Empfindung haben kann, der nicht ein sichtbares Objekt in seiner Vorſtellung entspricht, so wird man, soll anders seine Andacht lebendig

dig werden, ihm auch für den Urgeist ein Bild geben müssen. Offenbar ist jede Darstellung menschlicher Form, für das Allervollkommenste herabwürdigend. So edel diese Form auch seyn mag, so ist sie doch animalisch, so können wir uns doch den Menschen nicht ohne alle die Werkzeuge thierischer Bedürfnisse denken, bey deren so manchen selbst an uns, unser besserer Theil erröthet. Welches Bild also von einem Gott!

Zugegeben, dass Göttliche, d. h. vom Urgeist abstammende, aber von ihm für diese Stufe ihrer Existenz in eine edle, obgleich thierische Form gepresste und mit vorzüglichen Funken seiner Flamme ausgefeuerte Wesen, in dieser Form dargestellt werden sollen, können und müssen, um den Begriff des Edlen und Vollkommenen dem Menschen von Grad zu Grad anschau-

lich zu machen, so ist dieſs nur ein Grund mehr, die Abſtufung vom Schöpfer zum Geſchaffenen, auch anſchaulich, beſtimmt und ſchneidend zu bezeichnen.

Welches edlere, den Spiel-Raum des Nachdenkens und der Imagination weniger lähmende oder verkrüppelnde Bild dieſes Urgeiſts lieſse ſich aber denken, als Glorie und Glanz? — Weiter reicht das ſinnliche Vorſtellungs-Vermögen des Menſchen im Majeſtätiſchen, Reinen und Erhabenen nicht; bey ihm ſollte alſo der Menſch ſtehen bleiben.

Gott ſollte alſo nie anders, als durch Feuer, Strahlen, Glanz und Glorie abgebildet werden, deren Form *

* Man ſehe Miltons glühende Schilderung im Verl. Parad. 3ter Geſang.

wir von keinem andern sichtbaren Wesen, als von der Sonne entlehnen können.

Nur vor diesem Bilde sollte also der Christ anbetend niederfallen, nur dieses sollte als Bild der Gottheit in unsern Tempeln aufgestellt, nur ihm göttliche Ehre erzeigt werden.

Der höchste Flug der Metaphysik wird die Bestandtheile seines Wesens nicht ergründen; der Weise wird, wie der Laye, bey dem Begriffe der Allmacht, Allvollkommenheit und Allkraft stehen bleiben müssen.

Alles wird also darauf ankommen, dafs man sich über den Begriff von Anbetung vergleicht; denn Worte — nur Worte und deren misverstandene Verbindung mit Begriffen — sind es, die vom Anbeginn die Menschheit ent-

zweyt und den Erdkrais mit Blut und Flammen erfüllt haben.

Nicht Strahlen, die der Bildhauer oder Mahler geschaffen hat, sind es und können es seyn, den wir Verehrung erweisen, den wir huldigen, den wir unsere Empfindungen der Dankbarkeit, der Anbetung widmen, in die wir unsre Leiden und Wünsche und Bitten ergiefsen. Der unsichtbare Urgeist ist es allein, dem jene gebühren, der diese hören und erfüllen kann.

Das fafst auch die ungebildetefte Vernunft, so wie sie fafst, dafs der Allgegenwärtige nicht in einen Tempel eingekerkert werden kann. (14) Aber wenn die Begränztheit des menschlichen Geistes und der menschlichen Empfindung sich in dem unermefslichen Ozean des für sie zu grofsen Gottes verlieren würde, wenn sie also selbst zu dem Leben ihrer Ge-

fühle Schranken fordert, wenn sie durchaus eingeschränkt, geheftet seyn will und muſs, so ist es die Pflicht der mythologischen Gesetz-Gebung, ihr einen solchen Spiel-Raum anzuweisen, der ihre Ideen mindstens nicht verkrüppelt, oder schändet, der ihren Flug mindstens nicht lähmt.

„Der Urgeist, der Allschaffer, Allerhalter, ist unsichtbar, unfaſsbar, sein Wesen unergründbar; der Begriff seines Wesens darf also durch keine herabwürdigende beleidigende Darstellung verwirrt und erniedriget werden. Aber, so wie Licht, Glanz und Glorie das vollkommenste unter dem sichtbaren ist, so ist Er das vollkommenste unter den unsichtbaren; indem ihr also diesem Bilde euch mit Ehrfurcht naht, ehrt ihr Ihn! und nur Ihn!“ — So wird der Weise, so der Gesetz-Geber zu

dem Menschen sprechen; wird dann die Menschheit unbesorgt zu den Füßen dieses Bildes, der Gottheit huldigen sehen, und es der Empfindung und dem Grade der Geistes-Kultur des einzelnen Menschen überlassen, ihm mit der Fülle der Empfindung eines Pope, Thomson ° und Vanini, °° oder mit dem einfachen Stammlen: Vater! zu huldigen.

° Wem sollte wohl Popes universal Prayer: Father of all! in every age, in every Clime ador'd &c. und Thomsons erhabne Hymne: These as they change, almigthy Father &c. unbekannt seyn?

°° Vanini's, — des als Götter-Läugner zum Flammen-Tode verdammten!!! — Ode an Gott, ist ein Meisterstück der Geistes-Kraft und Empfindung.

Die Würkung dieser Huldigung wird und muſs dann ſtets von dem Grade der Herzens-Reinheit abhangen.

29.

Welt-Schöpfung.

Wie? dieses uns sichtbare Welt-Gebäude entstanden sey, — dieſs ist eigentlich kein wesentliches Dogma der Mythologie. Die Ueberzeugung vom Daseyn des Urgeists setzt an sich voraus, daſs er es ist, der sie ins Leben rief. Der Zusammenhang dieser Idee mit der des Daseyns der Gottheit hat allen Nazionen ihre eigenen Kosmogonieen gegeben, die sie nachher in die Mythologie aufnahmen, und die mindstens in Absicht der durch die Erfahrung bestätigten dunklen Erinnerung groſser Umwälzungen mit einander übereinstimmen.

Die neueren physikalischen Erforschungen über das Wesen dieses Welt-Gebäu-

des, sein Alter und seine Umwälzungen haben an sich der mosaischen Schöpfungs-Geschichte, eine andre Ansicht gegeben, — wenn auch nicht Geschicht-Forschung und Hermenevtik deren historischen Glauben bereits gewürdigt hätten. [a]

Dem Weisen, dem, der im Rathe der mythologischen Gesetz-Gebung sitzt oder sitzen darf, ist wohl in religiöser Ansicht das Alter des Welt-Körpers und seine Entstehungs-Art gleichgültig. Die ganze Sache ist eigentlich der Mythologie fremd.

---

[a] Dass Moses einen Theil seiner Schöpfungs-Geschichte aus den chaldäischen Jahrbüchern entlehnt habe, wovon uns Berosus einzelne Fragmente aufbehielt, scheint auf einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gebracht.

Wenn man aber glaubt, dafs die Menschheit ein so wesentliches Interesse dabey habe, ihre Stamm-Tafel so weit als möglich bis zum Ursprung zu verfolgen und ihre Ahnen kennen zu lernen, so ist es in einer Materie, wo die Gottheit die fortschreitende Dunkelheit der grauen Entfernung weder verhütet hat, noch um allgemeiner Menschen-Glückseligkeit willen, zu verhüten nöthig hatte, so ist es in einer solchen Materie, wohl gleichgültig, welcher Täuschung sich das Volk überläfst, wenn sie nur weder die Wurzeln der Moralität berührt, noch den menschlichen Geist lähmt, oder empört. Aber gerade an diesen wichtigen Vorbedingungen schien es bisher in den meisten Mythologieen zu fehlen.

Die Geschichte der neuesten Völker zeigt uns gleichförmige noch unverwischte Spuren einer allgemeinen und

gigantischen Revoluzion des Welt-Systems, mindstens unsers Erd-Körpers; allenthalben blasse Züge, dunkle Erinnerungen einer allgemeinen Ueberschwemmung. Aber gerade diese Erinnerungen scheinen auch das älteste Monument der Tradizion, der Markstein der Vergangenheit zu seyn. Die Geschichte der Vorzeit blieb der Imagination.

Ihr lag die Geschichte des Ursprungs des Menschen am nächsten; sie war also auch der Thätigkeits-Zweck ihrer ersten Kindheit, und hat jenen leeren Raum, wie gewöhnlich, mit Frazzen und Abentheuerlichkeiten ausgefüllt.

Nicht viel mehr als Frazze ist die Fabel des Deukalion und der Pyrrha. Im Chaos kamen die heydnischen und christlichen Mythologieen überein, und mussten wohl übereinkommen. Schön, wahr

und natürlich sind dagegen die Haupt-Züge der mosaischen Allegorie von der Schöpfung, vorzüglich von Adam und Eva, dem Stande der Unschuld, und dem Paradiese.

Wären sie nur auch durchaus edel, warm und rein!

Eine kindische, des erhabenen Begriffs der Gottheit durchaus unwürdige Verirrung des Dichters ist es, wenn er die Schöpfung ausädert, und, das Geschäft eines Gottes in Tagwerke, gleich der Arbeit eines Löhners vertheilend, jedem Tage seine Arbeit zumisst. Der Wink eines Gottes reichte hin, Welten zu schaffen, wie zu stürzen.

Kaum dass uns die majestätische Darstellung der Erschaffung des Tags (Gott sprach: es werde Licht, und es ward Licht) mit jener durchaus läp-

pischen Ausspinnung der Tagwerke versöhnen kann.

Kalt läfst dieser Theil der Allegorie unser Herz. — Warum diese Schöpfung? Wozu das Entstehen neuer Welten? Davon spricht sie kein Wort. Wie schön, wie so rein, harmonisch und unmittelbar zu den seligsten und innigsten Empfindungen sprechend, hat diefs Einer unsrer gröfsten teutschen Dichter ergänzt:

Freundlos — (sagt er) war der grofse Welten-Meister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Seel'ge Spiegel seiner Seligkeit!

Anmuthig, passend und voll Wahrheit und Natur sind dagegen die Haupt-Züge des Gemähldes der ersten Eltern, ihres Unschuld-Stands und des Paradieses.

Schön und erhaben die Idee: dafs Gott den Menschen als sein Bild schuf, ihm dem Stempel seiner Bestimmung zur Veredlung, zum Hinaufklimmen zur Vollkommenheit, zur Vereinigung mit dem Vollkommensten, aufdrückte. Dichterisch schön und warm das Bild: dafs er durch seinen Hauch ihn belebte, ihm den Funken der Gottheit einblies; mit Weisheit gewählt, um die göttliche Abstammung des unsterblichen Geistes und die hohe Abkunft der Menschen-Seele, also ihre Würde, würdig zu versinnlichen.

Aber empörend und widrig dagegen die Idee von Evas Abstammung aus der Rippe Adams. * Wahrscheinlich wollte

* Man erinnere sich der indischen Göttin Shali, die im Schöpfungs-Akt aus der Seite des Gottes Ishvara

der Dichter die innige Unzertrennbarkeit der beyden Wesen verschiedener Gattung, die Abhängigkeit des Schwächern bezeichnen, aber er wählte matte Farben.

Wie viel anmuthiger wird die zusammengeschmolzene Fabel des Prometheus und Pygmalion! Wie schön versinnlicht sie des Menschen allmächtiges Bedürfnis der Liebe, dieser Zauber-Mutter alles Grofsen und Schönen! Hätte der Dichter durch die unwiderstehliche Sehnsucht nach Liebe, der Gottheit die Erschaffung des Weibes gleichsam abdringen und dieses Ideal höchster menschlicher Schönheit von ihm beseelen lassen, wie viel wahrer, wie weit will-

sprang. Gramatica sanscridanicia p. 25. bey Flügge a. a. O.

willkommener wäre diese Allegorie unsrer Empfindung geworden!

Reizend und zugleich philosophisch richtig ist dagegen das Gemählde des Stands der Unschuld, in den die mosaische Dichtung die ersten Menschen versetzt. Schön und herzerhebend die Idee: dafs der Mensch rein aus dem Schoofse der Gottheit stieg, dafs er also nur zu seinem ersten ursprünglichen Zustand zurückkehrt, indem er sich veredelt; dafs er nur das Gewand der Leidenschaften und Schwächen abstreifen darf, um in seiner ursprünglichen, nach dem Bilde der Gottheit geschaffenen, also edlen und göttlichen Nacktheit, emporzusteigen.

Lachend und Geist und Herz zugleich befriedigend ist die ganze, mit keuscher Phantasey ausgeführte Schilderung des ersten Zustands der Menschen,

ihres Paradieses ; so wie die der Griechen von dem goldenen Zeit-Alter Saturns, wo ewiger Friede herrschte, die Erde freywillig ihre Schätze darbot, wo man Verbrechen, Krankheit und Verwesung nicht kannte, und Traulichkeit und Liebe alle Wesen in Einen blühenden Kranz band.

Gerade diese Reinheit und Wahrheit der Idee bot also, ohne eine neue Schöpfung der Imaginazion, den gröfsten Dichtern der Christen, einem Milton, einem Dryden, so leichten Stoff zu den entzückendsten Gemählden und Situazionen. *

* Man sehe unter andern die bezaubernden Gemählde von Adams und Evens erster Zusammenkunft und erstem Erwachen in Miltons Verl.

Aber mit dieser Schilderung schien auch die Einbildungs-Kraft des Dichters erschöpft. Die Darstellung des Falls der ersten Eltern, die Erscheinung der Schlange, der Genuſs der verbotenen Frucht, u. s. w. verfallen von neuem in das Kindische und Abentheuerliche, und bezeichnen die Armuth des Dichters, der zu so kleinlichen Maschinerien, zu so grotesken Spucken seine Zuflucht nehmen muſste, um sein Gemählde zu vollenden. Leicht und ungezwungen hätte ihm die Psychologie dazu wahre und natürliche Farben geboten. Hätte er die ersten Menschen, getrieben von dem Ur-Bestandtheile der menschlichen Seele, jener ewigen Unruhe, welche, so wie sie hier den Menschen aufwärts

---

Paradies im 4ten und 5ten Gesang.

treibt, dort hingegen selbstdauerndes gleichförmiges Glück nicht zu ertragen vermag, gefoltert von diesem ewigen Haschen und Ringen nach Neuem und Unbekannten, hätte er sie aus Neugierde — dem nämlichen Hebel, den doch auch er angewendet hat — über die Gränzen ihres Elysiums hinausschweifen und dann durch diese Bekanntschaft mit zwar minder schätzbaren, minder ringenswerthen Gegenständen, durch das Gefühl ihrer Verirrung und ihres verminderten Adels — als dem wahren Engel mit dem Flammen-Schwerdte — sich selbst den Rücktritt in ihr Paradies verschliefsen lassen — dann hätte er vielleicht ein reines, philosophisches, vollendetes Gemählde geliefert.

So sollte denn auch die christliche Mythologie die Schöpfungs-Geschichte und ihre nächsten Folgen,

nach der Grundlage der mosaischen Geschichte, darstellen; alles Empfindung oder Vernunft empörende, läppische und widrige aber daraus verbannen.

30.

Ewigkeit.

Die Idee des Daseyns der Gottheit hatte die Ewigkeit des Vergangenen und der Zukunft, den Mangel des Anfangs und des Endes, zur nothwendigen Folge.

Ein Wesen, wie dieses, mufste ſtets exiſtirt haben, konnte nie aufhören zu seyn. Und so hat Empfindung die menschliche Vernunft im eigentlichſten Verſtande mit einem Begriffe versöhnt, für den diese keine Fassungs-Kraft besitzt.

Alles was die sinnliche Vorſtellung berührt, durch die wir unsre Begriffe erhalten, alles altert und welkt. Ewi-

gen Wechsel, ewiger Reihentanz in der ganzen Schöpfung um uns her und in uns selbst; ewiger Anblick, ewiges Bewufstseyn, ewiges Gefühl der Zerstörung.

Woher also dieser Laut von Ewigkeit des Ganzen? Diese allgemeine Stimme für diese Ewigkeit?

Zeit und Maas sind die allgemeine Gränzen unsrer Begriffe. Ewigkeit die Stimme unsrer Empfindung.

Dieſs Gefühl ist es, das Haller in seinem vortreflichen Fragment über die Ewigkeit mit Meisterhand zeichnet. *

* Unendlichkeit, wer misset dich? —

Auch nur Gefühl ist es, was wir für die Ueberzeugung der Ewigkeit in

Die schnellen Schwingen der Gedanken,
Wogegen Zeit und Schall und Wind,
Und selbst des Lichtes Flügel langsam sind,
Ermüden über dir und hoffen keine Schranken!

Ich häufe ungeheure Zahlen, Gebürge Millionen auf,
Ich wälze Zeit auf Zeit, und Welt mit Welt zu Hauf,
Und wann ich von der fürchterlichen Höhe
Mit Schwindeln wieder nach dir sehe,

uns besitzen. Die Dunkelheit, welche die Revoluzionen des Welt-Körpers nothwendig über seine Geschichte verbreiten, die Zerstörung der Denkmahle, die sie hervorbringen mußte, scheint dieses Gefühl bey unsrer Vernunft gerechtfertigt zu haben. — Und wenn jenes sich rastlos gegen den Stillstand dieser am Markſteine der Zeit, empört, so scheint gerade diese Empörung jene unerklärbare Ahndung, jenen Genius höherer unentwikkelter Kraft hervorzurufen und zu

---

Ist alle Macht der Zahl, vermehrt mit Tausendmalen,
Noch nicht ein Theil von dir!
Ich tilge sie: und du liegst ganz vor mir! —

beleben, den wir als den Bürgen endloser Dauer des Ganzen betrachten.

31.

Unsterblichkeit. Auferstehung.

Mit ihm steht die Ahndung und Hoffnung der endlosen Fortdauer unsers eignen Wesens in inniger Verbindung. Sie ist die Tochter der Ewigkeit, ausgeflossen aus dem Begriffe der Gottheit, ausgebildet durch die Moralität.

So reichen sich die Ideen des höchsten All-Schöpfers und Erhalters, der Ewigkeit und der Unsterblichkeit traulich die Hand.

Aus dem Begriff von Gott ergoss sich der Begriff von Tugend, aus ihm die Idee des Gefühls der Unsterblich-

keit. * Sie allein kann — wie Young mit so vieler Wahrheit und Innigkeit sich ausdrückt — sie allein kann das dunkelste aller Räzel lösen, das Räzel jener allgemeinen Hoffnung aller Zeiten und Völker, ** jener steten Sättigung im Besitz, jenes rastlosen Fortstrebens im Schoosse des Glücks. *** Zu

* Nescio — sagt Cicero — quomodo inhaeret in mentibus quasi saeculorum quoddam augurium futurorum u. s. w.

** His immortality alone can solue
that darkest of aenigmas, human Hope,
of all the darkest, if a Death we die.

*** Hope turns us v'erto
Death alone for Ease,
Possession, why, more tasteless than Pursuit?

ihrem Bürgen gab uns die Gottheit das höchste ihrer Geschenke: Selbstbewufstseyn.*

Wenn also auch die Menschheit der Philosophie die metaphysischen Beweise dieser Grund-Base der Religion, für ihre einzelne Glieder, verdanken mufs, so stand sie selbst doch gewifs im ganzen

---

* Von Jahr zu Jahr wandelt die Hülle sich —
Staub mit dem Staube wechselt und wechselt stets.
Und doch, im Wandeln meiner Hülle,
Stehst du mir fest, wie im Sturm die Eiche!

Heydenreich, (einer der ersten, aber bey weiten nicht genug erkannten Dichter unsrer Nazion.)

zen für die Menschheit zu feſt, um irgend eine Erschütterung zu fürchten, irgend einer Stütze zu bedürfen.

Einig und allgemein war also ſtets das Gefühl der Menschheit für die ewige Fortdauer, für Unſterblichkeit. Einig also über das Haupt-Dogma der allgemeinen Religion. Verschieden also nur die Darſtellung der Art der Fortdauer; also die mythologische Vorſtellung. Der mythologische Gesetz-Geber darf der Würkung dieser Vorſtellungs-Art auf den Zuſtand der geselligen Menschheit * keinen weitern Würkungs-Krais geſtatten, als reine Metaphysik ihm erlaubt. Vernachläſsigt er

* Montesquieu in seinem unſterblichen Werke de l'Esprit de lois, T. II. hat sie zum Theil entwickelt.

diese Gränz-Linie, so wird er die Philosophie empören, und sie wird früh oder spät seine Schöpfung vernichten.

32.

Das Syſtem der Fortdauer im allgemeinen, läſst der Imaginazion den weiteſten Spiel-Raum. Wenn aber diese in ihrem gränzenlosen Gebiete sich selbſt von dem Wesen der Wahrheit verliert, so kann sie, so muſs sie auf Abentheuerlichkeiten fallen.

Solch ein Auswuchs war das pythagoräische Syſtem, das der Prä-Exiſtenz, der Metempsikose oder Seelen-Wanderung, der mahomedanische Glaube von einem fortdauernden Leben im Grabe u. s. w.

In einem Gebiete, wo die Vernunft nur eine verneinende Stimme hat, war es leicht, solche Hypothesen zu schaffen und ihnen momentanen Glauben zu erwerben, aber unmöglich sie

gegen

gegen die gebildete Vernunft zu behaupten.

Von dieser Verirrung ist also die gebildete Imaginazion zu der allgemeinen Idee der Fortdauer zurückgekehrt; aber dieser abstrakte metaphysische Begriff konnte der Menschheit nicht genügen. Begünstigt von der so natürlichen Anhänglichkeit des Menschen an sein ganzes, volles, jetziges, Selbst, ist sie, obwohl später, auf ein andres eben so abentheuerliches System, auf die Fortdauer des ganzen, also auch animalischen Menschen verfallen, hat die Zukunft im buchstäblichen Sinne als Fortsetzung der Gegenwart behandelt. °

Um-

° S. Herders Abhandlung über Auferstehung, als Glauben, Geschichte und Lehre.

Umsonst drängte die Vernunft der Menschheit das empörende, ungereimte und unwahrscheinliche eines solchen Systems auf; umsonst rief sie ihr zu: dafs eine Organisazion, die nach ihren Bestandtheilen schlechterdings ephemerisch und vergänglich seyn mufs, mit ewiger Fortdauer unvereinbar sey, dafs diese animalische Organisazion mit der höhern Stufe des Fortschritts durchaus nicht verbunden werden könne, weil sie Bedürfnisse, Schwächen und Unvollkommenheiten voraussetze, mit denen gerade diese höhere Stufe nicht denkbar ist; dafs Unsterblichkeit schlechterdings nur das Diplom des Geistes, nicht des Thiers, seyn könne!

Die Mythologie eines dunklen Zeit-Alters hatte jene Ideen adoptirt, und die christliche mythologische Gesetz-Gebung glaubte sie nicht entbehren zu können, durchaus auf diese allmäch-

tige Vorliebe des Menschen für sein ganzes Selbst die Religion stützen zu müssen. Sie hielt dieſs Gefühl für ſtark genug, den Forderungen der gebildeten Vernunft, selbſt auf deren höchſter Stufe, Trotz zu bieten.

Die Mythologie-Stifter hatten allerdings hiebey die Kraft des menschlichen Geiſtes nicht richtig berechnet, den Fortschritt der menschlichen Kenntnisse in allen die menschliche Organisazion ergründenden Wissenschaften, vorzüglich der Metaphysik und Physiologie nicht gefunden, hatten die auffallende Inkonsequenz eines sölchen Syſtems, den klaren Widerspruch der Fortdauer einer solchen Organisazion, solcher Begattungs- Genuſs- Verdauungs- Ausleerungs- und andrer Werkzeuge mit einer Engel-Stufe, unter dem myſtischen, aber hienieden keiner deutlichen und klaren Beschreibung fähigen Aus-

druck der Verklärung zu schützen, vermeynt; aber die furchtbare Gefahr nicht geahndet, dafs das frühe oder späte, aber ſtets unausbleibliche Erwachen der Vernunft, über die Absurdität eines solchen Mythos die ganze Lehre der Fortdauer selbſt, und mithin Religion und Menschen-Glückseligkeit erschüttern könne.

War die Menschheit so tief gesunken, dafs man die Religion durchaus auf keine andre als diese abentheuerliche und sinnlose Basen gründen? ohne eine so widersinnige mythologische Hülle dem Dogma der Fortdauer unsers Wesens keine Haltbarkeit versichern konnte? —

War dieses Ur-Gefühl für das Streben nach Fortdauer, das in den Träumen und Handlungen der älteſten Nazionen lebt und athmet, die Pyrami-

den Egyptens u. s. w. schuf, war es nicht mächtig genug, auch ohne eine die menschliche Vernunft empörende Hülle, den reinsten, erhabensten und beglückendsten Glauben, die Christes-Religion zu stützen? — Das ist die Frage!

Dieser erbärmlichen Krücken scheint nur eine kränkliche, von einer siechen, oder verirrten Imaginazion erzeugte Religionslose Mythologie, nicht der gesunde, starke und reine Glaube der Christus-Religion zu bedürfen.

Gerettet ist auf jeden Fall auch die Unsterblichkeit unsers Körpers. Nichts, und also auch er wird nicht vernichtet, nur seine Form wandelt; aber wandelt schon hier, und sichtbar, hört nicht auf zu leben, lebt unter unsern Augen, in andern Formen fort. Wie soll die nach den ewigen Gesetzen der Gottheit

verwandelte wieder erscheinen können ?

Fortdauer, Unsterblichkeit der Denk-Kraft, des Bewufstseyns, des Geists, das ists, was unsre Seele ahndet und innig fühlt. Das ists, wovon alles in der Natur laut zu uns spricht.

Mehr als diese Fortdauer bedarf der Mensch zu seiner Glückseligkeit auf einer höhern Stufe, nicht. Aber auferstehen mit der nämlichen, für eine ganz andre, für eine halb thierische Existenz geschaffenen, nur in ihr brauchbaren Organisazion, auferstehen als Engel mit thierischen Werkzeugen, mit einer thierischen Hülle — das ist Widerspruch und Nicht-Sinn.

Allerdings scheint es, dafs Geister verkörpert, also in irgend eine Gestalt gegossen werden müssen, wenn sie für

den Menschen Etwas seyn sollen; allerdings scheint es Wahrheit: dafs wir — wie Herder so schön gezeigt hat — der Antropomorphismen (bildlicher Vorstellungen nach Menschenweise) in der Mythologie durchaus nicht entbehren können; dafs die üppigste Einbildungs-Kraft eine schönere, edlere Form, als die menschliche nicht hervorbringen kann; allerdings Wahrheit, dafs wir selbst Götter und Halb-Götter und Geister vermenschlichen müssen, um das Band zwischen ihnen und uns zusammen zuziehen.

Allerdings ist die innige Liebe, mit welcher der Mensch an seinem ganzen Wesen und dessen Form hangt, ein mächtiger und wichtiger Beweg-Grund für den Mythologen, sich seiner als Reiz zur Religion zu bedienen. Allerdings würde die Idee, unsern Geist in irgend eine andre Form gegossen zu

sehen, uns empören und die beglükkende Hoffnung der Fortdauer vergiften, weil unsre Sinne uns keine edlere und anmuthigere Form darstellen; also auch unserm Geist keine andre darbieten können.

Aber, wenn auch die Mythologie, — in einer Region, in der es keinen andern Wegweiser giebt, als Ahndungen, Hoffnungen, Träume und Wahrscheinlichkeiten, — wenn die menschliche Imaginazion an irgend einen Stand-Punkt zur Beruhigung des Volks sich heften müssen, so lafst uns mindstens das unmögliche, das widersprechende, das abentheuerliche und ungereimte ausmerzen.

Für den gebildeten Menschen ist die Gewifsheit hinreichend: dafs sein Bewufstseyn fortdauert, dafs sein Wesen im Adel wächst, dafs seine freye

Seele die Fesseln ablegt, diese drückende, ihre Schwung-Kraft lähmende, morsche und hinfällige Hülle abstreift; dass er in Kenntnissen fortschreitet, dass der Kampf der Leidenschaften aufhört, der Tumult der Sinne sich in ewigen Frieden auflöst. Ruhig überlässt er es also dem allmächtigen Gesetze des Universums, auf welche Weise, durch welche Mittel sein Geist fortfahren wird, zu leben, d. h. zu würken.

Aber für den Rest der Menschheit reicht dies zu ihrer Ruhe allerdings nicht hin. Sie hat für Würkung ohne solche Organe, für abgesondertes Würken nach Trennung des innigen Körper- und Seelen-Bands keinen Sinn. Ihr muss also die Mythologie zu Hülfe kommen. Wenn aber die Menschheit rings um sich die körperliche Form zerstören und verschwinden sieht, so kann man ihr den Glauben an deren Wiederher-

vorbringung, also offenbar die Wiedererschaffung der nämlichen Form nicht anders, als unter dem Schutze jenes allmächtigen Triebs nach Fortdauer, einflöfsen, d. h. sie in eine Betäubung der Vernunft wiegen, die früh oder spät enden mufs, und mit Verzweiflung enden mufs.

Warum bietet man den ungebildeten Menschen nicht eine sichre Stütze, die ihren Ur-Trieben anpafst, ihre Wünsche und Hoffnungen ftillt, ohne der Vernunft Gewalt anzuthun? — Der unbeftimmte und unerklärte Ausdruck der Verklärung wird sie nicht auf ewig in Schlummer wiegen, nicht alle Zweifel, alles Nachdenken auf ewig hemmen.

Man verbinde vor allen einen feften Begriff mit dem Ausdruck Verklärung; man beftimme deutlich, was

man unter dem mythologischen Satze verſteht: daſs wir in verklärten Körpern fortdauern werden, was man, ohne in Ungereimtheiten zu fallen, darunter verſtehen kann?

Montesquieu hat Recht, wenn er behauptet, eine Religion, (soll heissen eine mythologische Gesetz-Gebung) müsse nicht blos Dogmen feſtsetzen, sondern sie auch praktisch auf das Wohl der Gesellschaft anwenden. (diriger) * Aber er hat Unrecht, wenn er glaubt, daſs dieſs bey der chriſtlichen mythologischen Lehre von der Auferſtehung, geschehen sey.

Nachdem er vorher von den Folgen jener Dogmen bey den Japonesern, den

* Espr. des loix, T. III. Liv. XXIV. Ch. 19. p. 256.

Hindus und andern Völkerschaften gesprochen hat, fährt er fort: Die Idee einer blofsen Veränderung des Wohnplatzes sey unsrer Fassungs-Kraft näher, unserm Herzen willkommener, als die einer neuen Modifikazion.

Dieſs iſt allerdings psychologisch wahr, wenn vom Volks-Glauben, und vom Glauben eines Volks die Rede iſt, das auf einer niedern Kultur-Stufe ſteht.

Aber bey einem mythologischen Syſtem darf nicht einzig dasjenige berechnet seyn, was den Sinnen, den Leidenschaften und der Vorſtellungs-Art des gewöhnlichen Menschen für den Augenblick schmeichelt. Mythologisches Syſtem muſs mindſtens möglich seyn, mindſtens keine Widersprüche darbieten, mindſtens nicht unwahr-

scheinlich seyn, wenn es Glauben hervorbringen soll. Denn Wahrheit ist ohnehin hier unmöglich.

33.

Gegen das alles hat die Mythologie durch das myſtiſche Wort Verklärung ſich zu verſchanzen gesucht. Wenn die erwachte Vernunft die Widersprüche einer fleiſchlichen und körperlichen Auferſtehung entdeckt, so soll dieser geheimnisvolle Talismann sie zur Ruhe lullen.

Wahr iſts, der Zauber der Worte iſt ein groſser Hebel in jeder, und also auch in der mythologischen Gesetz-Gebung; wahr iſts, der Mensch kann so leicht bewogen werden, Worte für Begriffe zu nehmen, oder vielmehr Begriffe zu entbehren, an Worten behaglich zu saugen, um damit seine Ruhe auszuflicken. Und um Ruhe iſt's denn doch eigentlich bey dieser mythologi-

schen Täuschung einzig zu thun. Zugegeben also die Nothwendigkeit, mithin auch Rechtmäfsigkeit der Täuschung über diese Materie, so lafst uns mindstens Farben dazu nehmen, die nicht jeder Sonnen-Strahl der Vernunft erbleicht, die nicht bey der leiseften Berührung abfallen.

Zugegeben, dafs wir der Anthropomorphie nicht entbehren können, lafst uns für die verklärte Hülle des unsterblichen Geists die menschliche Form beybehalten; d. h. ihre Haupt-Umrisse; jene leichte Kontouren, wie sie die Dichter Elysiums hinter einem Flore darstellen. Lafst uns die Palingenisie der Pflanzen in das mythologische System übertragen, und diese Natur-Erscheinung mit der Kraft und Würkung, welche alles, was sinnliche Vorstellung an Ueberzeugungs-Stoffe darbietet, auf verklärte Auferstehung anwenden.

Und würklich, wenn diese Idee ein Traum ist, so ist es doch ein reizender und anmuthiger, so ist es doch ein wahrscheinlicher Traum. *

Wahr-

* Schön, treflich, sagt Friedrich, einer unsrer besren Dichter, in des Sehers Aliba Situazion bey Zoroasters Grabe:

Ich wähle Glauben, — doch den blinden nicht,
Der mit verbundnen Augen sklavisch sich
Von Irrthum, List und Herrschsucht leiten läßt,
Nein! den der sich an der Wahrscheinlichkeit
Trostvollen Busen schmiegt, der seinem Arm
Der schönern Gewißheit, hier, im Thal
Des Zweifels und des Irrthums, spröd entflieht!

Wahrscheinlich, denn allerdings müssen wir, wenn die Lehre der Unsterblichkeit nicht selbst scheitern soll, den Stempel der Selbstheit, der Individualität mit in die nächste Stufe unsers Daseyns übertragen. Dieses hier existirende Wesen muss dort fortdauern, oder es giebt wohl einen allgemeinen Reihen-Tanz aller Wesen des Universums, aber keine Unsterblichkeit des einzelnen.

Für eine Geistes-Individualität haben wir freylich keinen Sinn und können ihn nicht haben. Aber doch zeigt uns das Auge die Möglichkeit eines sinnlichen Abdrucks des Geists. * Diese unaussprechliche Glorie, deren der Blick fähig

* Psyche S. 57.

hig ist, dieser Zauber der Sympathie, diese im Moment entzündende Flamme, die er enthält, wer kennt sie nicht? und wer mag sie aus der Anatomie des Organs erklären?

Es giebt also einen Glanz, eine Glorie, die karakterisirt, absondert und unterscheidet, und sie möcht' ich das Verklärungs-Mittel der menschlichen Form nennen, die dort uns erwartet.

Hinweg also aus einer reinen Mythologie diese Auferstehung im Fleisch, dieses körperliche Fortdauern des Thiers, das die Würde der Seele schändet, die Vernunft empört und zum Materialismus führt.

Aus den biblischen Büchern möchte sich jene Fikzion schwer vertheidigen lassen. Die reine Exegese hat nun fest-

geſtellt, daſs das anerkannte bildliche ihrer Darſtellungen so selten buchſtäbliche Erklärung erlaube; am wenigſten also da, wo die Vernunft widerſpricht.

34.

Zuſtand nach dem Tode.

Ganz unzusammenhangend mit jener körperlichen Auferſtehung iſt die chriſtliche mythologische Darſtellung des Zuſtandes nach dem Tode. Indem sie dort unsre thierische Fortdauer feſtzusetzen scheint, weiſst sie, und zwar beynah unter allen Mythologieen sie allein, diesen animalischen Engeln, einen ganz geiſtigen Wohnplatz, geiſtigen Genuſs, geiſtige Freuden an, und versetzt sie also völlig ausser ihr Element.

Natürlich hatte unter allen mythologischen Dogmen, nach der Unſterblichkeit, keines mehr Interesse für den Menschen, als die Kenntnis seines Zuſtands nach

dem Tode. Lohn der Tugend, Strafe des Lasters war eine unmittelbare Folge der Erkenntnis der schaffenden Gottheit, als eines vollkommenen, mithin gerechten Wesens. Diese Lehre also, bey allen Völkerschaften, die Grund-Säule der Religion. Unter allen wird kaum eine der roheſten aufzuweisen seyn, welche mit dem Begriffe der Gottheit nicht Unſterblichkeit und mit dieser nicht Unterschied der Lage nach der moralischen Handlungsweise des Menschen, verbunden hätte; obwohl, wegen der geringen Ausbildung der Moral, gröſstentheils, wie selbſt bey den Griechen, nur sehr unvollkommen. *

* So reizend die griechischen Bilder des für die Auserkohrnen, für die Lieblinge der Götter ausschliefsend beſtimmten Elysiums sind, so schaal hingegen die Homerische

Dieser Unterschied ist also ein wesentlicher Theil der Religion. Der Mythologie gehört nur die Bezeichnung der Gattung dieses Lohns, dieser Strafe an. *

Vorstellung von dem automatischen Zustande der Todten im Hades, einem räzelhaften Schweben zwischen Seyn und Nichtseyn.

* Den mehr als in irgend einem andern Theile der Mythologie grosen Einfluss des Klima und der Sitten auf die Verschiedenheit der Darstellungen des Zustandes nach dem Tode hat neuerlich Flügge (in der Geschichte des Glaubens an die Unsterblichkeit) schön und richtig entwickelt.

35.

Elysium. Paradies.

Die bildliche Darstellung des belohnenden Zustands trug natürlich, als ein Geschäft der Imaginazion, bey allen Völkern das Gepräge ihrer Kultur, ihrer Sitten, ihres Klimas, ihres Nazional-Karakters, ihrer Ansichten, Neigungen, Leidenschaften, Temperamente und Beschäftigung.

Der Religion konnte die Art dieser bildlichen Darstellung gleichgültig seyn, wenn sie von einer reinen Phantasie erzeugt war, und nicht in das zarte Gewebe der Moralität eingriff. — In diesem Gesichts-Punkt ist es aber auch der Religion wichtig, dafs das Bild durch nichts befleckt werde, was den

Adel der Gefühle schändet, die Verirrungen der Sinne begünstigt, oder unedle Leidenschaften entflammt.

Es ist vielmehr wichtig, dafs dieses Bild ein Hebel der Moralität werde, dafs der Mensch durch Veredlung seiner Gefühle zu der Sehnsucht nach reinen Freuden entflammt, durch sie zu diesen reinen Freuden vorbereitet, über den Krais der Sinnen-Herrschaft hinaufgewunden, in eine höhere und erhabnere Laufbahn eingeweyht und an der Tugend sanfter Hand zur Engels-Sprosse gehoben werde.

Nur die Hoffnung, nur der Trieb, für höheren, edleren Genufs empfänglich zu werden, kann den Menschen hier dringen, seinen Geist zu bilden, seine Seele schon hienieden zu verklären und von den Schlacken der Sinnlichkeit zu reinigen.

Der Mahomedaner, dem sein Koran im Paradiese Flüsse von Wein, Milch, Honig und May-Main, (reinem angenehmen Wasser) ewige Indolenz und Houris mit glänzenden Augen, verspricht, bedarf wahrlich keiner Veredlung, um dieses Genusses fähig zu werden. Seine Religions-Uebung muss sich also nur auf das Erklimmen der Stufe einschränken, die zum Paradiese führt.

Das Nireupan der Siameser versprach als höchste Stufe des Glücks: gänzliche Fühllosigkeit; einen Zustand, wo die Seele nichts mehr begehrt und empfindet; lähmte also alle Schnell-Kraft der Seele. Gleichen Zustand der gänzlichen Apathie versprach das System des Foo.

Näher dem Zwecke des Menschen-Daseyns, näher dem Geist der Religion, sind die Bilder der Philosophie gekommen.

Sie hat hier der griechischen Mythologie lachende und kosende, also wahrscheinliche Bilder eingehaucht; sie hat den Lethe gedichtet, aus dessen Wellen die seligen Schatten Vergessenheit ihrer irdischen Leidenschaften schlürften; sie das Elysium, wo die Seligen mit Rosen und Myrthen bekränzt in ewiger Traulichkeit wandelten. *

In dem Heiligthume der eleusinischen Geheimnisse lag freylich die Wahrheit niedergelegt, dafs die menschliche Weisheit über die Art der Belohnung der Tugend, über die Wohnplätze der Seligen nichts wisse. Aber

* Die Natur selbst bot ihr in dem milden Klima Gräziens und Italiens die Vorstellungen zu ihren Bildern, s. Stollbergs Reise, I. B. S. 323. folg. Flügge a. a. O. S. 112. folg.

diese Wahrheit verwahrten auch die Epopten als ein Geheimnis. Sie wufsten wohl, dem Weisen genüge die Ueberzeugung:

> Dafs der Tugendhafte ewig unter göttlicher Obhut ſtehen werde; dafs sie in jenem wie in diesem Leben über ihm walte, und dafs seine wahre Glückseligkeit in der Schönheit und Vollkommenheit seines Geiſtes beſtehe. *

Diesem Ideal der Philosophie scheint sich die chriſtliche Mythologie, aber freylich mit einer weit gröfsern Ausbildung des moralischen Theils, genähert zu haben. Sie verspricht uns Ruhe, Entfernung alles Schmerzes zur negativen

* Sokrates im Phädon, 3tes Gespr.

Glückseligkeit, und zur positiven: Verklärung unsers Wesens, Anschauen Gottes.

Diese Ideen sind aber offenbar für das Volk zu metaphysisch, zu abstrakt. Die christliche Mythologie, die alles benuzt hat, um die reine einfache Christus-Religion bis zur Entstellung zu verbergen und in Embleme zu hüllen, scheint gerade hier den wichtigsten Hebel zur Beförderung der Moralität vernachläfsigt zu haben; gerade hier, bey dem wichtigsten und interessantesten aller Dogmen, in den dürren Auen der Metaphysik geblieben zu seyn, denen — (die über alle bildliche Darstellung erhabene Wesen ausgenommen) — der empfindende Mensch keinen Tropfen Thau für seine nach Gewifsheit über künftigen Zustand lechzende Seele erpressen kann. Oder welche deutliche und erquickende Idee soll der Mensch, — wie

auch immer sein Temperament, oder Karakter, seine intellektuellen oder moralischen Fähigkeiten seyn mögen, — welche soll er aus den in mystischen Nebel gehüllten Bildern des Anschauens Gottes und seiner Glorie schöpfen? — Ist es wohl möglich, ihn hienieden so ganz zu entkörpern, dafs er Sinn und warmes, wahres, inniges Interesse fasse für eine solche Glückseligkeit?

Es scheint also nothwendig, ihn bis an jenen erhabenen Vorhang, sanft und freundlich, also mit lachendem, humanen, also seinem jetzigen Wesen und dessen Natur angemessenen Bildern zu geleiten; aber mit Bildern, die, indem sie den reinen menschlichen Lieblings-Neigungen schmeicheln, zugleich seinen Geist zur Veredlung spornen, und durch die Wahrheit ihrer Farben, durch die Anmuth ihrer Um-

risse, durch den Stempel wahrer Weisheit fähig sind, auch seinen Glauben zu erringen.

36.

Freylich dürfte es der Moralität eben so nachtheilig seyn, der Menschheit ein sinnliches Paradies zu geben, wie es Dante in der divina Comedia in den lieblichen Versen:

Un aura dolce senza mutamento &c.

oder Homer in der entzückenden Beschreibung der Gärten des Alzinous schildert; aber die Weisheit liegt zwischen diesen Extremen. Die Alten, welche den Wohnplatz der Seligen bald in den Gefilden von Bauli, bald in der Milch-Strafse suchten, * hatten doch

* Cicero im Traum des Szipio.

geheime aus dem Sanktuarium der Epopten ausgegangene Ahndungen von dem richtigen philosophischen Begriffe des Paradieses.

Freylich hat sich die Phantasie in ihren Syſtemen verirrt, indem sie den wesentlichen Beſtandtheil der Unſterblichkeit, das Bewuſstseyn, durch die Schaale der Vergessenheit vernichtete.

Diese Idee entſtand aus der irrigen Vorſtellung, daſs die Erinnerung vergangenen Leids die Vollkommenheit des gegenwärtigen Glücks ſtöre.

Aber iſt es nicht gerade sie, die das gegenwärtige Glück erhöht? oder vielmehr, iſt nicht auch das Gefühl des Glücks relatif? iſt es ohne Bewuſstseyn eines andern Zuſtands denkbar?

Muſste

Mufste der Lethe nicht auch alles Andenken an unsre Tugenden, an das Gute, das wir hienieden gewürkt haben, also den Grund unsrer jetzigen Seligkeit hinwegschwemmen?

„Nein" — ruft Spiegel in dem unsterblichen Gedichte: der Erinnerung zu:

Verlafs, verlafs mich Fremdling nimmer!
Unvergefsne liebe Tröfterin!
Zeichne mitten unter meine Trümmer,
Mir noch manches Tempe hin!
Auch in meiner letzten Waller-Fehde
Sitz an meinem Lager früh und spat,
Und erfülle meines Herzens-Oede,
Mit dem schönsten, was ich that!

Bewufstseyn ist also, mufs also die Basis unsrer Seligkeit seyn; wir müssen hinübertragen in jene höhere

Stufe, das Andenken unsrer Leiden, als den Spiegel unsers jetzigen Glücks, als die Folie des Genusses ewigen thränenlosen Friedens; das Andenken unsrer Tugenden, als die Quelle, aus der wir den Ruhe-Genuſs verdienten Lohns schöpfen; das Andenken unsrer Schwächen und Verirrungen sogar, um uns die Freude des Lächelns zu gewähren, mit dem wir auf unsre Maulwurfs-Laufbahn zurückblicken können!

Nächst ihm ist diese Erhöhung unsers Wesens, dieses Hinaufrücken zu dem Ursprung, dem die Funken seines Daseyns entlockt wurden; diese Annäherung des Geschöpfs an den Schöpfer, dieses Drängen des Geistes an den Ur-Geist, dieses Zücken jener, der allgemeinen Gluth der Liebe und Vollkommenheit entrissenen Flammen zu ihren mütterlichen Ursprung —

ein wesentlicher Bestandtheil der Seligkeit.

Nächst ihm, dieser gänzliche Stillstand des Tumults aller die Ruhe des Tugendhaften hienieden rastlos erschütternden Leidenschaften, dieser allgemeine Friede, diese allgemeine reine und himmlische Liebe, die dort alle Wesen verknüpft; und endlich dieses Zusammentreffen, dieses ausschliefsende Beysammenseyn edler, guter, tugendhafter Menschen, die kein Schicksal mehr trennen, kein Mifsverstand entzweyen kann, die in ewig reinem Einklang Hand in Hand in ihrer Strahlen-Laufbahn wandeln; und endlich dieser nothwendig mit dem Fortrücken verbundene Fortschritt an Kenntnissen über alle selbst hier schon unserm Auge sichtbare, aber dem gefesselten Geiste unerklärbare Wunder des Universums. Wahrlich, ein uner-

schöpfliches Meer von Seligkeiten, für alle edle erschaffene Geister! Wahrlich ein Ozean von Freuden ohne Maas!

Für sie hat jeder im Volke Sinn. Liebe, Ruhe und Gesellschaft guter Menschen ist der allgemeine Wunsch, die allgemeine Ahndung und Hoffnung aller edlen Wesen jedes Kultur-Stands — und nur für edle Wesen ist ja der Himmel Wohn-Platz!

37.

Ausmahlen und so und nach solchen Ideen ausmahlen, sollte also ihren Himmel nicht blos hier und da der einzelne gebildete Priester, sondern die christliche mythologische Gesetz-Gebung; um ihm für die Menschheit höhern Reiz, höheres Interesse zu geben. Welchen deutlichen Begriff kann der ungebildete, der halbgebildete Mensch sich von der mystischen Idee des Anschauens Gottes und seiner Herrlichkeit, des Anbetens und all der hochgeistigen Freuden machen, die man ihm einzig als das Gemählde seiner Seligkeit hinhält? Muss nicht seine Einbildungs-Kraft bey diesem Gedanken einer ewig gespannten rastlosen Andacht ermatten? Muss nicht hingegen ein moralisch-reines, aber vermenschlichtes Gemählde der Freu-

den eines bessern Lebens, die Sehnsucht nach ihm erhöhen, also jenes thierische Haften an irdischer Existenz, schwächen und seine Seele zu dem Bestreben nach solchen Freuden und nach der Empfänglichkeit für sie, entflammen?

Und wenn nun die Mythologie dieses Bild rein und lauter aus den Quellen der Religions-Dogmen selbst, schöpfen kann, wenn ihm in den Lehren und Aeufserungen des Religions-Stifters nichts widerspricht, warum sollte sie dieses Bild nicht aufnehmen, warum eine deutliche, bestimmte Entwickelung und Versinnlichung nicht in ihre mythologische Dogmen verweben, in ihren Gemählden darstellen? und so gewissermasen sankzioniren? warum diese Darstellung der eigenthümlichen Ansicht des einzelnen Volks-Lehrers überlassen? warum einen der wichtigsten Ge-

genstände der Religion, nicht unter ihre unmittelbare Aufsicht nehmen? und dadurch die Erkaltung hindern, die falsche oder schwärmerische, fantastische oder unverständliche, also nichtssagende Erklärungen nothwendig hervorbringen müssen?

Noch eine Ausbildung der Lehre vom Paradiese wäre der christlichen Mythologie zu wünschen; nämlich die Abstufung der Seligkeit.

Und sie ist offenbar in der Natur der Sache gegründet. Diese unermefsliche Mannichfaltigkeit der menschlichen Tugenden, diese unendliche Gradazion der Moralität, diese gleich unendliche Abschattung des reinen, guten und edlen, je nach der Verschiedenheit der Temperamente und Leidenschaften, je nach der Geistes-Kraft, oder Geistes-Anstrengung, kann, nach Auflösung der

sichtbaren Form, in Eine Masse nicht geworfen werden. Der Mensch, der durch Milde, Wohlthätigkeit und alle menschliche Tugenden schon hier zur höchsten Stufe des Menschen-Adels klomm, gleich einer Engels-Erscheinung, weit um sich Glück, Seegen verbreitete, nicht in Eine Klasse mit dem friedlichen, harmlosen, stillen, gutmüthigen, aber unthätigen Pilger sinken. Der Mensch, der im Kampfe mit den heftigsten Leidenschaften siegte, nicht in Eine Klasse mit dem kalten, ruhigen, flegmatischen Biedermann. Ein ununterbrochener reiner tugendhafter Wandel führte nicht weiter als der Rucktritt zur Tugend am Abend einer gemordeten Existenz? Ins Unendliche läßt diese Abstufung, diese Abschattung sich treiben. Welche unerforschliche Höhe und Tiefe selbst auf der Stufen-Leiter der Tugenden und Laster!

Nein! ein Gott ist es, der uns schuf, ein Gott, der kraft seines Ur-Wesens, mit scharfer Waage jedem das Seinige zuwägen muss. Nein! Die schöne Lösung dieses Räzels liegt in dem ewigen Grund-Gesetze des Universums. — Aus seinem Schoofse fliefst Wahrheit, gereyht an Wahrheit, und bietet, gleich einem Blumen-Kranze, sich anmuthig die Hand.

Die Stufe unsers Adels ist die Stufe unsrer Seligkeit. Fähigkeit durch Tugend glücklich zu seyn, höchste Reife zur Seligkeit, ist zugleich deren höchste Stufe. Der höchste Grad von Seelen-Adel ist zugleich Empfänglichkeit für des Himmels höchste Freuden. Die nächste Situazion die uns erwartet, hört nicht auf, kann nicht auff hören, Fortschritt zur Vollkommenheit zu seyn, und der Grad dieses Fortschritts bestimmt unsre Seligkeit; denn

er, und nur er öffnet der Freuden Quellen, nur er kann sie öffnen; denn in der Tugend selbst besteht der Friede, in der Kraft selbst, in der Erkenntnis der Wahrheit, der Genufs.

Das Elysium der Griechen war eigentlich nur den Lieblingen der Götter bestimmt. Das geheime Gefühl dieser Wahrheiten hat den Mahomedanern acht Grade der Seligkeit des Paradieses gegeben, * und ähnliche Abstufungen finden wir auch in andern Mythologieen.

Aus jener Wahrheit quillt leicht, ungezwungen und lichtvoll die Ueberzeugung, dafs wir Elysium in unserm Herzen tragen, dafs unser Herz und

* Muradgea Schilderung des ottomanischen Reichs. I. Th.

nur unser Herz all' die goldnen Träume unsrer Phantasie realisiren kann, und dafs jede gute That, jeder Sieg über wilde Neigungen, jeder Schritt zu Ausbildung unsers Geistes, eine neu gepflanzte Palme zu dem Wonne-Hayne sey, unter dessen Schatten wir im Elysium wandeln werden.

Gleich gefällig und schön löfst sich das Räzel vom Abstand des irdischen Glücks und Unglücks. Leiden sind es, die unsre Seele veredlen; Thränen, die unsern Geist reifen zum Genufs höherer Freuden; sie sind es also, die auch dort dem Unglücklichen einen höhern Grad von Seligkeit verbürgen; sie sind die hohe Urkunde einer erhabenern Geistes-Bürgerschaft, die ihm nach einer durchgeweinten irdischen Existenz im Elysium höhere Stufen der Seligkeit sichern, und so, ohne dafs die Mythologie zu den Extremen der

Phantasie ihre Zuflucht nehmen darf, wahr und gefällig die Gerechtigkeit des vollkommensten Ur-Geists allenthalben in ihrer vollen Glorie retten. Ja, verewigter Bürger:

Hier in diese Wüsteneyen
Sind wir ewig nicht gebannt,
Keine Zähre mag uns reuen,
Denn sie fiel in Gottes Hand!

38.

Fegfeuer.

Jene Wahrheit, jene Ueberzeugung von der Unvollkommenheit des Menschen, von seiner Unreife zum Engel-Stand, die Gröſse des Sprungs vom Menschen zum Seraph, welcher dem All-Gesetze des Universums widerſtrebt, hat in mehrere mythologische Syſteme die Idee eines Reinigungs-Orts gedrängt; eines Zuſtands, in dem der abgeschiedene Geiſt sich erſt von den Schlacken seiner Unvollkommenheiten läutern, und durch Quaalen die Vergehungen des Menschen-Stands, je nach ihrem Grade, länger oder kürzer, abbüſsen müsse. So haben z. B. die Mahomedaner in ihrem Araf, einen Mittel-Ort zwischen

Hölle und Paradies geschaffen; * den sie aber nur für gewisse Menschen-Klassen zur Reinigung von ihren Flekken, bestimmen.

Die christliche Mythologie hat bekanntlich jene Idee als Dogma angenommen, und die ursprüngliche Kirche dieses beybehalten.

Unmöglich, unwahrscheinlich, und dem Geiste der Religion widerstrebend, kann man es nicht nennen; seine Aufnahme scheint vielmehr die Moralität zu

* Auch glauben sie, nach dem Ausspruch der schwarzen Engel müssen diejenige Moslemin, welche in Sünden sterben, schon im Grabe grosse Pein leiden, bis ihre Seelen durch das Feuer der Hölle gereinigt seyen. Muradgea II. B. S. 84.

begünstigen, indem es dem Lasterhaften die Hoffnung raubt, durch momentane Reue dauernde Verwirrungen zu versöhnen, indem es den Menschen spornt, sein jetziges Daseyn zur Veredlung zu benutzen, und sich also Pein in einem künftigen zu ersparen.

Aber wenn es jenen wohlthätigen Einfluss auf die Menschheit haben soll, so muss das Dogma selbst, in eine schickliche Allegorie gehüllt, so muss es von all' den Abentheuerlichkeiten gereinigt werden, womit die Verirrung einer finstern und ungebildeten Phantasie es eingefasst hat; Abentheuerlichkeiten, die dem Geiste der Religion widerstreben, die Moralität untergraben, mit dem System einer sanften und menschenfreundlichen Religion durchaus unvereinbar sind, und nur geschaffen zu seyn scheinen, der Menschheit die furchtbare Periode der Auflösung ihrer sichtbaren Form zum

Gegenstand des Schreckens und Entsezzens zu machen, ihr jetziges Daseyn aber zu vergiften.

Desto mächtiger und furchtbarer, je gröſser die Dunkelheit über die Pein iſt, die jene Vorſtellungs-Art in einer verschleyerten Zukunft zeigt, je natürlicher das Gefühl des Menschen: vor unbekannten Gegenſtänden zu beben, und das unbekannte Schreckliche, zumal in einer Periode, wo die Auflösung der irdischen Form alle Räder der Imaginazion in raschere Bewegung setzt, mit den grellſten und grauenvollſten Farben auszumahlen; desto grausamer und vernunftwidriger, da diese einmal angenommene Darſtellung des Dogma, der Tugend selbſt kaum Hoffnung läſst, dem allgemeinen Schicksale zu entrinnen.

Ein solcher Lehr-Satz, eine solche Vorſtellungs-Art, scheint die Vernunft, scheint

scheint die erhabenste und sanfteste aller Religionen und ihren göttlichen Stifter herabzuwürdigen, dessen ganzes Daseyn: Bestimmung war, Ruhe und Friede über die Menschheit zu verbreiten.

Sie kann man nur einem DANTE, als Kunst-Produkt der Ergiefsung einer auch im gräfslichen, furchtbaren und schöpferischen Imaginazion, verzeihen.

Schauder erregend sind die Bilder, welche die Mythologie gewählt hat, um die unglückliche Menschheit zu ängstigen und sie am Rande des Grabes, dem Dolche der Verzweiflung zu überliefern. Flammen sind es, die den Abgeschiedenen erwarten, ihn durchglühen, aber nicht verzehren sollen! Mag immerhin diefs Bild nur allegorisch seyn; der ungebildete Mensch, der alle Vorstellungen von sinnlichen Eindrücken abzieht, nimmt Allegorie

für Wahrheit, und seine Gefühle sind nach dem körperlichen Schmerz des Brennens geformt. Das menschlich irdische Daseyn hat der von ihm unzertrennlichen Leiden genug; der Engel der Zukunft hilft allein dem Sterblichen die Lasten der Gegenwart muthig ertragen.

39.

Auch hat der Prieſter-Stand vernunftwidrige, dem Geiſt des Chriſtenthums entehrende Folgerungen, aus diesem Dogma, gezogen. Er hat sich die Macht zugeeignet, die Dauer der Leiden, den Grad der Abbüſsung und Reinigung zu beſtimmen und zu verkürzen. Der Mensch dehnt seine Gewalt über die Gränzen irdischen Daseyns seiner Mitbürger aus! über Wesen seiner Gattung, die, sobald sie der irdischen Region entrissen sind, nur der Gottheit angehören und angehören können!

Der Mensch hebt sich willkührlich zum Richter über Lohn und Strafe, die einzig aus dem Schooſse der Gottheit und über alle von ihr geschaffene Wesen nur

nach dem Grade ihrer Entfernung oder Annäherung zu ihr, fliefst und fliefsen kann!

Das Gebet der Lebenden und religiöse Feyerlichkeiten sollen die Dauer jener Leiden abkürzen, ihren Grad vermindern können! Schmeichelnd wäre diese Lehre für die Empfindung, wohlthätiger Balsam auf die Wunden der Trennung; werth also in eine menschenfreundliche Mythologie aufgenommen zu werden; wäre sie nur mit dem Geiste der Religion, wäre sie nur mit der Vernunft vereinbar.

Wenn die Tugend, wenn die Andacht Ueberlebender den entkörperten Geist veredeln, auf seinen künftigen Zustand würken kann, so ist die Kette der Moralität zerbrochen; dahin wäre dann die Selbstständigkeit des moralischen Wesens; das Gewebe der Tugend, aus

dem allein Glückseligkeit fliefsen kann, zerrissen, und ihr Werth Chimäre! *

Der Priester-Stand soll jene Dogmen erfunden haben, um seine Herrschaft zu gründen, seinen Unterhalt zu sichern.

Es ist möglich; aber man lasse endlich über die Zeiten der Barbarey und der Kindheit des menschlichen Verstands, in der man ihm auf eine so empörende Art Hohn sprechen durfte, den Vorhang fallen. ** Welches auch immer

* Ob die Seel-Messen von dem Todten-Opfer der Hindus (Pidragagnon) entlehnt sind? — mag die mythologische Geschicht-Forschung entscheiden.

** Wer schaudert nicht bey den ungeheuren Lehr-Sätzen der römischen Scholastiker und Dekretisten: Die

die Verbrechen des Prieſter-Stands gegen die Menſchheit seyn mögen, er hat sie zum Theil gebüſst. Es iſt ein nothwendiger, also ehrwürdiger Stand; man setze ihn ein in seine wahre Würde, und er wird sie fühlen. Auch einen groſsen Theil seiner Glieder hat das allgemeine Licht der Kultur ergriffen; er wird einsehen, daſs sein Würkungs-

---

Päbſte könnten nach Willkühr die Seelen aus dem Fegfeuer und aus der Hölle erlösen: sie könnten das Fegfeuer ganz aufheben; sie könnten nach Willkühr ganze Schaaren von Seelen in die Hölle ſtürzen, ohne darüber Rechenschaft zu geben u. w. d. m.

S. das Glaubens-Bekenntnis des berühmten Geschicht-Schreibers Pietro Giannone in dessen opere poſtume. Lausanne 1760.

Krais ihm für die edlen Kräfte des Menschen überschwenglichen Spiel-Raum der Thätigkeit und des Einflusses giebt, und er wird aufhören sich an die Extremen des menschlichen Geists, Blödsinn und Schwärmerey zu heften; um diesen zu unterjochen, seinen Fortschritt nach Wahrheit zu hemmen und Vernunft und Religion in die Fesseln mythologischen Unsinns zu schlagen.

Man überzeuge ihn erst, dafs diesem Sträuben gegen Unsinn, reiner Trieb nach Wahrheit, nicht Eifersucht auf seine Macht, seine Herrschaft, unterliege, nicht Begierde, die religiösen Fesseln zu brechen, um der Menschheit neue politische Fesseln zu schmieden, — und dann wird er zu Herstellung der unter vernunftwidrigen Allegorieen und Bildern und Folgerungen erdrückten Religion, williger die Hand bieten.

Der erſte Schritt auf der Bahn: gutes zu würken, iſt: reine Absicht; der zweyte: Gerechtigkeit. Nur weil diese Stufen gewöhnlich fehlen, iſt die Laufbahn zum Guten, so ſteil.

40.

Auch das Dogma des Fegfeuers iſt allerdings einer Veredlung fähig. An die Lehre von einer ſtufenweisen Seligkeit, die wir nicht wohl von dem reinen Begriffe des Paradieses trennen können, reiht sich der Reinigungs-Ort, als die erſte Stufe, die der Mensch nach seiner Entkörperung zu betreten hat, zwanglos an. Es iſt möglich wenigſtens, es iſt auch wahrscheinlich, daſs der Mensch erſt allmählig für den Genuſs höherer Freuden empfänglich wird, daſs, so wie in dem ganzen Universum alles ſtufenweise fortschreitet, auch er nur allmählig zum Engel-Stande reift; daſs es also einen Mittel-Zuſtand giebt, in dem der Mensch, einzig mit der Erinnerung seines vergangenen Daseyns beschäftigt, verloren in dem

Beschauen seines Innern, die Thorheit, den Unsinn seiner irdischen Wünsche, Begierden und Unternehmungen, erkennen, sich davon lebendig überzeugen, und durch jene innere reine Kontemplazion in einem von keiner irdischen Begierde, keinem sinnlichen Trieb, keinem Stofse des Temperaments mehr abhängigen, freyen und unbefangenem Zustande, den Eintritt ins Elysium erst erringen müsse.

Peinlich mufs dieser Zustand allerdings seyn; je, peinlicher nach dem Grade der Schuld, die wir im Spiegel der Vergangenheit erblicken. Selbst der Freund der Tugend und Weisheit, welcher die Gottheit als den Zentral-Punkt des Adels und der Vollkommenheit liebt, kann nicht ruckblicken auf die Laufbahn seiner Thorheiten, Schwächen und Verirrungen, ohne geheime Schaam, ohne Unwillen, ohne Schmerz, und diefs

sind allerdings peinliche Empfindungen.

Aber diesen Zustand der Kontemplazion der reinen Erkenntnis, der sich selbst überzeugenden Busse, als einen Zustand furchtbarer, grausenvoller, sinnlicher Martern schildern, zu diesem Zweck sie durch den wüthendsten sinnlichen Schmerz, der Flamme, zu verkörpern, das heisst grausamen Spott treiben mit der Ruhe des Menschen, so wie mit seiner Vernunft.

Die Menschheit steht im allgemeinen nicht so tief, als die mythologische Gesetz-Gebung durch ihr allzuängstliches Streben, alle Dogmen ohne Unterschied zu versinnlichen, vorauszusetzen scheint. Vielmehr haben vielleicht gerade diese überladene, inkorrekte und daher oft abentheuerliche Ver-

sinnlichungen am meiſten ihre Ausbildung gehemmt.

Der so ungezwungen aus dem Zweck sich ergieſsende Begriff einer allmähligen Reinigung von unsern jetzigen Mängeln, durch die freye und partheylose Erkenntnis derselben, mit deren nothwendigen moralischen Folgen, iſt durchaus keine so abſtrakte Idee, daſs sie nicht auch ohne Versinnlichung selbſt dem ungebildeten Menschen faſslich gemacht werden könnte.

Man lasse also die Lehre in der christlichen Mythologie ſtehen, so wie sie nach dem Geiſte der Religion ſtehen bleiben kann, aber man verbanne jene schauderhaften sinnlichen Vorſtellungen und die ihnen entsprechende Benennung, und alle vernunftwidrige Folgerungen derselben. (39) Man nenne diesen Zuſtand, den Zuſtand der Erkenntnis, der

Reinigung, der Vorbereitung, man lasse seine Dauer von dem moralischen Zustande des Wesens abhangen.

41.

Hölle. Satan.

Die Beſtrafung des Laſters iſt ein Dogma der moraliſchen Religion, (1) unzertrennlich verbunden mit dem Lohne der Tugend. Die Mythologie konnte es alſo nur verſinnlichen und ausbilden.

Auch dieſe Verſinnlichung ſollte nothwendig das Gepräge des Nazional-Karakters annehmen, je nach der Roheit oder Milde der Sitten, das Bild der Hölle auch ſanfter oder grauſenvoller werden.

Aber hier ſcheint ſich die Mythologie einzig nach dem Grade der Kultur der Imaginazion gerichtet; ſcheint in der Ausmahlung des Furchtbaren und

Schrecklichen mit Wohlgefallen bey der Idee des Reichthums der Phantasie verweilt zu haben, unbekümmert um die Würkung dieser unglücksschwangern Schöpfungs-Kraft."

Bey harmlosen Hirten-Völkern findet sich oft keine, oft nur eine schwache Spur von der Pein der Lasterhaften; bey gebildeten Nazionen hat jede Mythologie die andere in der dunklen und grellen Farben-Mischung übertroffen.

So sehen z. B. die Braminen der Hindus die Hölle, deren ihr Bedang erwähnt, nur für ein Schreck-Bild an, und suchen sie mit reiner Weisheit, da, wo sie liegt, nämlich im Laster selbst, in dessen Bewufstseyn und Folgen.

Schon bey den Griechen und Römern hatte die Mythologie alles Schauerliche

der Einbildungs-Kraft aufgethürmt, um die Menschheit durch die Quaalen der Hölle zu schrecken. Auch im gräfslichen grofs, erfanden sie den Orkus, den Kokzyt und Phlegeton, die Furien, die Pein des Ixion, Tantalus und Sisiphus. *

Die Mythologie der sanftesten und mildesten Religion hat alle ihre Vorgängerinnen in dem schrecklichen und martervollen der Bilder und Vorstellungen hinter sich gelassen.

Gluth und Flamme, als das Werkzeug des höchsten körperlichen Schmerzes, ist auch hier das erste Ingrediens zu der unglücklichen Mischung. Und nicht

* Man lese nur das 6te Buch der Aeneide Virgils.

nicht allegorisch, sondern sinnlich sogar wollten die Kirchen - Väter, die Scholastiker, die Schwärmer und Andächtler es verstanden wissen. Darum schrieb z. B. der bekannte Otto von Freisingen eine eigene sehr gelehrte Abhandlung über die Frage: wie das Feuer in der Hölle nicht brenne und doch leuchte? Andere, von der Idee der Gluth ergriffen, suchten, wie Swinden * die Hölle sogar in der wohlthätigsten Erscheinung, der Sonne!

Dieser Wohnplatz der Verdammten wurde dann mit einem Heere gefallener Geister bevölkert, in deren Darstellung die

* Enquiren in to the nature et Place of Hell. London. 1714.

die Mythologie mit der schöpferischen Imaginazion des Dante und Tasso, des Raphael und Guido Reni wettzueifern schien. Abscheuliche Mifsgestalten, Ungeheuer, wie sie nur die höchste Gluth des Fieber-Wahnsinnes erzeugen vermag.

Unmöglich kann der Weise sich der Trauer enthalten, wenn er diesen unerschöpflichen Reichthum der menschlichen Einbildungs-Kraft in Erschaffung seiner eigener Quaalen, betrachtet.

Wozu all' diese wilde Schöpfungen? wozu dieser furchtbare Apparat von Flammen, Martern, Quaalen, Ungeheuern? — Welche Herabwürdigung der aus dem Schoofse Gottes entsprungenen Menschen-Seele! — Tugend kann nur in dem innern reinen Gefühl fürs Schöne und Gute bestehen, und

sie könnte durch Furcht und Schrecken erzeugt werden? Der rohe, gänzlich verwilderte Mensch ist für das Bild einer ungewissen Zukunft jenseits des Grabes unempfänglich. Könnte man auch das Bild der Hölle als Hebel der bürgerlichen Gesetz-Gebung in Schutz nehmen, so scheint es doch nicht, dafs die Staats-Verwaltung sich der Mythologie zu einer Täuschung bedienen dürfe, die mit dem Laster zugleich die scheue, ängstliche Unschuld, oder die Schwäche trifft.

Hinweg also mit allen grauenvollen Vorstellungen einer Verdammnis, einer Strafe des Lasters, die den Begriffen des vollkommensten, gütigsten, wohlwollendsten Wesens widerstrebt, und unser Gefühl empört, wie unsre Vernunft! Die Gottheit hat nicht darum ihren eigenen Hauch in menschliche Hülle geathmet, um ihn einst

den furchtbarsten Quaalen zu überliefern, sich an diesen Quaalen zu weiden.

42.

Und erst ewige Quaalen!

Es ist schwer zu begreifen, wie der menschliche Geist sich bis zu der Ewigkeit der Höllen-Strafen verlieren, wie er es mit der anerkannten Gerechtigkeit des Schöpfers vereinigen konnte: die, so oft von der Organisazion des irdischen Wesens und seinen Verhältnissen abhängigen Verirrungen einer momentanen, selbst oft hier schon quaalvollen Existenz mit einer unendlichen Pein ins Gleichgewicht zu sezzen. Bestraft muss allerdings das Laster, d. h. es muss vertilgt werden, denn das und nur das konnte der Zweck der Gottheit seyn, als sie sich mit Geistern in menschlicher Form umgab. Aber bedarf es wohl einer andern

Vorstellung dieser Strafe, als die in der Natur des Lasters selbst liegt? — Wir sehen schon hier, wie genau und unfehlbar die animalische Natur die Verirrungen der Sinne rächt. Wir sind schon hier Zeugen der Schlangenbisse des wunden Gewissens, der Unruhe, der Angst, die den Lasterhaften foltert, und ihm Wermuth giefst in jede Schaale des Genusses. Hier, selbst hier, wo er durch Sinnen-Rausch das Gespenst des Gewissens verscheuchen, den Urtrieb zur Tugend und Emporstreben, in Schlummer wiegen kann.

Und nach der Auflösung seiner irdischen Form, dort, wo aller Sinnen-Genufs erstirbt, wo es kein Opium mehr giebt für die immer wache innre Stimme, dort, wo er Geist, und nur Geist ist, wo sein Friede, wie seine Pein, nur aus dem Gefühl quellen können, wahrlich, dort be-

darf es keiner andern Marter, als des Bewufstseyns: dafs er seine Beftimmung geschändet, den Adel seiner Seele entweyht, sich die Freuden der Unfterblichkeit selbft geraubt hat.

Diese Abgeschiedenheit, diese Einsamkeit und Oede seines Gefühls, diese gezwungene Rückkehr in sich selbft, ift Hölle, ift Orkus, ift Dämon, ift Furie genug.

Sie und die Gesellschaft aller andern bösen und lafterhaften Wesen um sich her, die ausschliefsende Gesellschaft des Lafters, ift für das Laster selbft die höchfte mögliche, bildliche und sinnliche, also auch hinreichende Darftellung des Begriffs der Pein.

43.

Aber auch sie kann nicht zwecklos seyn, so wie nichts im Universum, nichts, was von der Gottheit ausgeht.

Zwecklos aber wäre diese Pein für das abgeschiedene gefallene Wesen, wenn sie dieses nicht bessern und veredlen soll, zwecklos für das lebende, das seinen Zustand nicht kennt.

Alles, was von der Gottheit ausströmt, muss vollkommen seyn, wie sie selbst, oder den Keim der Vollkommenheit, das Streben nach ihr, enthalten. Alles muss arbeiten und drängen nach dem Ziel, von dem es ausgieng: nach Wiedervereinigung mit seinem Ursprunge. Kein Leid, keine Thräne, selbst kein Laster kann zweck-

los seyn, in dem grofsen Rade des Universums.

Wiederkehren müssen also auch die Lasterhaften in den Schoos der Gottheit, wenn ihre Lanfbahn vollendet ist, wenn sie in einer neuen Existenz den Stillstand zum Zweck, oder wohl Rucktritt vom Zweck, getilgt und versöhnt, und sich wieder an die Kette der grofsen Familie angeschlossen haben, von der alle erschaffene Wesen Glieder sind, und die der Erschaffer der Natur, früh oder spät, wie ein guter Familien - Vater wieder an sich zieht, und um seinen Thron der Wahrheit und Tugend versammlet!

So lafst uns Hölle und Verdammnis abbilden, so ihr Bild einreyhen in den grofsen Zweck des Ganzen, so diesen Zweck und mit ihm die Würde der Gottheit und Menschheit retten, so

mit diamantnen Banden selbst das Laster an die Tugend knüpfen; unbesorgt, dass jenes hier oder dort sie zu reissen und sich aus den, nach ewigen Ur-Gesetzen bestimmten, Angeln des Universums herauszustürzen vermöge.

Das Dogma der christlichen Mythologie vom Satan, von gefallenen Geistern, von ihrer Einwürkung auf die Menschheit, hat sie aus älteren Mythologieen aufgenommen.

Diese neuen Dämonen, die man beynah in allen Götter-Lehren findet, sind eben auch aus dem natürlichen Hange des Menschen entstanden, das sichtbare Böse, das sichtbare Unglück verborgenen Ursachen zuzuschreiben, und das Laster zu personifiziren.

Die Religion kann die Nothwendigkeit des Daseyns dieser Wesen nicht

anerkennen, und also auch die philosophische Mythologie diese allegorische Fikzion nicht aufnehmen.

44.

Das jüngſte Gericht.

Die Vorſtellung des jüngſten Gerichts, welche die chriſtliche Mythologie aus ältern aufgenommen hat, * iſt eine Folge ihres Begriffs von der Auferſtehung. (32)

Wahrſcheinlich hat ſie damit — ſo wie die Hindus mit dem Tribunale ihres Jume, Durie-Rajah, die Griechen mit ihrem Minos, die Mahomedaner mit ihrem berühmten Verhör, Soual genannt, — der Lehre von Belohnung der Tugend, von Beſtrafung des Laſters, einen Ka-

* S. Flügge a. a. O. S. 120.

rakter von Feyerlichkeit aufdrücken, durch diese öffentliche Abwägung der Moralität und Absonderung der Seligen und Verdammten, den Eindruck jener Lehre verstärken und erhöhen wollen. Sie hat dazu die Allegorieen und Parabeln der biblischen Bücher benutzt, und die Philosophie könnte in dieser Ansicht gegen jene Versinnlichungs-Art nichts einwenden.

Aber vereinigt müfste sie werden können mit der eben auch in jenen biblischen Büchern verkündeten Wahrheit: dafs sich ohne ein neues und zwar ganz zweckloses Wunder kein Seelen-Schlaf denken lasse, dafs also der abgeschiedene Geist in dem Moment, wo diese sichtbare Form seiner Hülle sich auflöfst, seine hier begonnene Laufbahn fortsetzen müsse. Und wie soll sich das vereinigen, wie soll es sich als verträglich mit den Grundsätzen der Meta-

physik, mit den Eigenschaften der Gottheit denken lassen: dafs die Geister aller Abgeschiedenen bis zu dem Moment, wo das jetzige Welt-Syſtem vernichtet wird, wo die Planeten aus ihren Angeln sinken, und das grofse Gebäude zusammenſtürzet, an irgend einem dritten Wohnplatze, oder in irgend einer dritten Form aufbewahrt werden müſsten, um bey dem allgemeinen Welt-Gerichte Parade zu machen und erſt dann ihr Urtheil zu empfangen?

Welches neue ungeheure hypothetische Gebäude müſste man nicht zu dieser Lehre errichten, um ihr Konsequenz und Zusammenhang zu geben? und wo wäre denn deren Base? wo deren Zweck?

Man scheint also die ganze Idee vom jüngſten Gericht aus der Klasse der Dog-

men in die der überflüssigen und unbedeutenden Allegorieen verweisen zu müssen; und die Religion kann auch dabey nichts verlieren.

Der auf reine philosophische Grundsätze gebaute Satz: dafs es das ewige Gesetz der Moralität ist, welches uns richtet, dafs seine Sentenz im Augenblick des irdischen Verschwindens eintreten, oder vielmehr immer fortwirken mufs, dafs also die Laufbahn unsrer Bestimmung nicht einen Moment unterbrochen werden kann, — dieser Satz ist stark genug, die Moralität zu stützen. Er ist durch die Dogmen des Paradieses, des Fegfeuers und der Hölle hinlänglich versinnlicht. Die Mythologie könnte das jüngste Gericht mit allen seinem dem weltlichen Richter-Stuhle nachkopirtem Pompe ehe entbehren, als die Kunst, welche ihr die Meisterstücke

eines Rubens * und Michel Angelo **, verdankt.

* In der Düsseldorfer Gallerie.
** Zu Rom in der Sixtus-Kapelle.

45.

Göttliche und heilige Wesen.

Jesus.

Was Jesus der reinen christlichen Mythologie ist, haben wir im vorigen Buche gesehen.

Er ist ein grofses, erhabenes, göttliches Wesen; grofs und göttlich durch seine einfache Weisheit, grofs durch seine himmlische Reinheit und Tugend; grofs durch seine Lehren, seinen Wandel, sein Leben und seinen Tod, — also im richtigen metaphysischen Sinn allerdings Gott-Mensch, d. h. ein mit dem höchsten Grade göttlicher in menschlicher irdischer Hülle denkbarer Eigenschaften begabter Mensch, und diefs, diefs ist die einzige der Vernunft

nicht widersprechende Myſtik seiner Naturen.

Jesus iſt also nach der Gottheit selbſt, das verehrungswürdigſte aller Wesen, der allgemeinen Liebe und Huldigung der Menschheit werth. Es iſt also eine schöne, weise und des höchſten Beyfalls werthe Sitte der Chriſten, daſs bey seinem Namen alle Häupter sich entblöſsen, alles sich neigt.

Ein so erhabener Menschen-Lehrer, der Stifter des reinſten Religions-Syſtems hat diese öffentliche Zeichen der Ehrfurcht und des Danks von allen denkenden und empfindenden Wesen, verdient.

Der philosophische Chriſt kann das allmählige Verschwinden dieser Sitte, vorzüglich unter den höhern Ständen,

nur mit Trauer bemerken. Unsre Empfindungen sind so innig mit dem Mechanismus unsrer Gewohnheiten verwebt, dafs wir diese nicht berühren können, ohne jene zu verletzen. Gleichgültigkeit gegen äufserliche Zeichen der Huldigung, Vernachläfsigung derselben, äzt allmählig die Empfindung selbst aus unsrer Seele, und genaue Beobachtung des leisen Gangs ihrer geheimen Räder überzeugt, dafs Religion ohne äufserlichen Kultus als allgemeine Empfindung undenkbar sey. Der wahre Weise wird alle jene von der oberflächlichen oder Pseudo-Philosophie zerrissene Fäden wieder auffassen, um sie an die Empfindung zu knüpfen.

Ihm ist also jede Huldigung der Gottheit und Tugend wichtig. Er wird also alles aufbieten, um die Verehrung gegen den göttlichen Menschen Jesus zu erhöhen.

Dazu ist es allerdings auch wichtig, dafs das Bild dieses erhabenen Wesens in unsern Tempeln, auf unsern Altären; aber nicht allein dort, auch in unsern Wohnungen, auf unsern Strafsen, in unsern Gärten, auf unsern Spaziergängen, allenthalben, wohin uns Beruf, Geschäfte oder Vergnügen führen, aufgestellt werde. Wir sind diese Denkmahle der Dankbarkeit, der Liebe, der Verehrung dem gröfsten Wohlthäter der Menschheit schuldig. Die stete Gegenwart seines Bilds, also des Bilds der personifizirten Tugend, kann und wird unser Herz stets in der Wärme edler Empfindungen erhalten; ein Blick auf ihn im ersten Beginnen einer unedlen That, Schaamröthe auf unsre Wangen jagen, und die stille Glorie, Humanität dieses Wesens, auch uns im steten Gleichsinn, in steter ruhiger Heiterkeit,

den beglückendſten und ſegenvollſten aller geſelligen Tugenden, erhalten.

46.

Die bis jezt gewöhnliche sinnliche Darstellung Jesus, kann aber all' diese Wirkungen keineswegs hervorbringen. Die wohl an sich richtige aber einseitige Idee: die Krone seiner Handlungen, nämlich seinen Tod zu versinnlichen, ihn also durch die Wahl dieses Moments der Menschheit am verehrungswürdigsten darzustellen, hat die Mythologie-Stifter verführt, dieses edle Wesen beynah einzig in der ekelhaftesten, unsittlichsten, widrigsten Attitüde, kurz auf eine solche Art abzubilden, wobey alle Idee von Glorie, von Adel, von Erhabenheit, vernichtet zu werden scheint.

Statt des göttlichen Menschen, der jeden Moment seines Daseyns mit

dem Abdruck einer himmlisch - reinen Seele bezeichnete, der in ewiger Majestät der Tugend umher wandelte, statt des Schutz - Geists der Menschheit, sehen wir einen beynahe — und das benimmt wahrlich dem widrigen und schmutzigen der Vorstellung nichts — ganz nackenden Leichnam an ein Kreuz — den Galgen der Römer — genagelt.

Dafs die menschliche Imaginazion eine so schiefe Richtung nehmen, sich bis zu so empörenden Verkrüppelungen der schönsten Ideen verirren konnte, war die Folge der Einseitigkeit eines eingeschränkten Geists, der sich an die erste sich darbietende Ansicht heftet, und dann, ohne vorwärts oder rückzublicken, gewählt hat.

Es ist für die christliche Religion von wesentlichem Interesse, dafs jene, die Glorie unsers erhabenen Lehrers und

Wohlthäters schändende Darstellung, verbannt werde.

Mag man immer das Zeichen des Kreuzes als Zeremonie beybehalten. Es wird wenigstens uns, seinen Tod für Wahrheit stets gegenwärtig erhalten. Aber wer die Christus-Religion in Boy und Leichentücher hüllt, wer sie mit Gräbern, mit düstern, traurigen Bildern, Allegorieen und Vorstellungen erfüllt, ist wahrlich nicht ihr Freund, ist nicht in ihren Geist eingedrungen.

Religion und vor allen die christliche, ist die Freundin der Menschheit. Sanft ihre Gewalt. So geleitet sie den, der sich traulich an ihren Arm hängt. Freundlich, gefällig, wie seine Lehre, war Jesus; so muss er uns dargestellt werden; so wird er selbst im Bild alle Herzen an sich ziehen. Man veredle dieses Bild; man stelle ihn dar, als einen

schönen Jüngling, edler Form. Denn die Versinnlichung oder Antropomorphie muſs zu der Empfindung durch die Sinne sprechen, muſs sich also nach dem unvertilgbaren Gefühle richten: den Abdruck einer schönen Seele in einer schönen Form zu suchen. Man gebe ihm ein leichtes, gefälliges, sich an den edlen Wuchs schmiegendes Gewand, gebe seinem Gesichte all' die Hoheit, Würde und Anmuth, welche die Alten in ihrem Apoll so schön zu vereinigen wuſsten; man nehme aber dem jugendlichen Gesichte den jüdischen Bart; der als das jetzige Unterscheidungs-Zeichen einer Glaubens-Sekte, die man einmal — obgleich mit Unrecht — geringschätzt, bey uns eine widrige, den Begriff von Schönheit und Adel, ſtörende Idee erweckt; man umgebe dann sein Haupt mit der Strahlen-Krone, und so ſtelle man den göttlichen Religions-Stifter zur öffentlichen Verehrung aus; so bilde

man ihn ab, in Tempeln und Kabineten, in Hörsälen und Parks. So wird er nirgend die Harmonie des Ganzen ſtören. Allenthalben wird er an seiner Stelle seyn, und alles was denkt und empfindet, wird willig ihm huldigen.

Wie er bis jetzt abgebildet worden iſt, sehen wir ihn nur in den Kirchen, in den Betſtühlen der Devoten, und auf den Land-Straſsen, wo ihn meiſt nicht wahre Verehrung, sondern Andächteley in scheuſslichen Stümper-Figuren hingepflanzt hat. Von allen Versammlungs-Orten der feinen Welt, von allen dem Vergnügen und der geselligen Freude geweyhten Plätzen iſt sein Bild verbannt; gleich, als fürchtete man da sein Anschauen, als eines widrigen, die Freude ſtörenden Gegenſtands; oder zitterte, vor ihm des Lebens froh zu werden. Gerade durch diese düſtere, grämliche Ideen und Begriffe von der chriſt-

lichen Religion und deren Stifter, hat man allmählig jene untergraben und die Verehrung gegen diesen so sehr erkaltet.

Will man ihn in einzelnen Punkten, einzelnen Situazionen seiner thatenvollen segnenden Laufbahn darstellen, so bietet seine Geschichte reichen Stoff zu anmuthigen, ihn verherrlichenden und unsere Anbetung reizenden Bildern.

Man bilde ihn ab, als den Freund der Unschuld, der Kindheit und Einfalt, wie er die Kinder um sich her versammlet, und versinnliche damit den hohen Werth und Glanz der Reinheit der Seele und Einfalt der Sitten, als eines der schönsten Dogmen seiner Lehre.

Man mahle ihn, wie er ringt auf dem Oelberge mit den Schrecken des Todes, wie die Erhabenheit seiner Seele, diese

Schrecken besiegt, wie er im edelsten Enthusiasmus beschliefst, für Tugend und Wahrheit zu sterben, und dadurch die allmächtige Würkung seiner Lehren sicher zu stellen.

Das sind Bilder, die diefs erhabenste aller sichtbaren Wesen würdig und lebendig vergegenwärtigen, Bilder, die jedem fühlenden und denkenden, wefs Glaubens er auch sey, Rührung und Huldigung abdringen, unwiderstehlich zur Nachahmung eines so schönen Ur-Bilds hinreissen und den Enthusiasmus für Tugend entflammen müssen.

Der Mensch ist nur Form; Handlungen sind der Geist. Durch Darstellung der Handlungen allein kann man diesen verkörpern; nur im Sokrates, der mit Heiterkeit den Gift-Becher leert, nur im Heinrich, der den knieenden Sülly aufrichtet, damit

der lauernde Höfling nicht in ihm den Verbrecher wähne, sehen wir den grofsen Sokrates, den guten, menschenfreundlichen Heinrich!

47.

Maria.

Natürlich ist es, dafs die Glorie eines erhabenen Wesens über alles Glanz verbreitet, was dasselbe zunächst angeht und berührt; also vorzüglich über die Wesen, von denen es abstammt. Natürlich, die Voraussetzung: dafs Menschen, die einem hohen und edlem Wesen das Daseyn gaben, selbst Hoheit und Edelmuth besitzen müssen, weil dieses ihnen aufserdem Ursprung auch seine erste Bildung verdankt. Natürlich also, die Empfindung: unsere Liebe, unser Wohlwollen, unsere Verehrung für jenes Wesen auch auf dessen unmittelbaren Urheber auszudehnen.

Erhöhen müssen sich diese Gefühle, wenn diese Urheber einen anerkannten eigenthümlichen Adel besitzen. Und dieſs ist bey Jesus Mutter, der Fall. Die zarte gefällige Umrisse ihres Karakters, ſtille Demuth, sanfte Weiblichkeit, muſsten ihr Achtung und Zuneigung erwerben. Zu jenen allgemeinen Motife der Verehrung kam noch ein sehr wichtiges in der Natur der menschlichen Seele gegründetes, hinzu.

Die chriſtliche Mythologie bot ihren Anhängern, auſser dem unzuversinnlichenden höchſten Wesen, nämlich dem unsichtbaren Gott, als Verbindungs-Mittel der Gottheit und Menschheit, ein männliches Wesen zur Verehrung dar.

Damit waren aber die Bedürfnisse der menschlichen Seele nicht befriedigt. Jener unwiderſtehliche Drang nach kör-

perlichen, wie nach geistigen Schönen; jene Zauber-Macht, welche Schönheit über die Sterblichen ausübt, scheint ein Grund-Zug der Seele, eine Ergiefsung des allgemeinen Strebens nach Vollkommenheit zu seyn.

Die Natur hat dem Weibe den Vorzug der körperlichen Schönheit verliehen. Männer waren immer die Schöpfer der Mythologie; sie selbst ist das Werk der Phantasie; nichts war also natürlicher, als dafs dieser Enthusiasmus fürs Schöne, dieser geheime magische Zug, auch den Christen die Nothwendigkeit eines Ideals weiblicher Vollkommenheit, einer luzianischen Panthea, fühlbar machte.

Der Himmel selbst schien den Menschen ohne eine Göttin — leer.

Die

Die Exiſtenz eines so nahe am Throne der vollkommenen, aber eben deswegen ernſten und gerechten Gottheit, ſtehenden, zwar nur halbgöttlichen, aber ganz aus Sanftheit, Güte und Milde zusammengesetzten, ganz weiblichen Wesens, war für den sich seiner ſteten Verirrungen, seines ſteten Bedürfnisses von Nachsicht bewuſsten, Sterblichen, eine sehr beruhigende Idee.

Mit der Idee des Weibs konnte sein Stolz den Begriff von Anbetung weit leichter als bey einer männlichen Gottheit versöhnen, — denn verkörpern muſs nun der Mensch.

Eine solche Apotheose durfte also nur vorgeschlagen werden, um

die Stimme aller Männer zu gewinnen. *

Jene Empfindungen sind es, welche allen Gebeten zu, allen Hymnen auf Marian, eine Gluth, eine Schwärmerey, eine Leidenschaft einhauchten, die oft an Wahnsinn gränzt.

Alles, was die Phantasie an Bildern Blumenreiches, süfses und liebliches hat, ist darinnen ausgegossen, allenthalben weht in Andacht verschmolzener Geist der Liebe. **

---

* (13)

** Diefs beweisen alle Gebet-Bücher, alle Litaneyen. Unter andern sehe man nur Beyspielsweise die in Herders Terpsichore verklärt wieder auferstandene Gedichte des Dichters

Der ehelose Stand der Priester, das aszetische Leben der Mönche, mufste, indem es den allmächtigsten Natur-Trieb unterdrückte, gerade jene geistige Gluth für ein schönes weibliches Ideal erhöhen — und so finden wir allenthalben die ihre Rechte behauptende Natur wieder!

Dem weiblichen Geschlechte mufste die Vergötterung eines Weibs nicht weniger willkommen seyn.

Es mufste seiner Eitelkeit schmeicheln, dafs diese Mythologie Ein Wesen seines Geschlechts in den Götter-Rang erhob, indefs andre ältre und neuere Systeme ihm sogar den Eingang in das Paradies versagten.

Baldr. Terpsichore 3ter Theil. S. 175.

Es mufste der Feinheit seiner Empfindungen kosen; weil Vertrauen das dringendste Bedürfnis des Andacht-Gefühls zu höhern Wesen ist, und das Weib, nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen, seiner eigenthümlichen Organisazion und Empfindungs-Art, so viele kleine Falten des Herzens nur dem Weibe aufschliefsen kann.

Diese Empfindungen sind es, nach meiner Ansicht, welche Marian bey den Christen jenen hohen Grad von Huldigung und Verehrung erworben haben, den sie bey dem gröfsten Theile derselben noch jetzt besitzt.

Die Protestanten haben diese Verehrung beträchtlich vermindert, aber, aufser dem, was die Aufhebung des Cölibats der Priester, dazu beygetragen haben mag, schienen sie dazu nur durch den Geist der Vereinfachung, viel-

leicht auch durch den Hang zur Entfernung und Absonderung und zur Bestimmung einer schneidenden Gränz-Linie, vermocht worden zu seyn.

48.

Als die Gottheit Jesus im kirchlichen Sinne entschieden war, mufste Maria nothwendig als Mutter Gottes erscheinen, und damit war auch ihre Vergötterung entschieden. Nun mufste sie durch den natürlichen Einflufs der Mutter auf den Sohn, an Hoheit, so wie an Einflufs, bis zu den höchsten Gipfel steigen.

Aber auch das schien jenem Enthusiasmus nicht hinreichend.

Die Geschichte alter Völker lehrt uns, dafs Verehrung der Keuschheit und Reinheit ein allgemeiner Zug des Menschen-Geschlechts ist, dafs beynah alle Völker mit der Idee der Jungfrauschaft eine hohe Würde verbanden.

Um also Mariens einmal historisch unläugbare sterbliche Abkunft zu vergüten, um ihre einmal historisch unläugbare Verbindung mit Joseph und deren Folgen, um alle Idee ihrer Menschlichkeit und animalischen Wirklichkeit zu vertilgen, um sie zum höchsten Ideal der weiblichen Vollkommenheit hinaufzuheben, mufste sie als Jungfrau und Mutter zugleich erscheinen. Die so oft bildliche Sprache der biblischen Bücher mufste benutzt werden, um ihre Empfängnis, ihre Niederkunft, in einen mythologischen Schleyer zu hüllen, und zu apotheosiren.

Um die ungeheuern Widersprüche mit dem Natur-Gesetze, in die man verfallen, um die schreyende Gewalt, die man der Vernunft dadurch anthun müsse, schien sich jener ungebildete Enthusiasmus freylich nicht zu bekümmern. Die erwachte Vernunft hat ihn berichtigt und berichtigen müssen.

Maria's Verehrung oder Anbetung — denn: wie schon oben bemerkt wurde: die Theologen haben die Verschiedenheit der mit diesen Worten zu verbindenden Begriffe zur Zeit nicht scharf genug bestimmt, als dafs sie dem Gefühl, welches nie mit Kälte wägt, dadurch eine bestimmte Richtung hätten geben können — Maria's Verehrung oder Anbetung ist der Religion selbst, ganz unschädlich; sie ist ihr vielmehr wichtig, weil sie aus den Grund-Trieben der menschlichen Seele und aus an sich moralisch reinen Grund-Trieben quillt; weil sie also — und das ist unläugbar — die Andacht befördert, den Menschen näher zur Gottes-Verehrung zieht.

Die Mutter Jesus, eines so erhabenen Wesens, hat an sich, die natürliche Empfindung der Verehrung vor sich; wenn sie nun, wie dieſs nach

den hiſtorischen Daten der Fall iſt, durch ihre Tugenden diese Empfindung wirklich gerechtfertigt hat, warum sollte man ihr hohe Verehrung versagen, warum die Mythologie anſtehen, jene der Menschheit so willkommene, so wichtige Apotheose in ihr Syſtem aufzunehmen?

49.

Aber dazu bedurfte es wohl keines die Vernunft empörenden Mythos. Ein keusches, reines, edles Weib, das die schönsten Pflichten der Menschheit, die Pflichten der Gattin und Mutter, die von der Gottheit selbst vorgezeichnete Bestimmung des Weibs erfüllt, erscheint vor dem Tribunale der Vernunft, als ein reineres, edleres und höheres, also der allgemeinen Verehrung würdigeres Wesen, denn jene, von phantastischen Träumen der Mythologieen andrer Völker entlehnte zwecklose Jungfrau.

Man lasse Maria's Daseyn, ihrer Empfängnis, ihrer Gebährung eines göttlichen Menschen, den historisch-rich-

tigen, den Natur-Gesetzen angemessenen Gang; man vertilge alle vernunftwidrige, selbst die Sittsamkeit empörende Albernheiten, und Maria wird dabey nichts verlieren; jedes empfindende Wesen wird willig zu einer allgemeinen Verehrung dieses holden und anbetungswürdigen Weibes, dieser christlichen Grazie, (Caritá) — wie sie Herder nennt — stimmen.

Und gewifs — ich wiederhole es — diese Verehrung scheint bey richtiger psychologischer Ansicht der Moralität wichtig, die Gefahren, welche eine düstre spekulativische Theologie in ihren vergeblichen und verderblichen Bemühungen der Entkörperung dabey ahndet, schimärisch. Man löfse die Fesseln der Vernunft, aber man entsage dem lächerlichen Streben: dem Gefühl bestimmte Gränzen zu bezeichnen, die

Empfindung in wissenschaftliche Formen zu pressen.

Man zeige uns Marian wie sie ist und seyn konnte; dann errichte man ihr immer Tempel und Altäre, man knie vor ihrem Bilde, man flehe sie an um ihre Verwendung bey der Gottheit. Dabey ist kein Verlust für die Moralität; sie leidet am meisten durch die Verkrüppelung der Vernunft, hat durch sie stets die tiefste Wunden erhalten.

Warme, reine, wenn auch verworrene Gefühle dringen zum Throne der Gottheit, werden dort in ihre edle Ur-Bestandtheile aufgelöst. Und der Denker wird, wenn man den vergeblichen Versuchen entsagt, seiner Vernunft Ungereimtheiten aufzudringen, vor dem Ideale vollkommener Weiblichkeit, vor der personifizirten

weiblichen Tugend, willig die Kniee beugen und nie vergessen können, dafs auch sie aus dem Schoofse der unerreichbaren Gottheit entsprang, die er nur schweigend, nur im Geiſte anbeten und anſtaunen kann.

Wann wird man endlich aufhören, die Menschheit zwischen diesen zwey Extremen zu schaukeln: entweder in der Mythologie ihrer Vernunft die allerunwahrscheinlichſte Fabeln zum Glauben aufzupressen, oder ihr einen so hohen Grad von Vernunft-Kultur, anzumuthen, dafs sie mit der reinen Erkenntnis und Beschauung der Gottheit alle Forderungen ihrer Empfindung befriedigen, mit metaphysischen Spekulazionen das Herz sättigen solle?

Man lasse doch die durch so viele, Abentheuerlichkeiten und groteske Vorſtellungen ermüdete Menschseit einmal

an einem anmuthigen Bilde ausruhen! Man lasse ab von der wahrlich impertinenten Prätension: Glauben zu fordern und doch die Empfindung überall mit der eisernen Keule der Metaphysik zu zerschmettern! Und wenn die gewöhnlichen Gebete an die Maria: wie man sie noch in so vielen kurrenten Andachts-Büchern findet, oder die Anrufung der Maria im Dante (im 23ten Gesang) im Grunde Unsinn und Schwärmerey sind, die allerdings Sichtung und Reinigung bedürfen, so ists doch eine so harmlose, liebliche und wohlthätige Schwärmerey, so ist doch vielleicht in Absicht des Resultats, nämlich der Herzens-Erweichung, mehr Methode darinnen, als in den Schwärmereyen der Metaphysik — die denn Kritik wieder gleich einem Kartenhause zermalmt und wovon das endlich und endliche Resultat dieses zu seyn scheint: dafs wir — das Sitten-Gesetz,

also die Religions-Base, ausgenommen — nichts wissen, nichts bestimmt wissen können.

50.

Engel.

Die Idee von edlen unsichtbaren Wesen, von guten Genien, von über Menschheit erhabenen, und die Gottheit gleichsam unmittelbar umgebenden Geistern, findet man in den ältesten Mythologieen der Juden, der Egypzier und andrer Völkerschaften, ja selbst der unkultivirtesten, z. B. der Lappen. Denn der Glaube an sie, beynah möchte ich sagen, das Ahnden ihres Daseyns liegt in der Natur der menschlichen Seele. (1tes Buch 4)

Die christliche Mythologie hat sie eben deswegen aus andern Mythologieen und vorzüglich aus der Jüdischen aufgenommen.

Die

Die allgemeine Stufen-Leiter aller sichtbaren Wesen scheint ihr allerdings einen Grad von Wahrscheinlichkeit zu geben. Es scheint den allgemeinen Gesetzen des Universums angemessen, dafs die grofse Lücke zwischen Gottheit und Menschheit durch hohe Wesen ausgefüllt sey. *

Aufser dem Bande, der Leiter, der der Mensch bedurfte, um sich der Gottheit näher zu bringen, (11) veranlafste ihn auch das mächtige Bedürfnis: sich an ein ihn liebendes, zugleich gutes und mächtiges Wesen anzuschliefsen, diese Engel dadurch noch

* Ueber ihr dogmatisches Daseyn, s. Henkes Magazin der Religions-Philosophie &c. 3ten Bds. 2tes St.

noch näher an sich zu binden, dafs er einen oder den andern zu seinen besondern Schutz-Geist wählte, durch diese Wahl gleichsam zu sich herabzulocken, mit den Banden der Liebe und Gegen-Liebe an sich zu ketten wähnte, oder wohl jedem Menschen seinen eigenen angebornen Genius schuf, der ihm als Beschützer, Freund, Gehülfe, Rathgeber und unzertrennlicher Begleiter erschien.

Eine so schmeichelhafte, kosende, wohlthätige und beruhigende Idee, dafs sie leicht bey der Menschheit Eingang finden mufste!

Auch läfst sich kein Grund denken, warum man der Menschheit diese Idee rauben sollte. Sie ist der Moralität nicht allein ganz unschädlich, sie ist ihr vielmehr noch beförderlich. Diese Ueberzeugung des Daseyns edler Geister, diese

versinnlichte Darstellung derselben, muſs den Trieb der Veredlung spornen, muſs die Sehnsucht jedes Menschen entflammen, solche ihm erreichbare Wesen nachzuahmen und ihnen ähnlich zu werden; da hingegen der isolirte abstrakte Begriff des allervollkommensten Wesens, als Muster der Nachahmung aufgestellt, den seiner Schwäche sich bewuſsten Sterblichen zur Verzweiflung bringen würde.

Wenn auch zu der Lehre von den Engeln die metaphysischen Beweise fehlen sollten, so ist doch ihr Daseyn eine so liebliche und wohlthätige Schöpfung, der Glaube an sie, von einem so hohen Interesse für die Menschheit, daſs man ihn auf jeden Fall in der christlichen Mythologie beybehalten müſste.

Haben ganze aufgeklärte Nazionen in der Hypothese des agado Daimonos, in

ihren Laren und Penaten Troſt gefunden, hat selbſt der Weiseſte der Menschen nach Jesus, hat selbſt Sokrates an einen Genius geglaubt, * so scheint es erlaubt, diesem Lehr-Satz, sey er auch nur ein schöner Traum, hohen Werth für Menschen-Glückseligkeit beyzulegen. Wenn sie schon diese Idee, ohne in Ungereimtheit zu fallen, nicht so weit ausspinnen darf, als es bey ältern Völkerschaften geschehen iſt, wo man nicht blos einzelnen Ländern, Menschen, Wissenschaften u. s. w. sondern sogar einzelnen Büchern ihren besondern Genius gab.

Bey der Versinnlichungs-Art der Engel der chriſtlichen Mythologie, fin-

* Hellers Sokrates, 1ter Th. S. 117. Mendelsohns Phädon. Vorrede, S. 27.

det die Kritik nichts zu erinnern; sie werden gewöhnlich als Jünglinge in fliegendem Gewand, oder als nackende Kinder vorgestellt, und mit Fittigen, als dem von der Idee hergenommenen Attribut des Himmlischen und Geistigen: dafs nämlich der Sitz der Gottheit, zu und von dem sie von und zu der Menschheit auf- und abfliegen, in der Höhe, in unserm physischen Himmel sey.

Wenn in der Darstellung der Engel sich gewöhnlich so sehr gegen die Regeln des Geschmacks versündigt wird, so kann man es nicht auf Rechnung der Mythologie setzen. Allerdings aber sind diese Sünden der Mythologie und mithin auch mittelbar der Religion selbst, nachtheilig; weil sie statt der Geistes-Erhebung, Ekel, Spott und Verachtung erwecken. Es ist daher vielleicht keine so ganz überflüssige Frage, ob

nicht alle mythologische Bilder und Darstellungen unter öffentlicher Aufsicht stehen sollten ?

Ueber das Mittel: die Lehre der Engel noch inniger mit Moral und Religion zu verweben, wird in der Folge mehr vorkommen.

51.

Heilige.

Auch die von der christlichen Mythologie aufgenommene Idee der Heiligen, ist aus ältern Mythologieen entlehnt.

Die Natur der menschlichen Seele gab auch ihr das Daseyn. (4) Nichts ist natürlicher als die Empfindung: unsre Verehrung für ein von uns geliebtes und verehrtes Wesen noch jenseits des Grabs zu erstrecken, nichts natürlicher als der Wunsch: dieses Wesen zum Gegenstand der allgemeinen und öffentlichen Verehrung aufzustellen.

Diese Idee schmeichelt zugleich dem Stolze der Lebenden. Der Gedanke, seine Macht auch in die Zukunft aus-

zudehnen, gleichsam die ewigen Welt-Gesetze in ihrem Laufe zu hemmen, und einem Sterblichen nach dem Ausspruch eines irdischen Tribunals, eine hohe Stelle in einer andern Welt anzuweisen, war ein der Eitelkeit des Menschen und vorzüglich des Priester-Stands — in dessen Wirkungs-Krais er nothwendig fallen mufste — sehr anpassender, aber freylich auch sehr kühner, anmessender und vor dem Richter-Stuhle der Vernunft sehr lächerlicher Gedanke.

Der aufgeklärtere Theil der Menschheit nahm ihn wahrscheinlich ohne Widerstreben auf; weil er in ihm einen neuen Sporn zur Tugend zu finden glaubte, weil es ihm lieb war, der Tugend der Sterblichen schon hier Lohn zu sichern, und seinen eigenen Empfindungen der Achtung und Verehrung, freyen Lauf zu lassen.

Da die menschliche Seele allenthalben den nämlichen Gang hält und halten mufs, so sind auch die Kanonisazionen der christlichen Kirche offenbar den Apotheosen älterer Völkerschaften nachkopirt.

Wenn man diese Kanonisazionen auf wahre und reine Grund-Sätze zurückführt, wenn man sie nur für die allgemeine Meynung den allgemeinen Glauben der Menschheit erklärt: dafs der kanonisirte durch seine, während dieser irdischen Laufbahn entfaltete Tugenden, die Palme der Seligkeit verdient habe, so sind sie an sich der Moralität unschädlich, vielmehr ein würksames Mittel zu ihrer Beförderung.

Wenn in diesem Sinne der weise und tugendhafte Mark Aurel bey den Römern apotheosirt würde, so läfst

sich die Vernunft durch die Empfindung versöhnen; aber wenn man diese Seligsprechungen als Ansprüche geltend machen will, welche selbst der Gottheit zur Vorschrift über das doch nur ihrem Auge sichtbare wahre Gewicht der Tugend und des verdienten Lohns dienen müfsten; wenn man einzelnen Sterblichen Götterblick, Ausübung der ausschliefsenden Vorrechte der Gottheit, also willkührliche Störung der ewigen Welt-Gesetze zuschreiben will, — so scheint es, man könne diese Idee selbst in theologischer Hinsicht nicht anders als für blasphemisch und im allgemeinen für vernunftwidrig erklären.

Erinnert man sich, wie einst Antinous einzig seiner körperlichen Schönheit wegen apotheosirt, wie bey der christlichen Kirche die Ehre der Kanonisazion vom Simeon Styllita an,

beynah ausschliefsend nur den Aszeten, der Schwärmerey, dem Fanatismus zu Theil, wie dadurch die wahren Begriffe von Tugend verkrüppelt wurden, — so kann man sich des Unwillens und der Trauer über die ungeheuern Verirrungen des menschlichen Geists nicht enthalten. Aber immer scheint es einer neuen Prüfung werth, ob denn wirklich diese Verirrungen eine nothwendige und unvermeidliche Folge des Geists der Apotheose seyen?

52.

Die Geschichten der Heiligen, von der goldenen Legende des Dominikaner Jakob de Voragine an, bis zu der des berühmten Pater Cochem, sind ein Gewebe von Romanhaften, Wunderbaren und Abentheuerlichen. Sie übertreffen beynah alle Träume der jüdischen, griechischen und anderen Mythologieen, ja selbst die Erzählungen der berühmten Sultanin Scheherazade und des Vizir Moslem * eben so weit, als sie von diesen an

* Wer kennt nicht Gallands berühmte Tausend und Eine Nacht und das Crebillonische Meisterstück des Wizzes: Ah quel Conte!

Anmuth und Interesse übertroffen werden.

Es wird dem Denker ganz unbegreiflich scheinen, wie der menschliche Geist bis zu dem Glauben an solche Albernheiten habe sinken können, wenn er sich nicht des in der Natur der menschlichen Seele liegenden allmächtigen Triebs nach Wundervollen und Aufserordentlichen erinnert. Dieser Trieb, der — wie Wieland, einer unsrer gröfsten Menschen-Kenner, irgendwo sehr richtig bemerkt — aus der so natürlichen Neigung herrührt, die unsichtbaren Ursachen der sichtbaren Würkungen aufzuspühren; dieser immerwährende Drang, sich aus seiner Hülle, aus dem Kraise des Sichtbaren und Fafsbaren hinaus und in die Sphäre des Unsichtbaren und Unfafsbaren zu schwingen, in dieser zu leben und zu weben; dieser Trieb, den ich für das ſtärkſte Diplom unsrer eige-

nen Geiſtes-Bürgerschaft halte, dieser Trieb iſt es, der schlechterdings befriedigt werden muſs.

Die Mythologie iſt sein rechtmäſsiger Wirkungs-Krais. Wird dieser, wie es in der ursprünglichen Chriſtus-Religion der Fall war, zu sehr eingeengt, alle hypothetische Mythologie ganz vertilgt, oder doch zu sehr simplifizirt, so entspringt daraus die nothwendige Folge, daſs die Imaginazion sich auf andre, der Moralität und dem Wohl der Menschheit schädliche Gegenſtände, auf Heiligen-Legenden, Zauber-, Gespenſter- und Hexen-Mährchen wirft.

Gerade diese Heiligen-Legenden scheinen die bedeutendſte Warnung gegen die Vertilgung, oder auch nur gänzliche Simplifizirung der Mythologie zu seyn. Der menschliche Geiſt bedarf Mythos. Ich wiederhole es, der wah-

re Weise wird nur es mit der Vernunft zu versöhnen, er wird es zu veredlen ſtreben.

53.

Lafst uns also die Lehre der Kanonisazion beybehalten, lafst uns die Heiligen nicht verbannen; lafst uns jene auf richtige Grund-Sätze würklich zurückführen.

Mag die Menschheit immerhin sich an dem schönen Wahne sonnen, dafs dasjenige Wesen, welches nach ihrer Meynung und Erklärung (51) hienieden durch Tugenden die Seligkeit verdient hat, auch dort bey der Gottheit in gröfsern Ansehen ftehen müsse; dafs man also dieses Wesen nicht nur als ein Beyspiel von Tugenden verehren, sondern auch Schutz, Verwendung bey der Gottheit bey ihm suchen könne. — Ich halte es für eine schuldlose, vielleicht wohlthätige Täuschung, und warum

sollte

sollte man diese der Menschheit gräm-lich entreissen ?

Jene Lehre hat selbst in Absicht der Ausbildung der Menschheit we-sentliche Vortheile ; denn auch Künste und Wissenschaften haben ihre Schutz-Patronen erhalten , dadurch dem En-thusiasmus für sie den Stempel der Religiosität aufgedrückt , und die hei-lige Cecilie ist ein allen christlichen Religions-Partheyen liebes und ehrwür-diges Wesen geblieben. *

Aber lafst uns diesen Wahn richtig leiten ; lafst uns sorgen , dafs er nicht,

* Herders zerstreute Blätter. 5te Sammlung.

nicht, wie bisher, die Moralität untergrabe, und die Eitelkeit, die Glanzsucht, den Müfsiggang, die Singularität, die Verirrungen einer exaltirten Einbildungs-Kraft, die Schwärmerey, den Fanatismus, oft den würklichen Wahnsinn, an die Stelle des Heroismus und der Tugend, setze.

Das Kalendarium der Heiligen findet man beynahe einzig mit angeblichen Martyrern angefüllt. ° Die Martern und Leiden, die sie erduldet haben sollen, müssen allerdings unsre Theilnehmung rege machen; aber der Psycholog, der die Trieb-

° In dem Kalendarium des Pater Cochem finde ich am 20ten May den Franziskaner Bernardin als Maria's **Liebhaber** aufgeführt!

federn jener Ausharrung zergliedert, überzeugt sich leicht, dafs diese meist in einer schwärmerischen Geistes-Stimmung, nicht in einem reinen Anschauen, einer reinen Erkenntnis lag; dafs sie also für Irrthum wie für Wahrheit gelitten hätten; so wie bey andern asiatischen und amerikanischen Völkerschaften Millionen für die abentheuerlichste Auswüchse der sinnlosesten Mythologieen litten, und noch leiden. Der Philosoph kann jenen Märtyrern, allein um dieser Marter willen, und ohne den Beystand eines hohen Grads praktischer Religion, den Nimbus nicht zugestehen.

Er wird also vor allen Dingen auf eine Revision des Katalogs der Heiligen antragen; nach Grund-Sätzen, wie sie der Fortschritt des menschlichen Geistes über Ethik und Sitten-Gesetz fordert; er wird also alle dermalige Heilige in den

Kandidaten-Zustand zurücksetzen. Diese Revision wäre allerdings von der Kompetenz der mythologischen Gesetz-Gebung, aber nicht einzig dem Advokaten Satans, sondern jedem Gliede der Kirche mufs dabey seine freye Stimme bleiben, d. h. das Recht, seine Zweifel über die Heiligkeit des Kandidaten vorzutragen, und die Bestätigung des Nimbus, so wie jede künftige Verleihung, mufs sich auf wahre Religion, auf praktische Ausübung derselben und aller Pflichten des Menschen und Gottes-Verehrers gründen.

Nur nach solchen Grund-Sätzen kann ein Pantheon wohlthätig, oder doch unschädlich seyn. Die wahre Tugend hat bey dieser öffentlichen Ausstellung nichts zu fürchten. Der Tod entwaffnet Verläumdung und Feindschaft, und der Triumph der Wahrheit ist zwar langsam, aber stets gewifs.

Wie sehr ist der erhabene Las Kasas verkannt, verfolgt und verläumdet worden! * und welches Zeit-Alter, welches Volk hat ein edleres, liebenswürdigeres, wohlthätigeres Wesen aufzuzeigen, als ihn, den Dominikaner-Mönch! Kein Nimbus umhüllt seine Schläfe, aber alle denkende und empfindende Wesen werden ihn ihm zuerkennen.

Dann, wann wahre Tugend den Strahlen-Kranz zu erwarten hat, ist die Aufnahme der Heiligen, ist die Kanonisazion ein anmuthiger Theil der christlichen Mythologie; willkommen allen, für die es Bedürfnis ist, dem Adel grosser Seelen zu huldigen, und

* Die Spanier In Peru. S. 239.

sich unter ihnen Beyspiele zur Nachahmung, Freunde, Tröster und Vertraute im Leiden, zu wählen.

54.

Personifizirung der göttlichen Eigenschaften, der Tugenden und Empfindungen.

Die Natur der menschlichen Seele bietet uns zu Beförderung der Religion einen mächtigen Hebel an, den die christliche Mythologie theils ganz unbenutzt gelassen, theils, zu ihrem eigenen grofsen Nachtheil, ausdrücklich verworfen, theils auf eine sehr unvollkommene, oft verkehrte Weise angewendet hat.

Wir finden in den älteften Mythologieen der Perser, der Indus, der Egypzier, der Griechen, dafs ihre Götter und Halb-Götter grofsentheils aus der zergliederten Verkörperung der göttlichen Eigenschaften, oder der

menschlichen Empfindungen bestehen.

Durch diese einzelne Versinnlichung und Verkörperung mufsten nothwendig auch die einzelnen Eigenschaften, die einzelne Empfindungen der Gegenstand einer erhöhten, wärmeren und eifrigeren Andacht und Verehrung, diese Eigenschaften, diese Empfindungen anschaulicher werden, mehr in Umlauf kommen und tiefern Eindruck erregen. Nur ein Mark Aurel konnte der Güte einen Tempel bauen, und ohne den Altar der Vesta würde jener hohe Werth der jungfräulichen Reinheit und Keuschheit sich bey den Römern schwerlich bis zu den Zeiten des Verfalls der Sitten und des Reichs, erhalten haben.

Es scheint, dafs die Versinnlichung der moralischen Empfindungen unsre Seele erwärmt, diese Empfindungen

selbst erzeugt, pflegt, ausbildet, ihre Würde, ihren Werth immer gegenwärtig erhält, und durch das tausendfarbige Gewebe der menschlichen Gefühle, das Herz allmählig zu ihnen hinaufhebt, die entgegengesetzte unmoralische Empfindungen aber vertilgt.

In dem Tempel der Gottheit, als des Inbegriffs aller Tugenden, verliert sich die Seele, in diesem weiten Kraise, erliegt sie unter dem fruchtlosen Streben, sich die ganze Summe der Moralität eigen zu machen, versinkt in der Idee, den Kampf mit so vielen Lockungen der Sinne, mit so vielen Stürmen der Leidenschaften, zugleich und auf einmal zu bestehen.

Aber lasst uns der ehelichen Treue einen Altar errichten, und vor ihm wird die Gattin nicht mit dem Sigisbeo, sondern mit dem Gatten am Arm, lasst

uns der mütterlichen Liebe einen Altar errichten und vor ihm wird die Mutter nicht mit dem Schoofs-Hunde, sondern mit dem Säugling am Busen erscheinen; lafst uns der Freundschaft einen Tempel errichten, und sie wird auf die Erde zurückkehren, an seiner Schwelle werden Wesen sich wieder finden, die sich verkannten, werden Wesen, die sich verfolgten, sich brüderlich und versöhnt in die Arme sinken!

Unmöglich kann man dieser Idee den Vorwurf des Pantheismus und der Abgötterey machen. Denn die Gottheit ist nichts anders und kann nichts anders seyn, als die Summe alles Edlen, Guten und Schönen, die Summe aller Tugenden.

Ist es dem sinnlichen Menschen unmöglich, ihr volles Wesen darzustellen, so

kann es hingegen deren Würde nicht verletzen, wenn diejenige einzelne edle Empfindungen verehrt, und zu Beförderung dieser Verehrung versinnlicht werden, die Sie in die menschliche Seele gelegt hat, die ein Funke Ihres Wesens sind, die von Ihr abstammen, deren Besitz wir als Stempel der Gottheit tragen und als solchen anerkennen, durch deren praktische Anwendung wir uns einzig Ihr nähern, Ihr nach dem richtigen Sinne dieses Worts huldigen können, in denen wir also einzeln, so wie zusammengefasst, durchaus nichts anderes als Sie Selbst unmittelbar Sie verehren!

Wenn die Mythologieen andrer Völker, die nämliche Idee aufgefasst, aber sie nach irrigen oder unvollständigen Begriffen von Gottheit, Religion und Moral, an der Hand einer ungebildeten, oder einzig von Sinnlichkeit ge-

schwängerten Imaginazion ausgeführt, und dadurch Gottheit und Religion entehrt haben, so ist dieſs kein Beweiſs gegen die Richtigkeit der Idee selbst; so laſst sie uns, geleitet von einer tiefern Kenntnis des Wesens der Gottheit, von einer gereinigtern Moral, zu Erhöhung ihres Einflusses auf die Menschheit, zu festerer Zusammenziehung des Bandes zwischen Gott und ihr, zu Beförderung der Erfüllung des einzigen Zwecks des Menschen-Daseyns, nämlich der Veredlung und Vervollkommung anwenden.

55.

Und dazu bietet auch selbst die reine Christus - Mythologie ungezwungenen Stoff, ohne daſs wir, wie jene Völker, zu Fabeln, zu Fantomen einer üppigen, oder exaltirten Phantasie die Zuflucht nehmen müssen.

So bald wir ein göttliches Wesen, wie Jesus, so bald wir Engel und Heilige anerkennen, und ohne Verletzung der Religion anerkennen dürfen, ist der Stoff, jene Personifizirung der göttlichen Eigenschaften und der moralischen Empfindungen in die christliche Mythologie zu verweben, geschaffen. Und warum sollte die christliche Mythologie, die sich mit so vielen Geheimnissen, Wundern und Abentheuerlichkeiten überladen hat, warum sollte

sie allein, sich der Allegorie an der Hand der Vernunft nicht bedienen dürfen, um die Religion in das menschliche Herz einzuführen?

Wenn wir der Unschuld einen Tempel errichten, so lasst uns dort das schöne Bild der ersten Menschen im Paradiese, im Augenblick des ersten Erwachens Adams an der Seite seiner Gattin, darstellen; eine höchst anziehende Situazion! wie Milton beweißt, der sie mit zauberischem Pinsel ausgemahlt hat.

Lasst uns das entzückende Bild Jesus darstellen, wie er die Kinder um sich her versammlet, und auf eine, seine erhabne Lehre so rein versinnlichende Art, die Vorzüge der Unschuld entwickelt.

Wenn wir der Mutter-Liebe einen Tempel errichten, so lasst uns das Bild

der Maria aufstellen, mit dem himmlischen Säuglinge an der Bruft. Dieses rührende Gemählde, treuer Erfüllung der süfsesten und heiligsten aller Pflichten; lafst uns hier alle Wöchnerinnen mit ihren Säuglingen am ersten Ausgange weyhen!

Die Liebe, die mächtigste, süfseste und schönste aller Leidenschaften, ist beynah von allen Völkern, als eine eigne Gottheit versinnlicht und angebetet worden.

Schon die Hindus hatten ihren Kupido, unter den Namen Kaum und Kamaddéva; die alten Sachsen eine Göttin der Liebe, unter dem Namen Lora.

Liebe war unter dem Namen Astarte die vornehmste Gottheit der Phönizier; sie wurde von den weisern Griechen als Himmels-Tochter unter dem Namen

der Venus Urania * angebetet; und sorgfältig von der sinnlichen oder populären Venus, der Tochter des Jupiters und der Diana unterschieden.

Die Allmacht, der Adel dieser Empfindung, die Ueberzeugung, dafs sie der Urquell ist, aus der die seligsten Empfindungen, so wie die höchsten Menschen-Tugenden entsprossen, diese sind die Urkunden ihres göttlichen Ursprungs. Gott ist der Quell der Liebe.

Der Enthusiasmus, den sie bewürkt, der hohe Grad von Schwung, den sie der Phantasie mittheilt, sind nur Gründe mehr, dafs die Mythologie sich dieser magischen und furchtbaren Lei-

* Platos ber. Dialog, das Gastmahl.

Leidenschaft bemächtigen muſs, um sie durch eine dem Genius der Menschheit angepaſste Allegorie in ihr Syſtem zu verweben.

Dadurch allein kann sie sich mit Erfolg die Herrschaft über sie, die Macht sichern, sie zu veredlen, sie allenthalben mit der Religion in harmonische Verbindung zu setzen.

Wenn sie dabey die Extreme der Platonischen Schwärmerey und der Phönizischen Orgieen vermeidet, so kann sie die Liebe in den Rang der wahrhaft himmlischen, verehrungswürdigen und wohlthätigen Wesen versetzen, ohne dadurch der Würde der Gottheit zu nahe zu treten.

Die Legenden der Heiligen liefern Beyspiele weiblicher Wesen genug, die durch die Gluth ihrer Empfindungen das

Ideal der Liebe darzustellen verdienen; und von der reinen Gluth der Liebe ist hier nur die Rede, welche als das allgemeine grosse Band des Universums anerkannt ist; ° von jener all'verschlingenden, all'ersetzenden, heiligen und verklärenden Empfindung, welche zwar in der thierischen Menschheit sich bis zu den hohen Schwung der Platonischen Geister-Welt nie erheben wird und kann, aber aufhört zu seyn, so bald sie in Wollust entartet.

Von jener Götter-Flamme ist hier die Rede, die zwar, eingeschlossen

° Nonne vides, operum quo se pulcherrimus ille
Mundus amore ligat?
Claudian.

in diese irdische Hülle auch von ihr ganz Besitz nimmt und unwiderstehlich sie mit sich fortreißt, aber doch stets ihres göttlichen Ursprungs eingedenk, hinauflodert, hinaufstrebt nach ihrer Heimath — um dort mit allem was schön, gut und wahr ist, innig und ewig vereinigt zu werden und zusammenzuschmelzen!

Die Legenden der Heiligen liefern mehr als Ein Beyspiel solcher reiner und heiliger Liebe.

Selbst die Heilige des Tags, an dem ich dieses niederschreibe, Klara, ist dieses Platzes werth, durch die Flamme und Zartheit ihrer Gefühle. Wahrlich, ein Herz, das mit solcher Schwärmerey, solcher Zärtlichkeit, solcher Gluth sich an Jesus heftete, verdiente seine Geliebte zu seyn, ver-

dient als die Schutz-Heilige keuscher und reiner Liebe verehrt zu werden.

56.

Nächst der Liebe ist Freundschaft die wohlthätigste Empfindung der Menschheit. Die weisen, denkenden und empfindenden Wesen aller Zeiten haben den hohen Werth, so wie das grofse Bedürfnis der Freundschaft für die Menschheit, gefühlt und gekannt. Diefs beweifst Cicero's berühmter Lälius, Plato's Dialog Lysis, Plutarchs 12te Abhandlung, die Lehr-Sätze des Aristoteles und anderer.

In dem ganzen Lehr-Gebäude Jesus weht dieser Geist.

Nie hat irgend ein Religions-Syftem, nie die Philosophie diese Empfindung so veredelt vorgetragen, nie bis auf diese Höhe des Enthusiasmus, der

Zartheit und Sittlichkeit getrieben, nie mit so mächtigen Zauberschlägen die ganze Menschheit in eine brüderliche Familie verwandelt, in der es keine sich hassende Wesen geben kann, in welcher der Feind dem Feinde nicht nur verzeihen, nein, auch als Bruder ihn lieben muſs. [a]

Eben deswegen verdient diese Tugend, diese Empfindung in der christlichen Mythologie vorzüglich als eine eigene personifizirte Gottheit allegorisch dargestellt und verehrt zu werden.

---

[a] Unbegreiflich ist es dahero, wie Schaftesbury behaupten konnte, daſs die heydnische Philosophie die Freundschaft dringender als die christliche empfehle.

Wenn der rastlose Zusammenstoss der Leidenschaften, wenn der mit der Kultur des Geists unvermeidlich im gleichen Schritte wachsende Luxus mit seinem die Seele verödendem Gefolge, die Menschheit unaufhörlich auseinanderreifst, isolirt und gegen einander bewaffnet, so ist es gewifs von dem gröfsten Werthe für sie, der Freundschaft einen Tempel zu errichten, wo die Gluth der aufgeregten Leidenschaften sich kühle, wo die Stimme der Selbst-Sucht und des Eigennutzes an dem grofsen Bilde der Bruder-Liebe verstumme, wo der Egoismus an dem Bilde gänzlicher Hingebung, Verläugnung, Aufopferung und zärtlichsten Anhänglichkeit an ein durch gemeinschaftliche Abstammung ihm verwandtes Wesen, sich beschäme; wo also diese reine Flamme alle noch so getrennte und liebloseHerzen zur Offenheit, der Freundschaft Mutter, zur Sanftheit, Gefäl-

ligkeit, Herzlichkeit, Nachgiebigkeit und Versöhnlichkeit erwärmen würde!

Jesus hat durch seine rührende Zärtlichkeit für den Jünger Johannes uns zu einer allegorischen Darstellung der Freundschaft ein schönes Symbol geliefert.

Man stelle diesen göttlichen Menschen vor, am Busen seines Lieblings, von dessen Armen umschlungen, und das Sinn-Bild für den Tempel der Freundschaft ist gefunden, und es wird alle Herzen erschüttern, welchen die Natur nicht durchaus sanfte Triebe versagt hat.

So viele andere der Menschheit wichtige Gefühle und Tugenden, als: Achtung gegen Gesetze, Wohlthätigkeit, kindliche Liebe, Keuschheit, u. s. w. welche das Religions-

System Christus auf einen so hohen Grad der Veredlung getrieben hat, verdienten und bedürften der einzelnen allegorischen Versinnlichung, und eine reine christliche Mythologie würde dazu leicht gefällige und ungezwungene Gegenstände liefern; aber hat nur erst die Idee selbst gewürkt, ist nur erst die Ueberzeugung lebendig, von dem grosen und mächtigen Einflusse dieser allegorischen Personifizirung einzelner Tugenden, oder, was das nämliche ist, einzelner Theile der Religion, einzelner Bestand-Theile Gottes — so wird die allenthalben thätige Phantasie für den Rest schon sorgen.

Und eben deswegen und damit unter dieser Vereinzelung nicht die Anbetung des Ganzen, nämlich der Einigen Gottheit, verloren gehe, damit alle Idee von Pantheismus vernichtet bleibe, sollte jeder Tempel das allegorische

Bild der Gottheit selbst, und in den besondern Tempeln und Altären der allegorischen Darstellungen, erst untergeordnet das Symbol der Empfindung oder moralischen Kraft enthalten, der er geweyht ist.

57.

Und warum sollte nicht die christliche Mythologie sich der Allegorie bedienen dürfen, um selbst gewissen der Menschheit wichtigen Bedürfnissen, gewissen vorzüglichen Freuden, oder besondern Verhältnissen des Daseyns den Stempel der Religiosität aufzudrükken? — Was für einen edlern Zweck kann wohl die Mythologie haben, als das Wohl der Menschheit, die Befestigung und Erhaltung der gesellschaftlichen Bande, die Ausbildung des geselligen Zustands? ohne welchen ja ohnehin keine praktische Moralität denkbar ist.

Wenn also die christliche Mythologie sich des Glaubens an Genien und En-

gel und der gereinigten Idee von Heiligen bedient, um den Leidenden Troft und Beruhigung zu verschaffen, wenn sie also z. B. den Schwangern eine eigne Freundin, eine eigne Beschützerin, gewährt, so verdient sie den Dank der Menschheit. *

Der Terminus der Römer sicherte die Gränzen des Eigenthums und das Bild irgend eines an seine Stelle gewählten Genius oder Heiligen, auf öffentliche Gränzen der Markungen gepflanzt, würde, unter dem Schutze des Glaubens, dem Eigenthume gröfsere Sicherheit gewähren, als es die weltliche Gesetz-Gebung mit Straf-Gesetzen vermag.

* Die Gründe, s. 1tes Buch.

Seegenvoll und wohlthätig z. B. dem Wandrer wäre es, wenn die Wanderschaft ihren beschützenden Genius unter den Engeln erhielte, wenn diesem an den öffentlichen Land-Strafsen kleine Tempel aufgestellt, und dadurch dem Wandrer für die Ergiefsungen seiner Seele, für seine Wünsche, seine Sehnsucht, seine Leiden und Hoffnungen ein Zufluchts-Ort geöffnet würde, neuen Muth, neue Kraft zur Vollendung der Wanderung zu sammlen.

Ich überlasse der Phantasie, diese Ideen weiter zu verfolgen, und der Kritik sie auszubilden. — Vielleicht werden dann auch die Dankbarkeit. die Wahrheit, die Anmuth, (Penie) die wahre Freyheit, (d. h. die Herrschaft der Gesetze) die Vaterlands-Liebe, der wahre Bür-

ger-Sinn, d. h. die ruhige Verehrung der gesetzmäfsigen Gewalten, ihre Altäre empfangen.

58.

Mythologischer Religions-Kultus. Religiöse Sitten. Gebräuche. Zeremoniell.

Ueber den Begriff des Kultus habe ich mich oben bereits erklärt. (1)

In die Klagen über die Luxuriosität des Kultus der ur-christlichen oder katholischen Kirche, und die Nachtheile derselben für Religion selbst, in die Meynung, dafs man alles, was die Religion betrifft, durchaus vereinfachen müsse, kann ich in so lange nicht im allgemeinen einstimmen, bis der Begriff des Luxus und dann die Gränzen seiner Schädlichkeit genauer und schneidender bestimmt sind.

Religion im allgemeinen und so auch Christus-Religion wird vereinfacht, indem man alles, was nicht ihr wesentlicher Bestand-Theil ist, absondert, und in das Gebieth der Mythologie verweist.

Aber für die Mythologie und noch weit mehr für den mythologischen Kultus, giebt es nur Eine allgemeine Gränz-Linie, nämlich diese: dass sie die Religion selbst weder verhüllen, noch entstellen dürfen; dass also deren Wahrheiten allenthalben hell, rein und unverletzt erhalten werden.

Jenseits dieser Gränz-Linie und nur jenseits derselben erkenne ich auch hier das Gebieth des Aberglaubens. (2)

Innerhalb derselben aber muss der mythologische Kultus einfacher oder üppiger seyn, je nachdem es der Geist der Nazion fordert.

Der

Der einzige Maasstab der Kritik des mythologischen Kultus ist also nach meiner Ansicht: die Unverletzlichkeit der Religions-Wahrheiten und ihres praktischen Lebens; also ihres Einflusses auf die Menschheit.

So wie aber die Organisazion der menschlichen Seele Mythologie fordert, um Religion zu erwecken und zu erhalten, so fordert sie auch durchaus Kultus, äusserliche Gottes-Verehrung;* die Erhebung des Menschen zum geisti-

gen

* Une religion chargée de beaucoup de practiques, attache plus à elle qu'une autre qui l'est moins; on tient beaucoup aux choses dont on est continuellement occupé. Montesquieu Espr. des Loix, T. III. p. 266.

gen Anschauen ist eben so schwer, als es leicht ist, durch die Sinne auf seine Seele zu würken.

Es ist ohnwidersprechliche Wahrheit, dafs unsre Empfindungen weit öfter aus unsern Handlungen, als unsre Handlungen aus den Empfindungen entspringen. Die gesunde Seele des Menschen kann ohne ein sinnliches Objekt keine Vorstellung empfangen. Der Zustand der Schwärmerey, durch den sie gleichsam für das Geistige isolirt wird, ist eine Krankheit der Seele; durch irgend eine fehlerhafte Organisazion des Körpers, durch Schwäche erzeugt, also ein durchaus unnatürlicher Zustand; kann aber deswegen keine bestimmte Richtung erhalten, schweift daher ins Abentheuerliche aus. Allem diesem zuvorzukommen, die Empfindungen des Menschen zu leiten, ihn durch sinnliche Objekte, durch äufserliche

Handlungen an den Wahrheiten der Religion festzuhalten, diefs ist gerade der reine Zweck der Mythologie und des Kultus.

Eine allzugrofse Vereinfachung desselben kann aber diefs eben so wenig bewirken, als wenn man Religion im Kultus ertränkt. Jene wird entweder der regellosen Schwärmerey den Spiel-Raum öffnen und an die Stelle der reinen und einfachen Religion ein Chaos sinnloser Mystik setzen, wie bey den Methodisten, Pietisten, u. a. oder sie wird das Religions-Gefühl in ewigen Schlummer erhalten und gänzlichen Indifferentismus erzeugen. Der Nachtheil eines ausschweifenden Kultus ist dagegen eben so grofs. Er vernichtet die Religion, indem er dem Gefühle und der praktischen Moral sich unterschiebt; er schadet der Menschheit, indem er ihre Zeit und ihre That-Kraft verschlingt,

ihren Fleiſs abſtumpft, den Müſsiggang nährt, Imaginazion an die Stelle der Handlung setzt, und also den moraliſchen, so wie mit ihm nothwendig den bürgerlichen Zuſtand der Gesellschaft verschlimmert.

Auch hier, wie allenthalben, liegt also Wahrheit in der Mitte.

59.

Es ist an sich ganz richtig, was einer unsrer grösten Philosophen * bemerkt, dass nämlich der Kultus aus einer unrichtigen Vorstellung von dem Daseyn unmittelbarer eigner Pflichten gegen Gott entstanden sey; aber dies beweist nichts gegen dessen Nothwendigkeit. Wenn man Veredlung als den letzten göttlichen Zweck der Menschen-Bestimmung zugeben muss, wenn aber diese anders nicht als durch Religion bewürkt werden kann, wenn hingegen Religion ohne mythologischen Kultus, ohne Uebung und Zeremonien bey dem so

* Garve Abhandl. über Cicero's Buch von den Pflichten, 2ter Th. S. 70.

organisirten Menschen durchaus nicht lebendig erhalten, ja bey der gröfsten Menschen-Masse nicht einmal geweckt werden kann, so scheint doch, ob gleich der Mensch mit seinen Handlungen weder auf Gott zu würken, noch die ewige Gesetze des Universums zu verrücken vermag, der Kultus in der Beſtimmung des Menschen selbſt, liegen zu müssen.

Der Kultus liegt also freylich an sich nicht in der objektiven Religion. Aber er widerspricht auch der subjektiven Erkenntnis ihrer Wahrheiten nicht, er befördert diese vielmehr.

60.

Gelübde.

Die religiöse Gelobung gewisser Handlungen oder Unterlassungen, findet sich in den ältesten Mythologieen. Auch sie beruhen freylich vorzüglich auf jener an sich philosophisch unrichtigen Vorstellung von der Möglichkeit der Einwirkung auf Gott.

Es ist aber ein so schöner, wohlthätiger, und doch moralisch reiner Irrthum, dafs man ihn der Menschheit durchaus nicht ohne ihren Nachtheil entreissen kann. Nur der tiefe Denker kann sich ruhig zu der erhabenen aber abstrakten Idee hinaufschwingen, dafs alles nach ewigen und unveränderlichen

Gesetzen in seinem Glaise geht, aber eben deswegen für den moralischen Menschen gut geht, weil das Böse oder Gute in der Handlung selbst liegt. Er fasst auch wohl, dass die Moralität deswegen nicht minder nothwendig ist, weil sie allein den Menschen in dem Glaise erhalten kann, das, diesen ewigen Gesetzen gemäss, ihn zur Glückseligkeit führt. Wenn man aber dem Menschen die Vorstellung von einer unmittelbaren Einwürkung seiner Handlungen auf die Gottheit, von einer unmittelbaren individuellen Beziehung mit ihr, lassen muss, warum sollte man ihm nicht auch die Gelübde lassen?

Auch jeder Vorsatz, jeder Entschluss zur moralischen Veredlung ist ein Gelübde, und das ganze Daseyn des Menschen ist ja ein Gewebe von gefassten und gebrochenen Entschliessungen, ein

ewiger Reihentanz von Straucheln, Sinken und Aufstehen.

Gut muss immer das Motif oder der Zweck jedes Gelübds seyn; denn der Mensch kann es nicht wagen, der Gottheit Böses zu geloben; aber freylich nur relatif gut, gut nach der Ansicht des Gelobenden, und darinn liegts, warum man die Gelübde überhaupt, zum Theil aber wohl aus politischen Gründen, verurtheilt hat.

Revoluzionen und Reformen sind stets das Werk des Enthusiasmus und müssen es seyn; wenn nun dieser an irgend eine unrichtige Anwendung eines Grund-Satzes stößt, so schreitet er über dessen Prüfung hinweg, und stürzt ihn, um alle seine Folgen desto gewisser zu stürzen. Statt einer ruhigen Prüfung des Geistes der Gelübde, hat

man sie selbst verurtheilt; statt die Quellen ihrer Anwendung zu läutern, die menschlichen Ansichten von dem, was man als gut, als recht, als Gott wohlgefällig, als dem Zweck des Menschen-Daseyns entsprechend, betrachten kann, zu berichtigen, statt also die Menschheit und mit ihr zugleich auch diesen religiösen Akt zu bilden, hat man sie im allgemeinen für Aberglauben erklärt, und verbannt; und freylich war dieſs leichter.

Es scheint also nur darauf anzukommen, jenen Irrthum mit der Moralität ins volle Gleichgewicht zu setzen; und dieſs ist die Aufgabe des philosophischen Theologen.

Wenn er die unmittelbare Einwirkung des Menschen auf Gott, die unmittelbare Beziehung desselben mit Gott einräumt, so kann er diesen Irrthum

doch, so wie er ist, mit der Religion versöhnen, und er kann also durchaus aus den eigenen Bestand-Theilen der Religion die Gränzen der Gelübde bestimmen und sie zur reinen praktischen Gottes-Verehrung zurückführen.

Die Motive der Gelübde sind entweder, Hoffnung: die Gottheit dadurch zur Rettung aus irgend einem Leiden, irgend einer Noth, z. B. eigner Krankheit, Krankheit unsrer Geliebten u. dgl. zu bewegen, oder Dankbarkeit für Hülfe und Rettung, die man für unmittelbar hält. Beydes mag immer philosophisch unrichtig seyn, und doch ist beydes mit der Religion nicht im Widerspruch.

So geleitete Gelübde, aus reiner Religions-Erkenntnis sich ergiefsend, können der Menschheit sehr wohlthätig

werden, so wie jeder Enthusiasmus fürs Gute. Sie sind Balsam für den Leidenden und Kranken; in sie giefst er die ganze Fülle seiner Kümmernisse; aus ihnen quillt Ruhe, Hoffnung, Frohsinn, Ausdaurung. Wenn also die Religion den Geist des Volks bildet, wenn sie ihm den Unsinn des moralischen Werths und Verdiensts körperlicher Leiden, oder Erbauung überflüfsiger Tempel oder Klöster, begreiflich macht, und mit Einem Worte, den Menschen über seine wahre Bestimmung aufklärt, den Wirkungs-Krais der Gelübde auf praktische Religion, auf ausdauernden Vorsatz zum Guten, zu Ueberwindung lasterhafter Neigungen und Schwachheiten, auf Wohlthätigkeit erbaut — Tugenden, die Jesus auf eine so entzückende Art empfiehlt — o dann darf die Mythologie die Gelübde unbesorgt aufnehmen! Sie wird dadurch die schönste und edelste Empfindung, die der Dankbar-

keit, die beglückendste Tugend, den Enthusiasmus fürs Schöne und Gute, befördern.

61.

Oeffentliche Gebete.

Nach rein philosophischer Ansicht würde auch das Gebet durchaus zwecklos seyn; und doch ist es für die Empfindung so wichtig, doch läfst sich ausserdem eigentliches Religions-Gefühl gar nicht denken.

Denn worinnen sollte denn, den moralischen Wandel ausgenommen, dieses Anerkenntnis der Gottheit mit seinen Folgen, dieser Glaube eigentlich bestehen? Das Gebet enthalte nun den Vortrag unsrer Wünsche und die Bitte um deren Gewährung, oder Ergiefsung unsrer Leiden, oder Dank für empfangene Wohlthaten, oder Ausdruck unsrer Verehrung

seiner Gröfse und Güte, so hebt es in jedem Falle unsre Seele; sie wird, indem sie sich der Gottheit naht, durch das innere Bewufstseyn ihrer Schwäche, durch die Schaam ihrer Mängel, im Gegensatz des Begriffs der göttlichen Reinheit und Allvollkommenheit, gleichsam gezwungen, sich zu veredlen, sich zu schmücken, da sie die Allwissenheit durch erheuchelte Tugend nicht zu täuschen hoffen darf.

Das Gebet bezeichnet die reinsten und wohlthätigsten Gefühle, das Vertrauen zu einem allgemeinen Vater, das Streben des Geschöpfs, seinem Schöpfer mindstens durch den Ausdruck der Bewunderung: Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit darzulegen, und diese Gefühle heiligen das Herz.

Das Gebet ist also in psychologischer Ansicht ein sehr wesentlicher Theil des

Kultus; am wichtigsten das öffentliche. Es ist traurig, dafs, die Philosophie auf diesen der Religion und mithin der Menschheit so unaussprechlich wichtigen Gegenstand bisher so wenig Einflüfs behaupten konnte, dafs selbst die eigentliche äufserliche Gottes-Verehrung, die Sprache des Menschen mit Gott, so selten klare Begriffe ausdrückt, mithin auch nicht in der Seele des Menschen erwecken kann, und dafs dadurch die feyerlichste aller menschlichen Handlungen zu einem Mechanismus der Sprach-Organe herabgewürdigt wird.

Der Innhalt der mehresten Gebete besteht aus Vorträgen, Wünschen und Bitten, die durchaus mit den reinen Grund-Sätzen der moralischen und also auch der Christus-Religion unvereinbar sind. Alles, was deren Geiste widerstrebt, was den diesen angemessenen

Ver-

Verhältnissen des Menschen zu Gott zuwiderlauft, ist religionswidrig und muss aus dem Gebete verbannt werden. Sokrates bat die Götter nur im allgemeinen um das Gute.

Wie schön, wie ganz im Geiste des reinen Christenthums, ist nicht sein berühmtes Gebet in Plato's Phädrus:

„O geneigter Pan! und all' ihr andre einheimische Götter! gebt, dass „ich von innen schön, und von aussen, wie von innen werde; keinen „aber für reich halte, als den Weisen! Von andern Güthern werde mir „nur so viel, als dem Mässigen genügt!"

Aber auch der Vortrag, die Einkleidung der Gebete ist meist zweckwidrig.

Wenige* ausgenommen, ist der Rest der Gebet-Bücher der ur-christlichen Kirche, noch jetzt ein Chaos von theils wahrhaft gotteslästerlichem Unsinn. **

Die der protestantischen Kirche sind in den neuern Zeiten zwar, gröfstentheils gereinigt; aber wer sich überzeugen

---

* Z. B. die Gebete und Gesänge des edlen und liebenswürdigen Werkmeisters u. s. w. doch wächst jährlich deren Zahl.

** Ich wünsche, dafs man mir die Beweise erlässt. Ich würde z. B. aus einem ganz neu abgedruckt werdenden Gebet-Buche, unter dem Titel: Das himmlische, vom Gebet belagerte, und glücklich eroberte Jerusalem, Beweise vorlegen, über die selbst Fanatiker erstaunen und erröthen dürften.

will, dafs auch sie noch vor kurzem blasphemischen Unsinn enthielten, lese nur die Berliner Monatschrift, (unter andern im 1784ger Jahrg. S. 86) nach.

Auch diese gereinigte Gebete aller Parthoyen enthalten noch so wenig eigentlich berichtigte Gedanken, oder bestimmten Ausdruck der Gefühle, und wo man diese auch antrifft, sind sie in einen solchen Schwall von Symbolen, Gleichnissen und Figuren eingehüllt, die Sprache ist immer noch so bildlich, so geziert, so voll Phöbus, geht noch so sehr auf Stelzen, dafs man sie durchaus nicht für eine würdige und zweckmäfsige Unterredung des Menschen mit der Gottheit erkennen kann. Wenn die Gottheit selbst sich den Menschen nicht anders als versinnlicht deutlich machen konnte, so ist diefs durchaus nicht umgewendet der Fall. Der Mensch spricht zum Geist,

Dieser bedarf keine bildliche Vorstellung; eine reine, einfache, bestimmte Darstellung unsrer Empfindungen ist also einzig dem Wesen und der Würde der Gottheit angemessen. Unter dieser Reinheit, unter dieser Einfalt verstehe ich nicht Trivialität. Der Ausdruck kann erhaben seyn, aber der Gedanke sey human.

Wie majestätisch und doch gedankenvoll, edel und doch natürlich und wahr sind nicht z. B. Popes berühmtes Universal Prayr, Thomsons Hymne auf die Gottheit!

Vor allen scheint der Begriff des Gebets, oder die Sprache mit und zu Gott einer Klassifizirung zu bedürfen.

Die Gattung der Hymnen oder Lobgesänge müsste durchaus von demjeni-

gen Gebet oder Gesang unterschieden werden, der den Vortrag gewisser Anliegen, gewisser Bitten an die Gottheit, und diese Gattung wieder von derjenigen, welche die Erinnerung der Religions-Pflichten enthalten.

Nach dieser Verschiedenheit der Gattungen müfste auch die Liturgie des Kirchen-Gebets und Kirchen-Gesangs abgeschattet und abgesondert; der Hymne und Psalme, zum Beyspiel, durch den Wechsel der Chöre der Stempel der Feyerlichkeit und Würde, so wie dem bittenden Gebet und Gesang der Karakter der Herzlichkeit, der Seelen-Ergiefsung der sanften Schwärmerey aufgedruckt werden.

Wahrlich! mir scheint einzig in diesem Hebel der Andacht, noch eine uner-

mefsliche ungenuzte Kraft zu Veredlung des Menschen zu liegen. *

* Herders Briefe zur Beförderung der Humanität. 7te Samml.

62.

Expiazionen. Faſten.

Die Idee der Expiazionen, der Verſöhnung der Gottheit durch vorsetzliche Erregung körperlicher Schmerzen, durch Geiſslung, Wallfarthen und andre fleiſchliche Abtödtung iſt eben so alt als philosophisch unrichtig; denn vernunftwidrig, den richtigen Begriffen von Gottheit, also dem Wesen der Religion widerſtrebend, iſt doch wohl die Voraussetzung: daſs die Gottheit überhaupt im gewöhnlichen Sinne dieses Worts versöhnt werden müsse, oder könne. Ein Begriff, der Rachsucht, Feindschaft oder auch Leidenschaft vorauszusetzen scheint. Verkennung der wahren Würde der Gottheit hingegen iſt es, zu glauben, daſs sie durch körperliche Schmerzen, also

durch unser Leid versöhnt werden, dafs sie gleichsam daran Wohlgefallen finden, dafs unsre unangenehme Empfindungen Ihr eine angenehme erregen könnten.

Ohnehin liegt es ja schon in dem Ur-Begriffe des Geists, dafs der Mensch nur durch sein moralisches Wesen mit ihm zusammenhängen könne.

Die Expiazionen sind also nicht allein sinnlos, sie sind auch religionswidrig. Wenn einige blutige Striemen des Flagellanten, einige Schwären an den Füssen des Pilgers, moralische Vergehungen tilgen können, so ist die Basis der Moralität umgestürzt, aller Zweck unsers Daseyns, alle Religion vernichtet; denn diese kann einzig in der unerläfslichen Erfüllung unsrer moralischen Pflichten bestehen.

Die ganze, von ältern Mythologieen dem Christenthum aufgedrungene Lehre der Abbüfsungen mufs also vertilgt werden.

Eine Gattung dieser Expiazionen sind, die Faſten; auch sie haben wir von andern Nazionen erhalten. Von den Hindus verbreiteten sie sich auf die Egyptzier, die Juden, die Mahomedaner. Mehr oder minder ſtreng, sind sie zum Theil bis auf den äuſserſt physisch möglichen Grad geſtiegen.

Bey den Faſten liegt allerdings ein richtiger Sinn zum Grund; nämlich die praktische Ausübung der Mäſsigung und Enthaltsamkeit, durch die einzig unsre Seele von Stürmen der Sinne und Leidonschaften rein und frey erhalten werden kann.

Die Vorschrift des Faſtens bey vorzüglichen der Gottheit gewidmeten Feſten,

in heiligen, ausschliefsend der Gottheit gewidmeten Zeit-Punkten, hatten insbesondere den Zweck: unsre Seele durch Enthaltsamkeit zu dem Eindruck geistiger Gegenstände und himmlischer Empfindungen empfänglicher zu machen, den durch schwelgerische Nahrung rege werdenden Tumult der Sinne und Leidenschaften zu zähmen.

Dieser Geist des Fastens ist physiologisch richtig. Aber die Vorschriften der Kirche haben ihn verlassen und entstellt, und eine an sich moralisch richtige Idee, zwecklos, ja selbst nachtheilig für die Menschheit gemacht.

Indem man die Fasten, vorzüglich in Absicht der Dauer, bis auf einen zu hohen Grad von Strenge trieb; hat man durch diese allzuanhaltende Entbehrung, der Sehnsucht nach Ueberfluss, nach Gefräfsigkeit und Leckerheit einen Stachel

gegeben, und also die Völlerey und mit ihr — am sehnsuchtsvoll erwartenden Ende — jene Periode des Ausbruchs der wildesten Sinnlichkeit und regellosesten Leidenschaften befördert; die der Gottheit vorzüglich gewidmete Zeiten aber, nicht ohne grosen Nachtheil der Religion, zum Gegenstand des Widerwillens und der Abneigung gemacht.

Die Würde der Gottheit, der Begriff wahrer Gottes-Verehrung, fordern allerdings; dafs der Mensch sich ihr in einem moralisch gesunden Zustande, also nicht als Bachant, nicht mit gelähmten oder getödtetem Bewufstseyn, nahe. Dieſs ist aber auch die Gränze ihrer Fordrung. Und gerade diese Fordrung wird durch die jetzige kirchliche Faſten keineswegs erfüllt. Die Enthaltung von Fleisch-Speisen ist nicht immer Mäſsigung. Der Geist der Christus-Religion predigt Mäſsigkeit als eine all-

gemeine Tugend. Die Mythologie kann wohl, aus obigen Gründen und zu Vermeidung aller Unordnungen bey dem öffentlichen Gottesdienst, für den Kultus an gewissen wichtigen der Gottheit geweyhten Festen, höhere Enthaltsamkeit vorzeichnen; aber sich auf eine gewisse Gattung von Speisen einzuschränken, ist für die Würde der Religion offenbar zu kleinlich.

Weiser, zweckmäfsiger dürfte es z. B. seyn, in diesen festlichen Zeit-Punkten, den Genufs starker Getränke ganz zu verbieten, der auf den Sturm der Sinne und der menschlichen Leidenschaften so mächtigen Einfluss hat.

63.

Reinigungen. Abluzionen.

Die Gesetz - Geber der orientalischen Völker haben die Abwaschungen und Reinigungen mit vieler Weisheit in ihre mythologische Systeme verwebt, um ihnen dadurch gewisse Befolgung zu sichern. Sie waren von den hohen Vortheilen dieser Abluzionen für den physischen Wohlstand des Menschen, ja von ihrer absoluten Nothwendigkeit, zumal in einem heifsen Klima, überzeugt.

Die christliche Mythologie hat hier die jüdische verlassen, und die Menschheit hat dabey verloren. So bald jene Abwaschungen aufhörten, Religions - Gesetz zu seyn, sind sie allmählig von dem Wechsel der Zeit und Sitten vernichtet

worden. Denn nur die Mythologie, kann einer Sitte Dauer sichern. Einer unsrer aufgeklärtesten Aerzte, Hufeland, hat noch neuerlich den hohen Einfluss des Waschens und Badens auf Menschen-Wohl und Dauer des Menschen-Lebens, bewiesen. Auch liegt die Erhaltung unsers, und zwar eines frohen, reinen, genufsfähigen, Daseyns, allerdings im Geiste der moralischen, also auch der Christus-Religion.

Menschenfreundlich und segnend wäre also, die Idee: die Abluizionen in die christliche Mythologie einzuflechten und bey gewissen Festen, zu gewissen Perioden, zum Gesetz zu erheben.

64.

Weyhe.

Die Widmung gewisser Dinge zum Dienste der Gottheit, zur öffentlichen Gottes-Verehrung, das Weyhen derselben zu diesem Gebrauch, das Aufdrücken eines gewissen Stempels der Heiligkeit, Unverletzlichkeit und Göttlichkeit ist so alt, als die Mythologieen selbst.

Schon die Hindus, von welchen so viele andre Völkerschaften borgten, hatten ihr Tirta, oder Weyh-Wasser; auch in der griechischen Mythologie finden wir diese Weyhe allenthalben, und von ihr, so wie zunächst von der jüdischen, ist sie auf die christliche übergegangen.

Die Vernunft erkennt allerdings keine Weyhe. Ihr ist nur die Religion und deren Ausübung göttlich. Aber wenn die Religion schlechterdings Mythologie und diese Kultus fordert, so scheint es auch hier wieder einzig auf die Prüfung der Moralität dieser Sitte anzukommen. Ich kann in ihr nichts den Geist der Religion entstellendes, nichts an sich der Menschheit nachtheiliges entdecken. Es scheint vielmehr, die Nothwendigkeit des Kultus vorausgesetzt, allerdings nothwendig, die Gewalt desselben auf den menschlichen Geist durch alle innerhalb der Gränzen seines Zwecks liegende Mittel zu verstärken, und eben daher allem, was zu ihm gehört, was also mit der Gottheit in Verbindung steht, den Karakter der Heiligkeit und Unverletzlichkeit aufzudrükken.

Die

Die Zügel der politischen Gesetz-Gebung müssen, bey den raftlosen Fortschritten der Spekulazion über das Staatsverwaltungs-System, allmählig erschlaffen, und lange schlaff in den Händen der Regierenden schwanken, bis die Menschheit den Grad der Bildung erreicht, der alles wieder ins gleiche bringt und Ruhe und Ordnung neben den unvermeidlichen Resultaten jener Spekulazionen denkbar macht. Bis dahin scheint es also um so wichtiger, dafs die mythologische Gesetz-Gebung die Mittel, auf Leidenschaften und Geistes-Stimmung der Menschen zu würken, sich keineswegs entwinden lasse.

Aber sie kann, nach dem jetzigen Grade der Ausbildung des menschlichen Geists, diese Macht durchaus nirgend mehr behaupten, wenn sie nicht der Vernunft sich in die Arme wirft. Dieß

ist denn auch in Absicht dieses Gegenstands der Fall.

Der Weyh-Kessel — dem man aber eine geschmackvollere Form, nach dem Modell des griechischen χερνιψ [a] wünschen möchte — das Besprengen mit Weyh-Wasser, als Symbol der Reinigung, das Weyhen der Tempel, der Begräbnis-Orte, um ihre Unverletzbarkeit zu sichern, der Priester, die Würde ihres Amts zu bezeichnen, der Schwangern, um ihnen höhern Trost durch die Mittheilung eines gewissen Karakters von Heiligkeit zu gewähren, der Kinder, um ihnen einen höhern Sporn zur Tugend zu geben — diese Weyhen sind theils unschädlich, theils wohlthätig.

[a] S. die herkulan. Alterth. 4ter Th. 65ste Kupfertafel.

Aber bis zu welchen Extremen — die ich hier aus Achtung für den menschlichen Verstand nicht näher bezeichne — hat sich nicht dieses Weyh-System verirrt! Man hat die Weyhen ins Unendliche vervielfältigt, hat sie auf die trivialesten, ja sogar die schmutzigsten Gegenstände ausgedehnt; die ursprünglich schöne Idee der Weyhe selbst, ist entweyht und der Mensch in einen finstern, alle Seelen-Kräfte und alle wahre Religion vernichtenden Aberglauben versenkt worden. Man hat diese im Grund selbst einer gereinigten Empfindung willkommne Idee zu einem widrigen Spekulazions-Zweig herabgewürdigt; man hat sinnlose Begriffe damit verbunden und ihr vernunft- und religionswidrige Würkungen zugeeignet.

Man führe die Weyhe zurück zu ihren ursprünglichen Geist; man setze sie

zurück in ihre Würde, und schränke sie auf unmittelbar der Gottes-Verehrung gewidmete, auf feyerliche und der Erhabenheit der Religion angemessene Gegenstände und Gelegenheiten ein, und dann kann sie allerdings ohne Nachtheil ihre Stelle im Kultus behalten.

Selbst die Weyhe gewisser Thiere, gewisser Pflanzen, kann für die Menschheit wohlthätig werden. Die mythologische Gesetz-Gebung hat beynah allenthalben, nach dem Klima und Lokal, gewisse Gegenstände geheiligt, um sie gegen Zerstörung zu sichern, oder ihren schädlichen Genuss zu verbannen; sie verdient dafür Dank, und selbst die mythologische Idee, welche z. B. der Cybele die Pinie, dem Shiva der Hindus den Lotus, den Lorbeer dem Apoll geheiligt hat, ist anmuthig und unschädlich.

Die Idee von Heiligkeit, welche die alten Teutschen der Eiche aufdruckten, hat sie vielleicht ehehin vor der allgemeinen Verwüstung geschützt.

Noch jetzt verdanken die Schwalbe, der Storch, — nützliche Thiere — ihre Fortdauer einem religiösen Vorurtheile.

65.

Opfer.

Zu allen Zeiten, bey allen Völkerschaften hat sich der Trieb geregt, der Gottheit durch Darbringung irdischer Güther einen Beweis des Danks, der geistigen Verehrung zu bringen; die Idee festgesetzt, dafs diese Darbringung der Gottheit angenehm sey. Eine Idee, welche bekanntlich die jüdische Gymnosophisten bis zur Selbstopferung getrieben haben.

Opfer finden wir also in allen Mythologieen; die Ur-Triebe der menschlichen Seele müssen allenthalben die nämlichen seyn. Das Land-Leben, der Hirten-Stand, war der erste Stand der Menschheit. Obst, Feldfrüchte, Schaafe,

die erſten Opfer, welche auf die der Gottheit geweyhten Altäre gebracht wurden. Thiere, vorzüglich reine ſchuldloſe, Lämmer u. dgl. folgten darauf, und endlich hat ſich von Stufe zu Stufe der Enthüsiasmus in Fanatismus verwandelt, und bis zu der ſcheuſslichen Idee verirrt — der Gottheit Menſchen zu opfern!

Die chriſtliche Mythologie liefert den Beweis, wie wenig jener Ur-Trieb der Menſchheit, dem die Opfer ihr Daſeyn verdanken, vertilgbar iſt. Opfer ſchienen damals ſchon ſo innig und weſentlich in das mythologiſche Syſtem verwebt, daſs man ſie als unzertrennlich von Religion betrachtete.

Indeſs hatte ſich Jeſus und ſeine Jünger, deren Zweck nicht Gründung einer mythologiſchen Geſetz-Gebung, ſondern Wiederherſtellung der Reli-

gion war, so bestimmt gegen den Werth der Opfer erklärt, hatten sich nach den damaligen herrschenden mythologischen Systemen, wo sie ins Ungeheure vervielfältigt, wo ihr Geist und Zweck gänzlich entstellt war, wo Opfer für Religions-Uebung gelten sollte, so laut und bestimmt dagegen erklären müssen, dafs die ersten Christen es freylich nicht wagten, sie geradezu beyzubehalten. Sie sind also auf die mystische Idee eines geistigen Mefs-Opfers verfallen, mit der sich kein vernunftmäfsiger Sinn verbinden läfst, und die der Würde der Gottheit unangemessen ist.

Philosophisch unrichtig ist es allerdings, dafs Opfer Gott angenehm seyn können, aber moralisch unrichtig ist die Idee nicht. Die moralische Religion erkennt Dankbarkeit als eine der edelsten Tugenden, und das Streben der

Menschheit, Gott ihren Dank darzubringen, sey es auch den höhern und gereinigten Begriffen von dessen Wesen widerstrebend, sey es also auch fruchtlos, muss doch die Empfindung der Dankbarkeit unterhalten, die Feyerlichkeit dieser Handlung und das damit verbundene Gepränge, doch die Andacht heben, und es scheint mir eine dem empfindenden Wesen wohlthätige und erquickende Idee, öffentlich und auf eine feyerliche Weise, durch irgend ein noch so geringes Geschenk, durch Blumen, Früchte, eine Hand voll Weyhrauch u. s. w. die Empfindungen unsers Danks, unsrer Liebe, dem erhabenen Wohlthäter darzulegen, dem wir alle irdische und geistige Güther verdanken, und dadurch gleichsam eine Schuld abzutragen, die unser Herz drückt.

Opfer scheinen mir also eine den menschlichen Geist erhebende, die mensch-

liche Empfindung kosende Feyerlichkeit, die man keineswegs hätte vernichten, nur auf ihren reinen Zweck zurückführen sollen. Die Gottheit durch irdische Güther wegen unsrer moralischen Vergehungen versöhnen, diese damit ausgleichen zu wollen, ist allerdings eine sinnlose Idee. Aber als Symbol der Dankbarkeit scheint sie dem Geiste der Religion gemäs. Ich glaube also, dafs man sie wieder in die christliche Mythologie aufnehmen sollte.

Ihre Vernichtung, die, wie noch neuerlich einer unsrer gröfsten Kunst-Kenner bemerkte, auch in artistischer Ansicht für den Geschmack so nachtheilig gewesen ist, lag in dem Vereinfachungs- und Abstrakzions-System, durch dessen Neuheit die erste christliche Kirche ihren Thron auf die Trümmer der griechischen Mythologie baute; ein System, das sie selbst so schnell wieder

verlassen hat, um sich in entgegengesetzte Extreme, obwohl mit grofsem Verlust für den reinen Geschmack und für das wahre Schöne, zu verirren, und an die Stelle anmuthiger Formen und lieblicher Darstellungen, Grotesken und Karrikaturen zu setzen.

Wie viel hat nicht durch den Verlust der Opfer-Altäre, Vasen, Opfer-Schaalen, Opfer-Binden, u. s. w. die Kunst an schönen Formen, und der äufserliche Gottesdienst an Majestät verloren! und was hat die Religion durch jene die Vernunft empörende mystische Opferungs-Idee gewonnen?

Jene Opfer würden dann einen weit gefälligern und unsern Begriffen von Gottesdienst minder anstöfsigen Beytrag zu Unterhaltung der Priester liefern, als die Gebühren, mit welchen der Christ jede moralische Bemühung bezahlen mufs;

die seine Seele immer wieder auf die Idee des sinnlichen und irdischen zurückführen und allen gottesdienstlichen Handlungen einen Flecken von Feilheit und Verkäuflichkeit aufdrücken mufs; statt dafs wir Opfer unmittelbar der Gottheit zu geben glaubten, und die Idee ihrer Verwendung mindstens in den Augenblicken der Andacht und Feyerlichkeit im Hintergrunde bleibt.

66.

Tempel. Kirchen. Altäre.

Zu allen Zeiten und bey allen mehr oder minder kultivirten Völkern, hat die vom Kultus unzertrennliche gemeinschaftliche Gottes-Verehrung, hat die Begierde, die Gottheit bey sich gleichsam einzuschliefsen, oder doch ihr einen ihrer Hoheit und Allvollkommenheit anpassenden, prächtigen und majeſtätischen Aufenthalts-Ort zu widmen, die höchſten Anſtrengungen hervorgebracht. Der Schweifs, die Ersparnisse ganzer Nazionen wurden oft an einen einzigen Tempel verschwendet, und noch jetzt sehen wir häufig eine einzige prachtvolle Kirche unter zahllosen armseligen Stroh-Hütten hervorragen.

Wie weit die erſten Chriſten, deren Fanatismus die Monumente der alten Kunſt zerſtörte, iſt dem Bau ihrer Kirchen von der weisen Anordnung und edlen Einfalt der Alten abgewichen sind, hat Hirt, einer unsrer geschmackvollſten Kunſt-Kenner, noch kürzlich umſtändlich auseinandergesetzt. o

Er hat auch Vorschläge gethan, wie der Styl unsrer gottesdienſtlichen Gebäude verbessert werden könnte. Ich glaube, daſs dieſs von der Veredlung der Mythologie ſelbſt abhangt.

Wir müssen vor allen Dingen den Gottesdienſt, die Gottes-Verehrung vom moraliſchen Religions-

o In dem treflichen Journale: Italien und Teutschland.

Unterricht absondern. Nur die Christen haben dieſs vereint, weil ursprünglich Jesus Syſtem von einem äuſserlichen Gottesdienſt gar nichts enthält, sondern sich einzig auf praktische Gottes-Verehrung durch Tugend und Weisheit, einschränkt.

Diese innige Verbindung der Moral mit der Religion, oder vielmehr diese Verschmelzung derselben zu Einem, ist der hohe Vorzug der Christus-Religion; auch ihr Kultus muſs also dieſs Gepräge tragen.

Ganz würde also die Form der Alten, einzig den Opfern und andern öffentlichen mythologischen Gebräuchen gewidmeten Tempel der christlichen Mythologie nicht anpassen. Aber doch könnte sie angepaſst werden. Doch können wir an die Stelle des Ungeheuern, des Grotesken, des Ueberladenen, das Ge-

fällige, Einfache und Edle setzen. Wenn auch die dem Auge so willkommne, so viel Anmuth und Majestät vereinigende Rotonda für den öffentlichen Vortrag nicht tauglich seyn sollte, so können wir sie doch zu den Tempeln göttlicher und heiliger Wesen beybehalten, die nur der Verehrung gewidmet sind, so können wir doch selbst der gothischen Basiliken-Form durch Vorhallen und Vertilgung der barbarischen, den Mahomedanischen Minarets nachgeahmten Thürme, ein anmuthiges und edles Ansehen geben.

Majestät, Würde, Simplizität; dieß ist der Karakter des Göttlichen und Heiligen und muß also auch der der Tempel und Altäre seyn. Die bis ins Abentheuerliche und Kindische steigende Ueberladungen und Verzierungen mit Statuen, Bildern, Altären, u. s. w. vernichten den hohen Eindruck, den die Idee der

nähern

nähern Gegenwart der Gottheit, oder eines heiligen Wesens auf unsre Empfindung machen soll.

Aber eben so unphilosophisch als Ueberladung ist das entgegengesetzte Extrem. Indem es von der ungebildeten und unbildbaren Menge der Gottes-Verehrer, die höchste Abstrakzion, die gänzliche Entkörperung heischt, und alle bildliche Darstellungen, allen äussern Sporn zur Andacht verbannt, vernichtet es, mit dem Kultus, am Ende die Religion selbst.

Es ist Zeit, zu den wahren Geschmack auch hier, als in der wichtigsten Angelegenheit der Menschheit, zurückzukehren.

Wenn Hirt [e] ausruft:

„So

[e] Italien und Teutschland, 1tes Heft.

„So entflohen mit den schönen Göt-
„tern der Alten auch die Musen des
„Geschmacks und jeder bildenden Kunst!
„Eine schwermüthige Dunkelheit umzog
„den heitern Horizont, den der frohe
„Geist der griechischen Musen und Kün-
„ste vor den Augen der Menschheit ent-
„wölkt hatte! Wer weinet nicht eine
„Thräne auf die theuren Opfer, welche
„die Humanität hier einer Religion brin-
„gen mufste, die doch ihren Ursprung
„von dem mildesten und sanftesten Stif-
„ter behauptete!“ — so kann ihm der Freund des Wahren und Schönen, seinen Beyfall nicht versagen. Das düstere und gothische unsers Gottesdiensts liegt nicht in der Christus-Religion, nicht in deren reinen Mythologie, nur in dem Fanatismus, der Barbarey und den Verfall des Geschmacks der ersten Stifter. Jene wird bestehen, und eine schönere, ihr angemessnere Hülle kann, bey der hohen Stufe von

Kultur, auf welcher der menschliche Geist gegenwärtig steht, nicht lange mehr fehlen.

67.

Prozessionen.

Prozessionen, öffentliche feyerliche Religions-Umgänge finden wir bey allen Mythologieen. Aus ihnen hat die erste christliche Kirche sie aufgenommen. Die Reformazion, ihrem Grund-Satze der Vereinfachung, getreu, hat sie bey ihren Anhängern vernichtet.

Eine weise mythologische Gesetz-Gebung wird den Eindruck der Religions-Wahrheiten durch allen den äusserlichen Prunk erhöhen, der nicht ihnen selbst nachtheilig ist. Diefs scheint selbst die Staats-Haushaltungs-Kunst zu fordern. Als Rom, nach der Niederlage des Flaminius, sich verloren glaubte, richtete der Diktator Fabius das

muthlose Volk durch Herstellung der vernachläfsigten mythologischen Gebräuche, der Opfer, Prozessionen und Spiele, wieder auf.

Gemeinschaftliche Umgänge der Religions-Genossen von Einem Tempel zum andern in Begleitung der Priester, der mythologischen Symbole, u. s. w. sind eine zugleich rührende und erhabene Feyerlichkeit, ein herzerhebendes Schauspiel.

Weil der Geist der ersten christlichen mythologischen Schöpfung sie durch Frazzen, durch schändliche Possen-Spiele gepreßt aus der biblischen Geschichte, durch ekelhafte Geifslungen u. s. w. entstellt hat, sollte deswegen diese Art des Kultus ganz vernichtet werden?

In den neuern Zeiten hat selbst die katholische oder ur-christliche Kirche hier

und da diesen Prozessionen mehr Würde gegeben, und sie wenigstens grofsentheils von Indezenzen und Unsittlichkeiten gereinigt. Aber freylich fehlt noch viel, bis sie den Karakter von Majestät, Würde, von wahrem mit Andacht verschmolzenen Prunk und Feyer erhalten, der ihnen geziemt, und durch den sie auf das Gefühl so mächtig würken können.

Die Stifter der französischen Republik haben die Macht dieses Hebels auf das Volk genau gewogen; sie haben daher die politischen Prozessionen vervielfältigt. Aber, äufser dem Nachtheil dieser Vervielfältigung, mufsten sie einen grofsen Theil ihres Eindrucks dann verlieren, sobald sie, nicht wie die mythologischen, gemeinfafsliche, allgemein interessante Gegenstände hatten, wie z. B. Voltärs Apotheose, Rousseaux Versetzung ins Pantheon &c. Feyerlichkeiten, die nur

für den gebildeten Menschen, nicht für die Masse des Volks verständlich seyn, nur für jene, nicht für diese, Interesse haben konnten.

Man entferne von den Prozessionen alle kindische, läppische und mystische Symbole; man drücke ihnen durch ein edleres Kostüm der Priester, durch schöne geschmackvolle Formen der heiligen Gefäfse und alles dessen, was dem Dienste der Gottheit geweyht ist, durch die Veredlung der Mythologie selbst, den wahren Karakter von Würde und Feyerlichkeit auf.

Wenn das Bedürfnis der Menschheit die Verehrung heiliger oder halbgöttlicher Wesen fordert, wenn wir also nufser dem Tempel der Gottheit, auch für jene Wesen Tempel und Altäre haben müssen, so folgt die Nothwendigkeit der Prozessionen an sich. Die

Verschiedenheit der Attribute jedes dieser verehrten Wesen, die ihrem Dienste geweyhten Priester, Opfer und Gefäfse, würden der Phantasie einen reichhaltigen Stoff zu neuen gefälligen Schöpfungen des Kostüms geben, allmählig die Religion des drückenden und ihr so schädlichen Boys, der gothischen Formen entkleiden, in die sie düstrer Aberglaube, die Tochter der Barbarey und Unwissenheit, gehüllt hat; würden, indem sie immer mehr und mehr lachende Bilder verbreiteten, auch Frohsinn und Heiterkeit, die Mutter der Tugend, allgemeiner machen, und den verwaisten Künsten, diesen freundlichen Trösterinnen und Begleiterinnen des Menschen, neuen Spiel-Raum öffnen.

Alle Prozessionen müfsten von dem einzig der Gottheit gewidmeten Tempel ausgehen, als dem Zentrum der

Religion und Mythologie. Uebrigens ist es die Sache der Phantasie, jene Idee auszubilden; nur sey es mir erlaubt, zu Versinnlichung derselben, Eine dieser Prozessionen zu entwerfen:

Am Festtag Mariä würde man in ihrem Tempel sich versammeln; man würde ihr Bild vom Altar nehmen und wallen zum Tempel der Gottheit. Hier würde man das Bild vor den Altar stellen, um es im Angesichte der Gottheit zu weyhen, und vor allem sie, der allein Anbetung gebührt, anzubeten. Nach Vollendung der Gottes-Verehrung würde man erst sich wieder in den Tempel der Maria zurückbegeben. Die Priester in ihrem Kostüm würden, vertheilt unter die Wallenden, die Prozession anführen. Unmittelbar nach ihnen würden die zu weyhende Mütter (63) mit ihren Säuglingen folgen, hinter ihnen die neuen Ehe-Paare,

die Bräute, alle mit Kränzen geschmückt.

So zöge man in Maria's Tempel und zum Altare. Hier würde Maria's Bild wieder aufgestellt. Die Mutter legte ihren Säugling auf den Altar; die neuangehenden Eh-Paare ihre Kränze; die Bräute bekränzten Marian und ihren göttlichen Säugling mit Blumen. Nun begönnen die Hymnen, die Musik, die Opfer; die Andacht würde beschlossen mit einer Rede des Volk-Lehrers, über Maria's Tugenden als Weib, als Gattin, als Mutter, als Muster aller weiblichen Tugenden.

Eine solche Prozession, ein solcher Kultus müsste unsre Herzen erwärmen, unsre Seelen veredlen, Religion und Sittlichkeit erhöhen. Man denke sich ähnliche Prozessionen zu den Tempeln der Freundschaft, der Wohl-

thätigkeit, u. s. w. und urtheile dann, ob nicht die mythologische Gesetz-Gebung die mächtigsten Mittel vernachläfsigt, Religion, also Tugend zu ſtützen!

68.

Wallfarthen.

Auch sie hat die ur-christliche Kirche aus andern Mythologieen aufgenommen.

Die Wallfarthen an den Ganges, so wie die nach Mekka, waren bey den Hindus und Moslemin Religions-Pflichten. Auch bey ihnen wurden sie als eine Abbüfsung, als ein Versöhnungs- und Expiations-Mittel betrachtet, und diese Lehre hat die erste christliche Kirche beybehalten.

Dieser Zweck der Wallfarthen widerstrebt allerdings der Vernunft, also auch dem Geiste der Religion. Moralische Verirrungen können durch nichts als durch

moralische Veredlung getilgt und versöhnt werden.

Aber es giebt einen andern und reinern mit dem Geiste der Religion vereinbaren Zweck der Wallfarthen, und dieser ist: Die Besuchung der Tempel zu Beförderung der Andacht. Eine der Natur der menschlichen Seele angepafste Mythologie fordert heilige, halbgöttliche Wesen. Nicht jeder Ort kann einen Tempel für jedes derselben besitzen. Wallfarthen scheinen daher nothwendig. Freylich werden alle Gnaden-Bilder, Wunder-Bilder und Reliquien, also die mehresten dermaligen Zwecke der Wallfarthen, aus einer veredelten Mythologie verschwinden. Aber dafür werden ganze Gegenden, ganze Ortschaften und Provinzen zu den Tempel der Maria, zu den Tempeln der Schutz-Engel des Lands, zu den Tempeln der Freundschaft u. s. w. wallen,

und wenn die Gesetz - Gebung diese Wallfarthen auf Festtage verlegt, sie unter ihre Aufsicht nimmt, ihrer Vervielfältigung weise Gränzen setzt, ihnen den Geist wahrer Moralität, durch einen reinen Zweck einhaucht, sie gegen alle Ausschweifungen und Unordnungen sichert, so werden Wallfarthen die Religion befördern, also der Menschheit wohlthätig seyn.

Dann wird man, um eine Wallfarth nach einem Ort, einer Gegend zu ziehen, nicht die Dupletten der Gebeine eines Heiligen einkaufen, nein, man wird der Mutter - Liebe, der Freundschaft, der Wohlthätigkeit neue Tempel errichten, also eine gröfsere Summe der moralischen Ideen und Empfindungen in Umlauf bringen, und mithin Moralität und Religion selbst ausbreiten.

Ich weifs, was die Staats-Kunst bey den Wallfarthen erinnert. Sie betrachtet sie als Mittel zu Verminderung der Industrie, zu Beförderung des Müssiggangs. Das können sie bey einer weisen Gesetz-Gebung nicht werden. Aber unmöglich kann auch mein Herz sich mit jener grämlichen Staats-Haushaltungs-Wissenschaft versöhnen, die dem Menschen nur als eine hervorbringende, sich ewig drehende Maschine betrachtet, und ihm alle Erholung, alle Freuden des Daseyns so kärglich zumifst. Sie scheint dadurch offenbar den Verdacht aufzureizen, als ob es ihr bey diesem Kalkül nur um den Ueberflufs einiger, nicht um den Wohlstand aller Staats-Bürger zu thun sey.

69.

Musik. Gesang.

Die Macht der Musik auf das menschliche Herz ist bekannt genug. Von dem hohen Werthe, in dem sie bey den Alten stund, hat uns vorzüglich Quintilian unterrichtet. * Auch hat die erste christliche Kirche Musik und Gesang in ihren Kultus aufgenommen. Die Reformazion glaubte, ihrem Geiste gemäs, auch die Kirchen-Musik einschränken zu müssen. Obgleich Luther, der Reformator, ein warmer Freund der Musik war, und sie selbst zum Gebrauch des Gottesdiensts dringend empfohl.

Die

* In institut. orat. lib. 1. c. 10.

Die Reformazion hat dadurch eines der kraftvollſten, zweckmäſsigſten und zugleich anmuthigſten Mittel vernichtet, die Andacht zu entflammen und das menſchliche Herz vom Irdiſchen zum Himmliſchen zu ziehen; denn unter allen ſinnlichen Bewegungen ſcheint keine mit den geiſtigen Freuden in genauerer Verwandtſchaft zu ſtehen. Der Zauber der Harmonie iſt gleichſam die Ahndung; die Vorempfindung himmliſcher Freuden, die geheimnisvolle Magie ihrer Töne ſcheint, auſser dem Gehör, auch den innern geiſtigen Sinn zu berühren.

Muſikaliſche Bewegungen der Geſtirne, (κυκλοι χοροι.) [o] Harmonie der Sphären war es daher ſchon bey den Alten,

Was

[o] Apulejus, de philos. mor. lib. VI.

was man den Seeligen als einen Theil ihrer glücklichen Zukunft verhiefs, und auch in unsern Volks-Bildern des Paradieses hat die Musik ihre Stelle behauptet.

Sie, die Gebietherin und Regiererin der menschlichen Affekten, wie selbst Luther sie nennt, stille vorzüglich die Stürme der Leidenschaften und wiegt die Seele zur Sanftheit, zu milden Empfindungen; sie kann also nicht innig genug in den Kultus verwebt werden.

Mit aller öffentlichen Gottes-Verehrung, allen Feyerlichkeiten, allen Festen, sollte man Musik und gemeinschaftliche Gesänge verbinden.

Wie sehr wäre es zugleich zu wünschen, dafs man zu diesem Zweck die Chöre der Alten wieder hervorsuchte, die in Absicht des Feyerlichen, Erhabenen und Rührenden, so grofse Vor-

züge vor unserm Kirchen-Gesange besitzen.

Der Tanz, den so viele Völkerschaften in ihren mythologischen Kultus aufgenommen haben, war ehehin auch ein Theil des Christlichen. Nach Cahüsak * hatte in den ersten Zeiten der Kirche jedes Geheimnis, jedes Fest seine Tänze, und das Chor der Kirche war zum Tanz gewidmet. Die Konzilien unterdrückten sie in der Folge und mit Recht. Die Würde der christlichen Religions-Lehre, verbunden mit dem Geist von Sittsamkeit und Dezenz, den sie athmet, scheint sich mit einer solchen körperlichen Bewegung nicht zu vertragen; die, welchen Karakter von Ernst und

* Geschichte der alten und neuen Tanz-Kunst, 10. K.

Würde man ihr auch geben mag, doch zu theatralisch ist, den Aufruhr der Sinne zu sehr begünstigt, um als eine gottesdienstliche Handlung dem hohen Zwecke anzupassen.

70.

Feste.

Feste sind bey allen Völkerschaften einer der wesentlichsten Theile des mythologischen Kultus gewesen.

Nichts war natürlicher als der Trieb der Gottheit und den himmlischen Wesen gewisse eigene Tage zum Opfer, zur Verehrung zu bestimmen, und damit nothwendig den Stillstand der Arbeit zu gebieten. Je üppiger die Mythologie, je zahlreicher nothwendig diese Festtage.

Schon zu Athen war ihre Zahl so gross, dass, nach Xenophons Bemerkung, die öffentlichen Staats-Geschäfte darunter litten. Bey den Griechen, den

Römern, den Egypziern, den Hindus, den Mahomedanern, wo eine bis zur höchsten Schwärmerey schwelgerische Imaginazion die Zahl der Götter, Halb-Götter, Genien und Geister ins Unendliche vervielfältigt hatte, konnte kaum das Natur-Jahr zu den Festen zureichen.

Die ursprünglich so mythologielose Christus-Religion bot, ausser den Geburts- und Todes-Festen ihres Stifters, durchaus keinen Stoff. Aber als die Kirchen-Väter allmählig eine christliche Mythologie schufen, die an Ueppigkeit der heydnischen durchaus nichts nachgiebt; als der christliche Olymp durch die Apotheose der Marie und der Heiligen so stark, ja beynah stärker als der griechische bevölkert wurde, ward auch die christliche Kirche mit Festen überschwemmt. So gros ist die Macht des Enthusiasmus über den Verstand, ja selbst

über den körperlichen Instinkt, daſs Jahrhunderte verflossen, eh' man aufmerksam wurde auf den unermeſslichen Nachtheil dieser Feſte für den bürgerlichen Wohlstand, auf den unberechenbaren Verluſt des Stillstands der Indüſtrie und des Kunſtfleiſses während eines so beträchtlichen Theils des menschlichen Daseyns.

Feſttage, waren eigentlich Ruh-Tage. Der Mensch schien gleichsam froh, unter dem Schutze dieses gesetzlichen Müssiggangs, seiner angebornen Neigung zur Indolenz, seinem natürlichen Hasse gegen alle Anſtrengung fröhnen, und damit seine Vernunft, ja selbſt die doch sonſt so dringende Stimme der physischen Bedürfnisse, zum Schweigen bringen zu können.

Die allgemeine Aufhellung, hat auch hier endlich Licht verbreitet. Die so ein-

fache Wahrheit ist endlich allgemein anerkannt worden, dass der Geist der Religion zwar Verehrung der Gottheit, zwar gewisse Ruhe-Punkte der Arbeit, vorzüglich zur Gränz-Linie für die arbeitende, fehlende Klasse, fordern könne, dass aber eine Vermehrung dieser Ruhe-Punkte, diesem Geiste geradezu widerstrebe, weil sie den Müssiggang, die Mutter der Ausschweifungen befördert, und den Fleiss, die Mutter der geselligen Tugenden, und mit ihnen den Wohlstand der Menschheit vermindert.

Die Reformazion hat mit dem Katalog der Heiligen, auch deren Feyertage abgeschafft; selbst die katholische Kirche hat in vielen Staaten und Gegenden ihre Zahl äufserst vermindert; so sehr sich auch das Volk dagegen sträubt und daher die Wohlthat dieser Reform grossentheils für die nächste Generazion aufbewahrt. Aber es giebt ein Mittel, die

Rücksichten der Religion und der bürgerlichen Gesellschaft zu vereinigen, und die Gesetz-Gebung hat es hier und da bereits benuzt.

Der Sonntag ist kein eigentlicher Festtag; er war zum Ruh-Tag und zwar, nach der ursprünglichen Anordnung Konstantins, nur für die Städte bestimmt. Er ist für die arbeitenden Klassen nothwendig und zieht ohnehin ohngefähr den siebenten Theil des Daseyns zur Ruhe ab. Dieser Tag könnte, also ausser der Anbetung der Gottheit, auch der Feyer des Andenkens an die vergötterten Wesen und ihrer Verehrung gewidmet werden.

Viele der bisherigen Feste würden freylich aus einer gelauterten Mythologie verschwinden; aber schön und wohlthätig könnten diese durch so manche Feste der Empfindung ersetzt

werden; z. B. durch das mit dem Erndtefest zu verbindende Fest der Dankbarkeit für die göttlichen Wohlthaten in Absicht unsers irdischen Daseyns; durch ein Fest der Liebe und Freundschaft, das mit der feyerlichen und öffentlichen Besuchung der Asche unsrer entrissenen Lieben verbunden werden könnte und wovon man in der katholischen Kirche bereits Spuren findet; durch die Feste der Mutter-Liebe, der Häuslichkeit, der ehelichen Treue, die man mit dem Gedächtnistage der Maria vereinigte. Feste, welche die Moralität befördern und uns für das tiefe Sinken der menschlichen Vernunft in Stiftung der bekannten Narren- und Esel-Feste endlich versöhnen würden.

Allerdings verdient das Andenken des Stifters der göttlichen Christus-Religion, seiner Geburt, seines Todes

für Wahrheit, eine eigene Feyer; aber auch so manche andre Punkte seines Lebens, in denen er durch Handlungen die Bestand-Theile seiner Lehre, nämlich Tugenden entfaltete und versinnlichte, z. B. Wohlthätigkeit, könnte man zugleich mit diesen Tugenden, durch eigene Feste feyern.

Sollten wir nicht mit weit reinerem Vernunft-Sinne Jesus in mancherley Formen uns als Tugend-Muster versinnlichen, einen Jesus den Wohlthäter der Armen, einen Jesus den Kinder-Freund, einen Jesus den gehorsamen Sohn, u. s. w. aufstellen können, als die Griechen und Römer einen Jupiter Pluvius, Jupiter Pantheus, u. s. w.?

71.

Brüderschaften.

Egoismus ist der ungebildete Selbsterhaltungs-Trieb; dieser aber ist die unentbehrlichste, so wie zugleich die stärkste und mächtigste aller menschlichen Empfindungen. Mit dem Wachsthume des geistigen, und was dessen unmittelbare Folge ist, auch des körperlichen Luxus, muss auch diese Leidenschaft wachsen. Sie aber ist es, welche rastlos mit allen theilnehmenden und verschmelzenden Empfindungen ringt, sie, die rastlos die von der Moral angezogene Bande wieder zerreisst.

Die Gesetz-Gebung kann also nicht Bande genug erschaffen, um die Menschen zu Einen guten Zweck enger zusammen zu

knüpfen und einander in die Arme zu führen.

Jene Verbindungen scheinen also zweckmäfsig zu Beförderung der Religion und Tugend. Aber mit der Reinigung der Mythologie würden auch sie sich reinigen; die Brüderschaften zum Herzen Jesu u. dgl. müfsten verschwinden, und nur Brüderschaften der personifizirten Empfindungen, z. B. der Mildthätigkeit &c. dürften ihre Stelle einnehmen. Solche Kongregazionen würden also den Karakter philantropischer Gesellschaften annehmen müssen, wenn sie für die Religion unschädlich seyn sollten. Ausschliefsend — mythologische Sozietäten hingegen müssen den Geist der Religion erflicken. Die Leidenschaft, mit welcher der Mensch irgend ein Ideal, irgend ein Wesen anfafst, dem er sich vorzüglich widmet und das er gleichsam mit sich selbst verschmilzt, weckt

eine Gattung von Egoismus, artet daher bald in Schwärmerey aus, unterordnet alles seinem Idole, spinnt allmählig ein Gewebe von Abentheuerlichkeiten und Wunderbarem um sich her, welches den Geist verödet, die Empfänglichkeit des Herzens für die Religion selbst, welche nur in der Summe aller Tugenden bestehen kann, vermindert, also — wenn durch Mittheilung, als Zweck betrachtet, jene Stimmung der Gefühle mehrern gemein wird — die Mythologie überladet, verfinstert, also Aberglauben gebiert.

72.

Priester.

Die Religion bedarf zu ihrer Erhaltung Priester, so lang sie Mythologie und Kultus, also Tempel, Opfer, öffentliche Gottes-Verehrung &c. bedarf.

Sie bedarf also einer Klasse von Menschen, vorzüglich dem Dienste der Gottes-Verehrung; (nicht dem Gottesdienste) gewidmet, welche die mythologischen Feyerlichkeiten leitet, also das Band zwischen den Symbolen der Gottheit und dem Volke vorstellt, also die Opfer verrichtet, den Dienst der Altäre besorgt, u. s. w.

Dieß ist der eigentliche Priester-Stand; dieß war bey allen Völkern

sein Zweck, und beynahe bey allen, auch bey den wildesten Völkerschaften, auch bey solchen, wo die vollkommenste Gleichheit herrscht, * findet man Spuren des Priesterthums.

Die Erhabenheit des göttlichen Wesens musste nothwendig den zu ihrer Verehrung gewidmeten Priestern einen Karakter von Würde und Heiligkeit aufdrücken. Der geistige und hohe Begriff von der Gottheit musste nothwendig alles, was ihr geweyht war, was sie zunächst und unmittelbar umgab, mit ihren Strahlen einfassen. Eben deswegen suchten schon die ältern Mytho-

logieen

* Die Wolgaski, ein sibirisches Volk, finde ich irgendwo als Ausnahme angeführt. Dieser Ausnahmen sind wenige,

logieen und nach ihnen die christliche, den Priester-Stand ganz von der übrigen Menschheit zu isoliren, um durch diese Absonderung ihn gleichsam in eine höhere Stufe zu heben, seine Glieder gleichsam zu entmenschlichen, und die Erinnerung zurückzuweisen, dass auch sie nur Menschen sind.

Daher war und ist noch bey den mehresten Völkerschaften der Priester-Stand eine eigne Klasse. Dieser Trieb, die Priester gleichsam in die Sphäre des geistigen, des unkörperlichen mit einzuweben, dieser Trieb ist es, der den Cölibat der Geistlichkeit schon bey den alten Mythologieen geschaffen und auch in die christliche übergetragen hat.

Und es scheint allerdings, dass die Würde der Mythologie und des Kultus diese Idee rechtfertigen.

Je mehr man den Priester aus der Zahl der gewöhnlichen Wesen hinausrückt, je grösser die Kluft ist, die man zwischen ihm und dem Reste der Menschheit öffnet, je mehr man alles, was unmittelbar mit der Gottheit und deren Verehrung in Beziehung steht, über das Irdische und in die Geister-Sphäre heben kann, je stärker offenbar der Eindruck des Kultus, je lebhafter die wohlthätige Illusion, in die uns die öffentliche Gottes-Verehrung versetzt, wo wir gleichsam die Gottheit zu uns herabgezogen, uns ihr näher, uns von ihrer Glorie verklärt und zu den innigsten Empfindungen der Andacht, der Bewunderung, der Ehrfurcht und Liebe hingerissen fühlen.

Ein Priester, der täglich unter uns wandelt, durch tausend Familien-Bande und Verhältnisse des bürgerlichen und häuslichen Lebens mit uns verflochten

ist, jetzt als ein der Gottheit geweyhtes Wesen vom Hoch-Altar uns in ihrem Namen Seegen verkündet, und im nächsten Moment, entkleidet, als ein gewöhnlicher Mensch an unsern irdischen Vergnügungen und Bedürfnissen Theil nimmt, muss durchaus jene so wichtige Illusion stören. Mag auch immerhin die Idee, in die Entsagung auf die sinnlichen Freuden der Liebe einen hohen Grad von Tugend zu legen — diese Idee, in der man gewöhnlich den Grund der Einführung des Cölibats sucht [o] — mag sie immerhin irrig seyn.

Man hat in neuern Zeiten die Stimme laut gegen dieses Cölibat erhoben, man hat die Rechte und Pflichten der Natur für alle Glieder der Gesellschaft rekla-

[o] Montesquieu, T. III. p. 271.

mirt, man hat den schädlichen Einfluss einer isolirten Klasse auf das Wohl des Staats geltend gemacht.

Diese Gründe sind wichtig; sie sind es vorzüglich, welche die Bekenner der christlichen Religion in Partheyen getheilt haben. Aber alles kommt auf das Gewicht der Mythologie und des Kultus für Religions-Erhaltung an, aber es giebt vielleicht Mittel, alle jene Rücksichten zu vereinigen.

Die Christus-Religion erschien ursprünglich ohne Mythologie. Daher hatte sie auch ursprünglich keine Priester; nur Religions-Lehrer. Aber doch bildete sich bald aus diesen, als den aufgeklärtesten und weisesten unter den Bekennern, ein eigner Stand.

Nachdem die gesellschaftliche Gottes-Verehrung das Bedürfnis der

Mythologie, also auch des Kultus, also auch der Prieſter ſchuf, wurden die Lehrer zugleich Prieſter, und also der ſeinem Weſen und ſeiner Beſtimmung nach ganz abgesonderte Prieſter- und Lehrer-Stand zusammengeſchmolzen.

Verfolgt man die Geſchichte der ältern Religionen — im gewöhnlichen Sprach-Gebrauche dieſes Worts — ſo findet man, daſs dort eigentliche Religion und Mythologie zugleich entſtand, zu gleicher Zeit gegründet, ſo wie unzertrennlich in einander verwebt wurde. Nicht ſo bey der Chriſtus-Religion. Jene hatten alſo nur Prieſter. Bey der Mythologie der Chriſtus-Religion kann man den Prieſter-Stand, der dem Kultus, und den Lehrer-Stand, der dem Vortrage der Religions-Wahrheiten und Geſetze gewidmet iſt, abſondern, das Cölibat auf jenen ein-

schränken, und dadurch schon dessen Nachtheil beträchtlich vermindern.

Der bürgerliche und häusliche Stand des, nicht dem Kultus, nur dem Vortrage der Religions-Gesetze gewidmeten Lehrers, wird dem Karakter von Würde, den auch er allerdings behaupten muſs, nicht schaden, wenn er nur durch praktische, treue Erfüllung der bürgerlichen und häuslichen Pflichten unterſtüzt wird.

Wenn man aber auch diese beyde Stände vereinigt läſst, so kann man den Cölibat des Prieſterthums retten, indem man die feyerlichen Verrichtungen des Kultus, einer eigenen Klasse der Geiſtlichkeit vorbehält, und von den Gliedern dieser Klasse ein hohes Alter fordert, in dem der Mensch ohnehin auf die eheliche Verhältnisse Verzicht gethan hat.

Diese Forderung wird die Würde des Priester-Stands erhöhen, indem sie uns in ihnen nur solche Wesen zeigt, die schon wegen ihrer Jahre ehrwürdig sind, und dadurch den Karakter von Erhabenheit, die Empfindungen von Ehrfurcht und Verehrung sankzionirt, mit welchen der Priester-Stand durchaus umgeben werden muss, wenn nicht Kultus und mit ihm Religion sinken soll.

Auch haben alle Partheyen der Christus-Religion diese Wahrheit gefühlt, und daher bey ihren Priestern eine gewisse Weyhe, eine gewisse auch äusserliche und sinnliche Erhebung über den gewöhnlichen Bürger-Stand beybehalten; alle ihn zu einer eigenen abgesonderten Klasse gebildet und diejenigen Sekten, welche hierin mit ihnen nicht einstimmten, in welchen jeder Bruder der Gemeinde Priester und Leh-

rer ist, aus ihrem Schooſse ausgestoſsen.

In wie ferne der Cölibat die Unabhängigkeit dieses Standes von der politischen Staats-Gewalt begünstige? dieſs ist ein Folge-Satz der weiter unten vorkommenden Frage von dieser Unabhängigkeit selbſt. Bekanntlich hat einer unsrer beſten Köpfe ihn als ein Palladium der bürgerlichen Freyheit betrachtet.*

Die älteren Mythologieen hatten auch Prieſterinnen. Die christliche Mythologie schränkte den Prieſter-Stand einzig auf das männliche Geschlecht ein.

* Justus Möser in der Abhandlung: Der Cölibat der Geistlichkeit von seiner politischen Seite betrachtet. Osnabrück und Leipzig 1783.

Es läfst sich gewifs kein ganz befriedigender Grund davon angeben. Die Verbindung eines Geschlechts-Begriffs mit der Idee von Gottheit, ist an sich offenbar viel zu materiell und unvereinbar mit den Wahrheiten der reinen Theosophie und es erkennt ja die christliche Ur-Mythologie selbst, weibliche apotheosirte Wesen. Warum sollte also das weibliche Geschlecht vom Dienste der Gottes-Verehrung ausgeschlossen werden? Warum nicht Maria eben so gut Priesterinnen haben können, als einst Vesta und Diana?

Selbst die politische Gesetz-Gebung scheint dabey interessirt zu seyn, dem allenthalben zurückgesetztem Weibe einen neuen Geschäfts-Krais zu öffnen, selbst die Sittlichkeit, ihm einen neuen Sporn zur Reinheit und Tugend zu geben; und es wäre gewifs psycholo-

gisch unrichtig, zu behaupten, das Weib sey nicht eines gleich hohen Grads von Menschen-Würde fähig, als der Mann.

73.

Wenn man die Geschichte der sechs letzten Jahrhunderte ſtudirt, wenn man lieſt, wie weit Adulazion, Sklaven-Sinn und Fanatismus, die Macht eines kirchlichen Oberhaupts zum Nachtheil der menschlichen Gesellschaft getrieben haben, so sollte man vor der Idee zittern. Und doch scheint es in gewissen Rücksichten wieder der Menschheit nothwendig.

Die Religion bedarf keines Oberhaupts. Das menschliche Herz ist seine Konstituzion. Die Christus-Religion bedarf keines, denn sie hat in den biblischen Büchern ihr Gesetz-Buch. Aber die Mythologie, der Kultus scheinen ein Oberhaupt zu bedürfen, weil die

Priester einen eigenen Stand bilden und bilden müssen.

Allerdings setzt dieses voraus, dafs die Gesellschaft der Glaubenden, also die Kirche einig sey über Religion und über Mythologie; damit der Würkungs-Krais des Ober-Priesters nicht in jene ausgedehnt werde.

Aber für das Daseyn einer obersten Gewalt in allem, was Mythologie und Kultus betrifft, scheinen alle die Gründe zu sprechen, welche die Vertheilung der Gewalten als das Palladium der bürgerlichen Freyheit darstellen.

Wenn die weltliche Staats-Gewalt auch die kirchliche in sich vereinigt, so kann sie diese benutzen, um die Mythologie und den Kultus und durch sie die Religion selbst zu vernichten. Das Beyspiel der orientalischen Kaiser,

das neuere Beyspiel Frankreichs hat dieſs bewiesen. So gut jene die heydnische Religion ſtürzten, hätten sie die chriſtliche ſtürzen können; und in Frankreich haben die Volks-Despoten ihre Macht sogar über die Grund-Wahrheiten der allgemeinen Religion ausgedehnt.

Bey einer abgesonderten kirchlichen Obrigkeit iſt dieſs unmöglich, denn auf ihrem Daseyn, beruht das seinige.

Eine andere Frage iſt es: ob die unabhängige Exiſtenz eines allgemeinen kirchlichen Oberhaupts zu Erhaltung der Religion unumgänglich nothwendig sey? und diese wage ich nicht aufzulösen.

Will man sie aber verneinen, so scheint sich die weitere Frage: wie die kirchliche abgesonderte Gewalt mit den übrigen Staats-Gewalten zusammen

hängen müsse? — durchaus nicht allgemein beantworten zu lassen.

In einer Staats-Verfassung, wo die Gewalten vertheilt sind, würde es gefährlich seyn, die kirchliche Gewalt irgend einer einzelnen anzuvertrauen; und in einer Despozie ist die Unabhängigkeit derselben, Wohlthat für die Nazion.

---

* Wenn Montesquieu (Espr. des Lois, T. III. p. 276) sagt: „Dans la monarchie, ou l'on ne saurait trop séparer les ordres de l'état et où l'on ne doit point assembler sur une même tête toutes les puissances, il est bon, que le pontificat soit separé de l'empire — so drückt er sich undeutlich aus, denn er setzt hinzu: la même necessité, ne se rencontre pas dans le gouverne-

74.

Die Absonderung des Prieſter-Stands, der Karakter von Würde und Feyerlich-

ment **despotique**, dont la nature eſt, de réunir sur une même tête tous les pouvoirs. Mais dans ce cas il pourrait arriver, que le prince régardât la religion comme ses lois mêmes et comme des effets, de sa volonté.“

Er spricht also nicht von dem was iſt, sondern wie es zum Wohl des Ganzen seyn **sollte**. Er erkennt eine Nothwendigkeit der Absonderung des Ober-Prieſterthums; er erkennt sie in der **Monarchie** — und unter dieser, weil er sie der **Despozie** entgegen setzt, kann

keit, der ihm aufgedrückt wurde, hat ihm bey allen kultivirten Nazionen ein eignes

er nur eine vermischte Verfassung verstehen — und doch hält er sie in der Despozie für unnothwendig? Er hätte vielmehr sagen sollen; in der Monarchie ist sie gut, in der Despozie ist dem Volke ohne sie auch der letzte Schatte von Freyheit, das ohnumschränkte Eigenthum der Empfindungen und Meynungen, geraubt.

Aber auch hier hat, wie so oft, die Undeutlichkeit der Begriffs der Worte: Monarchie, Republik, Aristokrazie, Demokrazie, &c. den Gedanken vernichtet. Ich kenne nur zwey Regierungs-Formen: Despozie, wo alle Gewalten vereinigt, und Republik, wo

eignes Kostüm, eine eigne Kleidung gegeben und diese Auszeichnung ist aller-

wo sie vertheilt sind. In der ersten ist der Zweck: Vortheil der Herrscher, in der zweyten: Vortheil des beherrschten, oder des gemeinen Wesens, des Ganzen.

Eine Despozie kann, nach dem jetzigen Sprach-Gebrauche, Monarchie seyn, wenn Ein Mensch alle Gewalten vereinigt; Aristokrazie, erblich oder nicht, wenn die Regierung ausschliefsend in den Händen einiger; Demokrazie, wenn sie in den Händen des ganzen Volks ist. Aber eine Republik kann weder Monarchie, noch Aristokrazie, noch Demokrazie seyn. So ist, zum Beyspiel, England eine Republik, Graubünden eine demo-

allerdings dem Geiſte und Zwecke des öffentlichen Kultus angemessen.

Daſs dieses Koſtüm, so wie die Art des Kultus selbſt, von der Religion unabhängig sey, das bedarf wohl keiner Erwähnung. Aber ernſt, feyerlich, der

---

kratische Despozie; so war Frankreich unter dem Robespierrischen Triumvirat eine Despozie; so Venedig eine ariſtokratische Despozie.

Wie sehr hat man indeſs mit diesen Worten bisher gespielt! Und wer mag das unermeſsliche Unheil berechnen, das einzig durch die unrichtige Anwendung und Verwechslung dieser Worte, ohne Verbindung richtiger beſtimmter Begriffe, über die Menschheit gekommen iſt!

Würde des Stands anpassend, dieſs iſt sein Karakter; ausgeschlossen muſs also seyn, alles groteske, bunte, geckige. Warum hat man im Koſtüm des prieſterlichen Gewands den Geschmack, das Edle, Einfache und zugleich Würdevolle ausgeschlossen?

War das schöne, freye Gewand der griechischen und römischen Prieſter, ein Theil der Mythologie? Der menschliche Geiſt, der immer von Extremen zu Extremen springt, hat sich von der Fabel-Lehre entfernen zu müssen geglaubt, mit ihren Irrthümern, alle Majeſtät ihres Kultus, all' die edle Simplizität ihrer Koſtüme, alle Schönheit der Formen verbannt und sich in das gothische, düſtre und schwerfällige geworfen.

Statt dem Geiſte von Heiterkeit und Frohsinn getreu zu bleiben, den die

christliche Religion athmet, hat man den Priester-Stand in die melancholische Trauer-Farbe gebannt; man hat den Priestern einen geschmacklosen, barbarischen Ornat für die Handlungen des Kultus gegeben; man hat nach der Reformazion, Auszeichnungen erfunden, die ohne allen Sinn sind, * und deren Abentheuerliches und Komisches, uns nur die Gewohnheit erträglich machen kann.

Es ist Zeit, dafs wir zu dem reinen Geschmack auch hier zurückkehren, auch das Aeufserliche des Kultus der Höhe anpassen, auf welche Künste und Erkenntnis des Schönen seitdem gestiegen sind.

* Die Chor-Röcke, Ueberschläge, Krägen u. s. w.

Dann erst können wir hoffen, durch den Kultus auch das Herz des gebildeten Menschen mit der Mythologie zu versöhnen, und durch sie an die Religion zu kotten.

Es ist Zeit, den Priestern und Priesterinnen ein edles Kostüm zu geben, wozu uns die Alten so schöne Modelle geliefert haben. Wir haben ihnen so vielen mythologischen Unsinn abgeborgt, und in den Künsten, die doch mit Mythologie und Kultus stets Hand in Hand gehen müssen, ohne welche diese gar nicht denkbar sind, in dem Studium des wahren, natürlichen und erhabenen des Kostüms, sollte es Religions-Verbrechen seyn, sie nachzuahmen, oder vielmehr dieses wahre, natürliche und erhabene aufzunehmen, wo wir es finden?

Nicht sie, nicht die Griechen und Römer sind es, die wir kopiren. Es sind die ewigen Gesetze der Natur, aus deren Quelle wir für Wahrheit, so gut als jene für Irrthum, schöpfen dürfen.

Der Zweck des Kostüms ist: Achtung, Ehrfurcht zu erwecken. Dieser Zweck ist relatif auf die Geistes-Kultur des Zeit-Alters. Mit ihm muss also das Kostüm fortschreiten und weil es gegen seine Würde seyn würde, mit den Launen der Mode zu wandeln, so muss es eben deswegen seine Formen aus den allgemeinen, ewigen und unveränderlichen Grundsätzen des Einfachen und Schönen nehmen, also alle Ueberladungen vermeiden.

Einzelne Verzierungen, z. B. Kränze in den losen Haaren, würden von der Beschaffenheit des Fests abhängen. Und

nach ihnen könnte auch die Farbe der Binde wechseln.

Den Priester-Stand sollte man auch im bürgerlichen Leben zu einer auszeichnenden Priester-Kleidung verbinden.

Der Lehrer-Stand könnte wenigstens an eine ernste, stille und sanfte Farbe gebunden werden. Aber warum soll man eine heitre, lachende, beglükkende Religion mit der düstern Trauer-Farbe bezeichnen? Gerade dieses Streben der Mythologen: die Religion als eine Feindin des frohen irdischen Lebens-Genusses darzustellen, hat ihr unter allen Irrthümern am meisten geschadet.

Die Ur-Kirche hat den Prunk des Gottesdiensts durch die Kostbarkeit des Priester-Gewands, durch die Verschwen-

dung der Juwelen, Perlen, des Golds u. s. w. an Bildern und Statüen, zu heben gesucht. Aber Prunk ist nicht Majestät; nur das Einfache ist gross und erschütternd.

Virgini

Tragödie

in fünf Akten.

Von

Julius Graf von Sode

H. v. S.

Mit Musik des Chors

vom

Herrn Kapellmeister Himmel.

Mit einem Kupfer.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1805.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1952 I 1

Die hiſtoriſche Fabel der Virginia iſt von einem ältern franzöſiſchen Tragiker, Capiſtron, einem kalten genieloſen Reimer, und von dem Spanier Don Auguſtino de Montiano y Luyando bearbeitet worden, deſſen Stück ich nur aus dem Auszuge kenne, welchen Leſſing aus Hermilly's Ueberſetzung lieferte. *) Neuerlich hat Alfieri eine Virginia geſchrieben, von der mir auch zur Zeit nur die Proben der Ueberſetzung einzelner Scenen bekannt ſind, welche der Freymüthige und die Rheinländiſche Zeitung geliefert haben. Leſſings Emilia Galotti iſt unſtreitig nach der Geſchichte der Virginia bearbeitet.

Niemand kann weniger in den Verdacht kommen, die Manen des unſterblichen Verfaſſers der Minna

*) In der theatraliſchen Bibliothek.

von Barnhelm und des Nathans beleidigen zu wollen, als der, welcher die Errichtung des Denkmahls übernahm, das zu Wolfenbüttel steht. Ich oder Niemand darf es also wagen, sein Talent frey zu prüfen. Lessing hat den Karakter des Prinzen (Appius), des Virginius (Odoardo), des Klodius (Marinelli), des Ixilius (Appiani), der Emilie (Virginia) aus der Römischen Geschichte entlehen.

Aber die Fabel hat durch die Modernisirung aufgehört, tragisch zu seyn.

Appius ist ein Mann; herrschsüchtig, ernst, fest und heftig in allen seinen Leidenschaften; so zeichnet ihn Livius.

Lessings Prinz ist ein karakterloser Wüstling.

Virginius war ein Römer im vollen Sinne, den das Wort zu jener Zeit hatte. Odoardo's Karakter ist weder gehörig entwickelt, noch also seine That hinlänglich motivirt.

Ixilius war ein edler, feuriger, kraftvoller, Römischer Jüngling. Wer kann sich für die schwankenden Umrisse des frostigen Appiani interessiren?

Und Emilie! Was ist das schwache, schwärmerische Mädchen, das ohne Liebe einem Manne sich hingiebt, einer Konvenienz-Verbindung? Das Mädchen, deren Herz insgeheim für den fürstlichen Wüstling bestochen ist, das sich selbst nicht Seelenstärke genug zutraut, den Lockungen des Lasters im Hause des Kanzlers Grimaldi zu widerstehen, und den Tod wählt, um den Kampf mit ihren Sinnen nicht bestehen zu müssen? Was ist dieses, nicht verächtliche, doch wahrlich nicht bewundernswerthe Mädchen, gegen die zarte, keusche, Freyheit athmende Römerinn, die der Sklaverey, dem Verluste ihres Vaters, ihrer Unschuld, ihres Namens und Standes, den Tod vorzieht! —

Lessing hat dies zum Theil vergütet durch die neuen, wahrhaft poetischen Karaktere des Marinelli und der Gräfinn Orsina, die seine Schöpfung sind, und allerdings eine genialische Schöpfung. Sie und die wizzigen Concettis, Bilder und Sinnsprüche, von welchen das Stück überfließt, z. B. die entblätterte Rose; Perlen bedeuten Thrä-

nen; die Kunſt geht nach Brod u. ſ. w., verbunden mit dem kräftigen Dialog, haben das Glück des Stücks gemacht. Es iſt ein Gemählde, deſſen einzelne Parthieen uns freundlich anſprechen, einzeln erſchütternd ergreifen; aber eine Tragödie, ein Kunſtwerk iſt es nicht.

Gerade durch dieſe Moderniſirung ſind alle die Vorwürfe gerechtfertigt, die man der Fabel, der Oekonomie des Stücks, und vorzüglich der Entwickelung gemacht hat.

Denn durch ſie hat Leſſing ſich die herzergreifendſten Situazionen geraubt; dem Ganzen den Karakter poetiſcher Wahrheit entzogen.

Odoardo's That muß grell und empörend erſcheinen; denn warum ermordet er ſeine Tochter? Er fürchtet: ein mächtiger Wüſtling dürfte ſie verführen; ſie fürchtet, ſie möchte ſich verführen laſſen! —

Virginia ſoll alles verliehren, was der freyen Römerinn heilig und theuer iſt; Freyheit, Bür-

gerecht, Vater, Vaterland, den Geliebten, die Unschuld! — Für sie ist kein Ausweg; Sklaverey und Schande, oder Tod.

Virginius soll alles verliehren, was dem republikanischen Römer theuer war; seine durch die Anklage des Betrugs gebrandmarkte Ehre, die geliebte, einzige, der Schande und Sklaverey überliefert werdende Tochter!

Es ist kaum möglich, einen härtern, gewaltsamern, gehäuftern Drang der Verhältnisse; eine begränztere, furchtbarere Alternative zu denken, als die, welche den Virginius unwiderstehlich zum Mord seines Kindes schleudert.

Nun wird alles rein-menschlich, alles natürlich, alles wahr, also poetisch.

Daß Emilie Galotti keine Tragödie ist, darüber kann die Kritik wohl leicht ins Reine kommen; ob aber die Fabel der Virginia eine tragische Fabel sey? das ist die Frage. Vor allen Dingen müßten wir denn da wohl untersuchen, was denn tragisch, und was Tragödie heißt? — Denn über

alles das ſcheint die Kritik noch nicht im Reinen zu ſeyn.

Es iſt ſchwer, im Gebiete der Kunſt ſich gemeinfaßlich auszudrucken. — Was iſt die Armuth der Sprache gegen die reichen Schachte der Fantaſie? — *) Die Ausbildung der Geiſteskräfte und der Regungen des Gemüths; die Erweiterung des Gebiets der Imaginazion, als deren Reſultat, ſind dem Sprachmechanismus weit vorgeſchritten. Geiſt und Gefühl verachten ihn; denn ſie bedürfen ihn nicht, um ſich ſelbſt zu verſtehen. Und in der That, was ſollen auch die Kunſtgeſetze dem Layen? Er iſt nur da, um von den großen Wirkungen ergriffen zu werden; das paſſive Inſtrument, das der Künſtler betaſtet.

Idealiſazion iſt der Zweck der Kunſt. Die Kunſtgeſetze ſind nicht das Reſultat eines willkührlichen Idealismus. Die Kunſt erklärt ſich nur aus der Kunſt ſelbſt; dadurch nämlich, daß der Genius ſich in

*) Wer kann z. B. die gewöhnlichen Ausdrücke: Schauſpiel, Schauſpielkunſt (Sinn-Trieb?) Schauſpieler u. ſ. w. richtig finden?

ihrem Kreiſe frey bewegt. Die Kunſt hat alſo ihr Eleuſis; aber, die Bewahrer der Myſterien foderten von den Kandidaten nur Empfänglichkeit; der Genius iſt ſelbſt der frey aufblühende Epopte. Doch nicht er ſchafft die Kunſtgeſetze; nicht aus ſeinen Produkten ſind ſie abgezogen; aber er allein kann ſie erfüllen; er erfüllt ſie ganz, wenn ſein Gefühl den höchſten Grad der Ausbildung erklommen hat. Die Griechen hatten große Tragiker, weil der Kunſtſinn in Grazien gebildet war.

Ein dramatiſches Gedicht kann vortrefflich ſeyn; wir können uns die mannichfaltigſten Gattungen des Drama innerhalb des Gebiets der poetiſchen Idealiſazion denken. Aber in der dramatiſchen Gattung kann nur das ein Kunſtwerk ſeyn, deſſen aus den ewigen Geſezzen der Natur, und alſo auch der poetiſchen Wahrheit, gezogener Cyklus ſich ſchließt. Es iſt dagegen der hohe Vorzug des Kunſtwerks, daß die Zeit ewig an allen andern Produkten nagt, dieſes aber in ihrem Schoße groß trägt.

Die vom gebildeten poetiſchen Genius vollendete

Tragödie ist ein solches Kunstwerk. Mitleid und Furcht soll die Tragödie erregen, sagt Aristoteles; und Lessing hat diese Furcht, aus der Ethik desselben, für jene Empfindung erklärt, die uns für die Aehnlichkeit der Lage Besorgniß einflößt, für den Schrecken erklärt, den das Gefühl in uns aufregt: daß die Leiden des Heroen auch uns dereinst treffen könnten.

Es würde hier zu weit führen, das Dunkle und Unvollständige dieses Begriffs zu analysiren. Nur die Bewunderung kann unsre Theilnahme zu dem Grade des tragischen Effekts spannen, und sie ist von dem Geiste der Tragödie untrennlich.

Eben so wenig liegt das Fatum in dem Sinne im Geiste der Tragödie, den man gewöhnlich ihm beylegt Allerdings kann ein Wesen, das mit einem ehernen Verhängnisse ringt, durch die Kraft, mit der es dagegen sich stemmt, dann, wenn es in dem fruchtlosen Kampfe untergeht, unsre Theilnahme eben so gut zu dem Grade des tragischen Effekts aufregen, als der Heros, der den Kampf mit seinen Leiden-

schaften besteht. Die vom Beginnen anschauliche Fruchtlosigkeit jenes Kampfs mindert den Glanz der Seelenkraft nicht, den die Wagschaft dieses Unternehmens voraussezt; sie erhöht ihn vielleicht; denn dem Heroismus darf nichts unmöglich scheinen.

Aber ob dieses Fatum in einem Orakelspruche, dem Hasse einer Gottheit u. s. w., oder in der natürlichen Verkettung der Begebenheiten und Karaktere, also den menschlichen Umgebungen des Heroen, liege? das ist dem Begriffe der Tragödie fremd.

Ja, das Fatum ist ein wesentlicher Bestandtheil der Tragödie. Sey auch die Fabel nicht geschichtlich, sey sie auch uns unbekannt: wir sollen, wir müssen vom ersten Augenblicke an wissen, daß es so und nicht anders kommen kann und muß; oder der Karakter des Helden ist verzeichnet, oder die Oekonomie des Dramas mangelhaft. Diese Spannung der Neugierde ist der Tragödie ganz fremd, ist nur ein erbärmlicher Behelf, den Mangel des tragischen Stoffs, oder die Armuth des Genius zu Hervorbringung des tragischen Effekts auszufüllen.

Laßt uns vor allem den Begriff des Tragischen feßßezzen.

Im Kunßßinne iß tragisch das, was mittelßt einer ſchmerzlichen Berührung Eine (einfache) erhebende, die Seele veredlende Empfindung rein menſchlich ausßpricht, alſo dieſe Empfindung auch im menſchlichen Gemüthe aufregt.

Die Tragödie iß alſo ein dramatiſches Gedicht, das dieſe Empfindung, als ein in ßich vollendetes, freyes, ſelbßtändiges Ganzes, ſzeniſch darßtellt.

Die Beßtandtheile der Tragödie ßind:

1) die ſchmerzliche Berührung, alſo die Leiden des Heroen; alſo die Fruchtloßigkeit ßeines Kampfs.

2) die erhebende Empfindung, alſo das reinmenſchliche Ausßprechen einer Empfindung, welche die Kraft unßrer Seele ausdehnt und hebt. Nicht in dem Gefühle der Theilnahme allein, ßondern in dem lebendigen Gefühle: daß wir ßelbßt größer, erhabener ßeyn würden, wenn wir dem Heroen folgten oder folgen könnten; ein Bewußtßeyn, das bey edlen Seelen bis zum

Entschlusse hinaufflliegen kann. Und das ist es wohl, was etwa Aristoteles sich bey der Reinigung der Leidenschaften dachte.

3) Das Aussprechen einer einfachen, einzigen Empfindung; weil nur diese Einheit, nur dieses Konzentriren aller Strahlen auf Einen Brennpunkt die elektrische Flamme entzünden kann, jenen Grad von erhebendem Mitgefühl hervorzubringen vermag, welchen wir den tragischen Effekt nennen.

Tragödie ist die Schwester der historischen Mahlerey. Nur weise Komposizion, richtige Gruppirung, mahlerische Vertheilung der Lichter und Schatten kann dem Gemählde Effekt sichern. Die Fabel muß das Ganze beseelen, ordnen und beleben; jedem seine Stelle anweisen; so daß der Heros und seine Handlung einzig hervorspringe, Blick und Theilnahme einzig hefte, und alles andre nur als der Rahmen, als die ihn beleuchtende Umgebung erscheine; das ganze Süjet sich aber rein und klar darstelle. Dies ist es, was die Kunst im höhern Sinne Haltung nennt.

Für den Seher muß kein Zweifel, kein Doppelsinn, nichts zu vermuthen, nichts zu errathen übrig bleiben. Ist er mit der Fabel bekannt, so muß der erste Blick auf die Mahlerey sie ihm erklären; ist er damit unbekannt, so muß er doch von ihr so rein ergriffen werden, sie muß so klar vor ihm liegen, als es diese Unbekanntheit nur immer gestattet.

Denken wir uns z. B. ein Gemählde des Todes der Virginia in diesem Sinne vollendet, so muß es dem, der die römische Geschichte kennt, sich auf den ersten Blick verkünden; dem, der damit unbekannt ist, muß es rein aussprechen, nicht bloß, daß ein Vater seine Tochter ermordet, sondern daß er sie ermordet, um sie einem Schicksale zu entziehen, welches er und sie für schrecklicher als ihren Tod hielten.

Wenn das Gemählde dies klar verkündet, so ist es der Triumph der Kunst; aber gerade weil es den Schauer durchaus auf keine Neben-Idee ablenken darf, ist diese Einfalt der Komposizion das Siegel des mahlerischen Kunstwerks, wie des dramatischen.

Laßt uns die Werke der alten Tragiker an diesen Maßstab halten, und wir finden, daß nicht der Fatalismus, in jenem gewöhnlichen Sinne, nicht die Neuheit der großen Begebenheiten, die sie in einen allegorischen Schleier hüllten, jenes hohe Interesse hervorgebracht haben, das die Tragödien des Sophokles, Euripides ꝛc. noch jetzt einflößen.

Dieser tugendhafte Oedip, diese schuldlose Phädra, die ein eisernes Verhängniß an das Laster und an alle Pein der Schuld kettet, sind tragische Gegenstände, weil dieses Fatum ihre ursprüngliche Glorie entschleiert, und unsre Theilnahme an ihren unverdienten Leiden erhöhen muß; und weil die Freyheit und Seelengröße, die sie, selbst in diesem ehernen Joche der Nothwendigkeit, entfalten, unsre Bewunderung aufregt, also unsre Seele beflügelt.

So lange noch ein Grad von Kraft denkbar ist, der im Kampfe gesieget haben würde, kann der Heros, der ihn nicht entfaltet, unsre Seele zu diesem Fluge nicht spannen. Aber ein unbezwingbares Verhängniß, gegen das ein großes Herz anzustreben

wagt, muß unsre Bewunderung erzwingen, muß, wenn es unterliegt, unsre innige Theilnahme aufregen.

Laßt uns also, ich wiederhole es, über den Begriff des Fatums uns einigen. Bei den Alten war es der Zorn der Götter, das Orakel; bey uns ist es der aus dem Heiligthume der Begebenheiten und Karaktere, also aus den Umgebungen hervortretende Magus, mit dem der Held vergebens ringt. — Tilgt dieses Fatum, tilgt dieses Ringen, und die Kraftäußerung, das einzige Prinzip der Bewunderung, ist vernichtet.

Ist Hamlet eine Tragödie? Wir sehen einen Sohn, der von dem unnatürlichen Morde seines Vaters, von der schändlichen Leidenschaft seiner Mutter zur Verzweiflung gebracht wird, und den Gedanken der Rache faßt; aber, welcher Mittel bedient er sich? Mit welchen Hindernissen kämpft er? Wo ist eine Aeußerung von Kraft? Und wo sind die Leiden, denen er unterliegt? Sein Schmerz, die dem Sujet gänzlich fremde Liebe der wahnsinnigen Ophelia, die Reue seiner Mutter sind rührende dramatische Situazionen,

ſind einzelne für ſich beſtehende Dramas, aber Hamlet iſt keine Tragödie —.

Wollt ihr die bewunderte und noch neuerlich vergötterte Ariane des Corneille eine Tragödie nennen? Die vom Theſeus und ihrer Schweſter verrathene Tochter des Minos jammert durch vier Akte über die Treuloſigkeit ihres Liebhabers, und würde ſich am Ende in das Schwert des Pirithous ſtürzen, wenn die Konfidentinn Nerine nicht mit der drolligen Frage:

Que faites vous, Madame?

den Selbſtmord hinderte.

Oder dieſe geprieſene Athalie des Racine, deren Heros ein Kind von acht Jahren iſt; deren Fabel in dem fruchtloſen, von einem Traume aufgeſchreckten Beſtreben liegt, ihm den Thron von Juda zu entreißen?

Der Kampf des Rodrigues (in dem von den Spaniern entlehnten Cid des Corneille) zwiſchen kindlicher Pflicht und der Liebe zu Chimenen iſt ein tragiſches Sujet; aber wie hat es Corneille behandelt!

Wer kann z. B. ohne Lachen oder Ekel hören, wenn Chiméne dem Könige den Mord ihres Vaters erzählt

Sire, mon père est mort, mes yeux ont vû
son sang
Couler à gros bouillons de son génereux
flanc —;
Ce sang qui tout sorti fûme encor de
courroux etc. ! !

Wer kann ohne Abscheu sehen, daß die verliebte Chiméne am Ende errathen läßt, daß sie den Mörder ihres Vaters heirathen werde?

Wer mag Schillers Don Karlos, das Meisterstück der dialogisirten Epos, eine Tragödie nennen? Statt eine unnatürliche Leidenschaft für seine Mutter zu bekämpfen; statt in diesem Bestreben unterzugehen, überläßt er sich dieser Liebschaft, und opfert seinen Freund, seine Geliebte, und sein Leben auf. Bemitleiden können wir ihn, aber nicht bewundern. Posa, der das Glück der Menschheit, die Freyheit der Nazion in seinem Busen trägt, Posa war werth, der Held des Stücks zu seyn. Er fällt für eine strafbare Liebschaft.

Unglücklicher Irrthum der größten Genies, hiſtoriſche Fabeln, weil ſie rührend ſind, für tragiſch zu halten!

Wenn Timoleon, der glühende Freund der Freyheit und des Volks, alles verſucht hat, um ſeinen Bruder vom Deſpotismus, von der Tyranney zu heilen; wenn er dann ihn dem Vaterlande zum Opfer bringt; wenn er mit weggewandtem Geſichte ihn ermorden läßt; wenn er ſeine liebſten Neigungen bekämpft, die Bruderliebe, die Liebe zu ſeiner geliebten Mutter, deren Fluche er ſich Preis giebt; wenn er dann den Thron verläßt, und in die Einſamkeit flüchtet — ſo fühlen wir den furchtbaren Kampf ſeines Innern, wir bewundern ſeine Seelengröße. — Und noch haben wir keinen Timoleon!

Nicht Könige, nicht Fürſten ſind es, deren die Tragödie ausſchließend bedarf. Ihr Stand, ihre Auszeichnung, die Erhabenheit ihrer Geburt, ihre Macht, erleichtern nur dem Tragiker die Bewirkung des tragiſchen Effekts, weil der Menſch an ſich gewohnt iſt, eine edle Abkunft, den Glanz des Pur-

purs, die Macht anzustaunen. Und diese Erleichterung haben die Tragiker der Griechen, wie der Franzosen, stark benuzzt. Aber der Genius kann sie entbehren. Sie ist dem Geiste der Tragödie fremd; und es giebt keinen Kothurn, so wie keine bürgerliche Tragödie.

Fürsten sind, Kraft ihrer Macht, allerdings im Stande, größere, bedeutendere Begebenheiten hervorzubringen, also einen freyern Spielraum für große Gemüthsbewegungen zu liefern; aber die Begebenheiten sind nur sekondäre Maschinen in der Hand des Tragikers; er hat es mit den Leidenschaften zu thun. Der Kampf mit dem Innern fodert einen bey weiten höhern Grad von Seelen-Energie, als der mit den Begebenheiten. Die Waffen zu jenem Kampfe sind Schlauheit, oder Ueberlegenheit; und beyde sind der Tragödie fremd. Die Waffe zu diesem ist Kraft der Seele; sie ist der Magus der Tragödie.

Nicht die Aeußerung außerordentlicher Eigenschaften allein, z. B. des Muths ꝛc., können unsre

Bewunderung bis zum tragiſchen Effekt ſpannen; aber wenn das Streben und Gegenſtreben in Einem Weſen vereint iſt, wenn wir es uns alſo in gleicher Stärke denken müſſen; dann verehren wir erſtaunt die ſiegende Höhe der veredelten Kraft.

Wenn ein Regulus ſein Weib, ſeine Kinder, ſeine Mitbürger liebt, wenn alles, was dem Menſchen theuer iſt, ihn drängt, ihn entſchuldigt, ſein Wort zu brechen, wenn dann ſein hoher Begriff von Redlichkeit und Wortes-Treue, wenn ſeine glühende Vaterlands-Liebe über alles ſiegt, und er für ſie freywillig dem martervollen Tode entgegen geht: dann bewundern wir die Freyheit des Seelen-Adels, den Heroismus der Rechtlichkeit; das hohe Ideal der Worttreue, des reinen Patriotismus hebt unſre Bruſt.

Nicht einzig die großen, öffentlichen Tugenden der Fürſten und Krieger haben ihren Heroismus. Jede edle, die Seele zu Anſtrengungen ſpannende Leidenſchaft, die Freundſchaft, die Liebe, haben den ihrigen.

Laßt uns vor allem den Begriff des Tragiſchen feſtſezzen.

Im Kunſtſinne iſt tragiſch das, was mittelſt einer ſchmerzlichen Berührung Eine (einfache) erhebende, die Seele veredlende Empfindung rein menſchlich ausſpricht, alſo dieſe Empfindung auch im menſchlichen Gemüthe aufregt.

Die Tragödie iſt alſo ein dramatiſches Gedicht, das dieſe Empfindung, als ein in ſich vollendetes, freyes, ſelbſtändiges Ganzes, ſzeniſch darſtellt.

Die Beſtandtheile der Tragödie ſind:

1) die ſchmerzliche Berührung, alſo die Leiden des Heroen; alſo die Fruchtloſigkeit ſeines Kampfs.

2) die erhebende Empfindung, alſo das reinmenſchliche Ausſprechen einer Empfindung, welche die Kraft unſrer Seele ausdehnt und hebt. Nicht in dem Gefühle der Theilnahme allein, ſondern in dem lebendigen Gefühle: daß wir ſelbſt größer, erhabener ſeyn würden, wenn wir dem Heroen folgten oder folgen könnten; ein Bewußtſeyn, das bey edlen Seelen bis zum

Entſchluſſe hinaufſliegen kann. Und das iſt es wohl, was etwa Ariſtoteles ſich bey der Reinigung der Leidenſchaften dachte.

3) Das Ausſprechen einer einfachen, einzigen Empfindung; weil nur dieſe Einheit, nur dieſes Konzentriren aller Strahlen auf Einen Brennpunkt die elektriſche Flamme entzünden kann; jenen Grad von erhebendem Mitgefühl hervorzubringen vermag, welchen wir den tragiſchen Effekt nennen.

Tragödie iſt die Schweſter der hiſtoriſchen Mahlerey. Nur weiſe Kompoſizion, richtige Gruppirung, mahleriſche Vertheilung der Lichter und Schatten kann dem Gemählde Effekt ſichern. Die Fabel muß das Ganze beſeelen, ordnen und beleben; jedem ſeine Stelle anweiſen; ſo daß der Heros und ſeine Handlung einzig hervorſpringe, Blick und Theilnahme einzig hefte, und alles andre nur als der Rahmen, als die ihn beleuchtende Umgebung erſcheine; das ganze Sujet ſich aber rein und klar darſtelle. Dies iſt es, was die Kunſt im höhern Sinne Haltung nennt.

Der Freund der Kunſt kann nur trauern über dieſen Mißbrauch des himmliſchen Genius, über dieſe verderbliche Buhlerey des hohen Talents, der üppig reichen Fantaſie, mit dem Zeitgeſchmack, der ſie verbildet hat.

Warum hat Göthe uns nur Eine Iphigenie geliefert? Warum müſſen wir von Schiller, der ſein hohes Talent, ſo wie ſeinen reinen Kunſtſinn (durch den bekannten Aufſazz in den Horen und die Vorrede zu der Braut von Meſſina) ſo überſchwenglich beurkundet hat, erſt jezt einen Oedip erwarten?

Wenn Virginia von ihrem Verlobten zur Flucht aufgefodert, in dem Kampfe mit Kindespflicht und Liebe, als der mächtigſten Leidenſchaft des jugendlichen Gemüths, dem Vater folgt, weil ſeine Ehre zum Pfande liegt; wenn ſie den Tod, der Sklaverey und der Schande vorzieht; wenn Virginius ſein Leben, ſein Kind, alles was ihm theuer iſt, der Ehrfurcht gegen das Geſezz aufopfert, und, nach durchrungenem Kampfe, die Unſchuld und Freyheit ſeiner angebeteten Tochter, mit ihrem Leben, erkauft —; und

zwar, weil er, wie er aus der Wirkung, die dieſe That bey den Römern in jenem Moment hervorbringen muß, ahnden kann, durch ſie, die Knechtiſchen, gewaltſam erſchüttert, ſein unterdrücktes Vaterland rettet: ſo ſehen wir in allem dem das rein menſchliche Bild jenes heiligen Freyheits-Enthuſiasmus, der den Römer, der die jungfräuliche Römerinn beſeelte, dem ſie alles unterordneten — und unſre Seele wird von Mitleid und Bewunderung zugleich allmächtig ergriffen. Dies war es auch, was einſt Engel anerkannte.

Noch hat die Kritik die Rechte und Pflichten des dramatiſchen Dichters, in Behandlung der hiſtoriſchen Fabel, nicht beſtimmt. Leſſing gab uns nur einige Winke. Die Fabeln der alten Tragiker waren ein Theil ihrer Mythologie und Religion; alſo ein Heiligthum, das ſie nicht berühren durften.

Wahrſcheinlich hat ihr Beyſpiel, unter ganz veränderten Umſtänden, die Aengſtlichkeit der neueren Dramatiker in der Bearbeitung hiſtoriſcher Subjets erzeugt. Für den Tragiker iſt auch die Geſchichte

nus Fabel. Warum wählt er ſie? Um das Intereſſe, das die Wahrheit der Begebenheit in das Herz des Zuſchauers gelegt hat, zur Erhöhung des tragiſchen Effekts zu benuzzen. Er hebt dieſes Intereſſe auf, wenn er den Karakter des Heroen, oder das Reſultat ſeiner Handlung verändert; ſie alſo müſſen ihm heilig ſeyn Alles übrige iſt dem freyen Spiele ſeiner Fantaſie hingegeben; denn von ihr nur kann die Dramatiſirung der Fabel die Glorie der Idealiſazion, alſo den tragiſchen Effekt, erwarten.

Wenn aber die vollendete Tragödie auf uns nicht, wie einſt auf die Griechen und Römer, wirkt — ſo laßt uns nicht vergeſſen, daß Künſtler das Kunſtwerk darſtellten. Dieſes muß jene erzwingen.

Virginia.

Tragödie

in fünf Akten.

Personen:

Appius, Dezemvir zu Rom.
Klodius, sein Klient.
Valerius, Patrizier.
Virginius,
Izilius,
Numitorius, } Plebejer.
Einige Senatoren.
Timeo, Sklave des Klodius.
Herold.
Sklaven.
Liktoren.
Römisches Volk. Soldaten.

Virginia.
Tullia, Freygelassene.
Virgo Maxima, Oberpriesterinn der Vestalinnen.
Vestalinnen.

Kostum.

Die Geschichte der Virginia fällt in das Jahr der Stadt Rom 805. Damals hatten die Römer nur wollene Kleider. Alle Römer trugen noch Barte.

Virginia trägt noch die verbrämte Toga und die vitta simplex, oder virginalis.

Erſter Akt.

(Das Römiſche Forum.)

1.

Izilius, Valerius (begegnen ſich.)

Izilius.

Du biſt's, Valerius? Dich treff' ich hier?
Ich glaubte dich zu Cretrum im Lager.

Valerius.

Von dannen komm' ich; doch das Lager ſteht
bald vor den Thoren Roms.

Izilius.

Wär's möglich? Die Sabiner —?

Valerius.

Verfolgen uns; es fliehen unſre Scharen.

Izilius.

Wie? Römer fliehen?

Valerius.

Römer? Sind wir's noch?
Wo iſt denn Rom? Wo iſt die Republik?
Wofür — ſo ſpricht der Krieger — kämpften wir?
Für Vaterland? Für Freyheit? Sind ſie nicht
vernichtet? Es entſtrömte unſer Blut

der zehn Tyrannen Herrschaft zu besiegeln?
Nur vorwärts flog vordem des Römers Blick;
Wehmüthig sehnend wendet er ihn um
zur Heimath. Schmach und Tod, wohin er fällt,
Noch rühmlicher erlieget der Besiegte
dem Sieger, denn dem heimischen Despoten.

Izilius.

Nicht also, mein Valerius; noch sind wir Römer,
noch steht die Republik, das Kapitol!
Verhüllt ist zwar die Statue der Freyheit,
doch nicht zertrümmert. Ja, wir sind noch Römer.
Gelähmt sind wir, doch Knechte nicht; gefesselt,
doch unsre Fesseln gaben wir uns selbst.
Wir lösen sie. — Vertrauen wir den Göttern!

Valerius.

Dem freyen Manne sind die Götter hold,
vom Sklaven wenden zürnend sie den Blick.
Und Sklaven sind Patrizier, Plebejer.
Erloschen ist ja der Dezemvirn Macht;
ergänzt sind längstens des Gesezzes Tafeln;
in Marmor eingegraben; kalt und todt;
lebendig die Liktoren und die Henker.
Frey wären wir?

(auf den Hintergrund des Forums deutend.)

Hörst du nicht Fesseln klirren?
Zur Geiß'lung führt man jene. Ihr Verbrechen?
Erforsch' es! Freysinn, oder Reichthum. — Götter!
Bin ich zu Rom? Ist dies das große Forum?

Hier war der Freyheit heil'ge Freyſtatt einſt;
hier ſtemmten einſtens die Valerier,
die theuren Ahnherrn des Senats Gewalt,
der Unterdrückung muthvoll ſich entgegen;
verfochten hier des Volkes heil'ge Rechte.
In dieſem Luftkreis ſchweben noch die Reden
für Vaterland, für Bürgerrecht und Freyheit.
Sie ſind verhallt; ſie tönen hier nicht wieder.
Entzogen ſind dem Volke die Tribunen,
entzogen alle Aemter, alle Würden.
Quiriten waren wir; jezt ſind wir Sklaven:

Jzilius.

Nicht dieſen Unmuth, mein Valerius!
Frey lebten wir; wir wiſſen frey zu ſterben. —
Sprich, was führt dich nach Rom?

Valerius.

Des Heeres Lage.
Es ſendet Fabius mich zum Dezemvir.

Jzilius.

Zu Appius?

Valerius.

Zu ihm. Ein ſchwerer Gang.
Ich trage nicht des Uebermüth'gen Blick;
der trozz'gen Stimme Laut engt mir die Bruſt.

Jzilius.

Der Feldherr ſendet dich; als Bittender
muß ich vor ihm erſcheinen.

Valerius.

Du?

Izilius.

Ich muß.

Virginia iſt meine Braut.

Valerius.

Heil dir!

Die holdeſte der Römiſchen Jungfrauen,
die edelſte haſt du gewählt. Heil dir!

Izilius.

Ja wohl! ich wählte ſie, der Vater nicht.
Wir liebten uns als Kinder. Feyerlich
ſind wir vorlängſt verlobt. Der Hochzeit Tag,
ein glücklicher, iſt ausgewählt. Das Opfer
beſtimmet, doch uns fehlt Virginius.
Zu Algidum im Lager iſt der Edle,
Und ſehnend harrt auf ihn die zarte Tochter.
Dies führt mich zum Pallaſte des Dezemvirs.
Und Numitorius, der Jungfrau Oheim,
wird mich begleiten. Sieh! da iſt er.

2.

Numitorius. Vorige.

Valerius.

Heil
dem edlen Numitorius!

Numitorius.

Sey mir willkommen!
Vom Heere ſchon zurück?

Valerius.

Es folget mir.
Nicht ferne von den Thoren steht der Feind.

Numitorius.

Verhüten das die Götter! Nein! ich traue
auf unsre Jünglinge, auf Rom's Legionen.

Valerius.

Vertraue nicht. Rom ist ja nicht mehr Rom.

Numitorius.

Es ist's! Nicht diese Wohnungen sind Rom.
Wir sind es. Mag die Stadt, das Kapitol
in Trümmer stürzen; Römer bleiben wir.

Valerius.

Wir, Römer? Edler Greis, o spotte nicht
der Schande dieses knechtischen Senats,
der Schmach des Volks und der Patrizier,
wie der Plebejer.

Numitorius.

Nahe sey der Feind?
Besiegen kann er uns, nicht unterjochen.
Wir ziehen fort. Es trägt der freye Mann
die Republik in seiner Brust. — Doch nein!
Dahin soll es, wird es nie kommen. — Nie!
Ein fremdes Volk entweih'te unsre Tempel?
Barbaren schändeten das Heiligthum?
Noch flammet ja auf dem Altar der Vesta
das heil'ge Feuer; das Palladium

iſt noch bei uns. — Nein, es iſt dir nicht Ernſt.
Valerius! O ſprich, es ſey nicht Ernſt.

Valerius.

Vergieb mir! Ja, an meinem Innern nagt
geheimer Gram. Die Krieger ſind entmuthet.
Es darbt das Heer — und die Tyrannen ſchwelgen.
Die blut'ge Geißel ſchwingt hier Appius.
Für Freyheit kämpfen wir; er mordet ſie.

Numitorius.

Ihr kämpft für eure väterlichen Laren;
mit ihnen falle! — Wir wählten die Dezemvirn;
Patrizier ſind ſie, doch Bürger Roms.
Erwartet die Komizien. Es ſchwillt
allmählig nur der angehäufte Strom;
Ein Tropfe noch, er tritt aus ſeinen Ufern,
entwurzelt ſinkt die hohe, trotz'ge Eiche.
Zurück, Valerius, zu deinen Brüdern!
Es nahe ſich kein Flichender der Stadt;
verſchloſſen finden ſie die Thore, Herzen, Arme.
Der Feige iſt uns Fremdling.

Valerius.

Höre mich —.

Numitorius.

Ich höre nichts. Als Sieger der Sabiner
ſeh' ich dich wieder; dann, dann will ich hören.

(zu Julius.)

Wir geh'n!

Valerius (ihn aufhaltend.)

Nicht feig, nicht muthlos iſt das Heer.
Verrathen ſind wir von den eignen Führern.
Uns trennet man, auf unſre Schwäche baut
die Tyranney den neuen Thron. Abſichtlich
ward ich geſandt; mich haſſet Appius,
Des Volkes Rechten war mein Stamm ſtets hold;
denk an die lezte Sizzung des Senats;
verhöhnen wird er mich; er wird mir trozzen.
Begleite mich, und hör' es ſelbſt.

Numitorius.

Nicht jezt.
Zu ihm ruft mich jezt eine andre Pflicht,
Argwöhniſch iſt er, nach Tyrannen Art.
Valerius! der Ahnherr'n Beyſpiel folge.
Sprich laut und ernſt für's Vaterland. Beherrſchen
kann er es wollen; doch verrathen nicht.

Valerius.

Ich werd' es. Sprich! wo finden wir uns?

Numitorius.

Hier.

(ſie trennen ſich.)

3.

(Pallaſt des Appius.)

Appius, Klodius.

Appius.

Du ſahſt Virginia? Du ſprachſt ſie? Wo?

Klodius.

Im Atrium des Hauſes fand ich ſie,
mit ihrer Amme, eine Tunika,
die bräutliche, bereitend.

Appius.

Dreymal Glücklicher!
Du ſahſt Virginia; du warſt ihr nahe.
Ich wagt' es nicht —.

Klodius.

Du wagſt es nicht, Gebieter?
Roms Herrſcher liebt die Tochter des Plebejers
und zittert?

Appius.

Deine Frage iſt die Antwort.
Ich liebe ſie; kühn iſt nur, wer nicht liebt.
Du weißt, ich ſah zuerſt ſie auf dem Forum;
zur Schule eilte ſie am Arm der Amme;
ſie eilte, blickte doch bey jedem Schritt
erſt ſcheu umher, ob ſie kein Mann gewahre.
Auf mich fiel einer der verlohrnen Blicke,
auf meinen Blick; Aurorens zarte Glut
bedeckte ſchnell die jungfräuliche Wange.
Sie ſchwand; das Götter-Bild ließ ſie zurück
in meiner Bruſt; dort wird es nie erbleichen. —
Und ihre Antwort? — Darf ich hoffen? Sprich!

Klodius.

Beſcheiden wies die ſtille, ſanfte Jungfrau
den Schmuck zurück, das koſtbare Geſchmeide.

„Mir," sprach sie sittsam, „ziemet nur die Toga,
„die einfache, jungfräuliche; nicht Gold."

Appius.

Bescheiden nennst du das? — Ich nenn' es stolz.
Den Bürgerinnen des Olymps ist ja
die schöne Jungfrau kunstreich nachgebildet.
Die Kunst entweihte nie die Götter-Form,
und prunklos beten wir die Grazien,
die Liebes-Göttinn an; dies muß sie wissen.

Klodius.

Sie weiß es nicht. Sie ahn't nicht ihren Reiz.

Appius.

Und meine Liebe? Wird auch sie verschmäht?

Klodius.

Erschrocken schien sie über meine Rede.
Sie sprach: „Der Antrag ist nicht Römer-Sitte.
„Ihn anzuhören ziemet nicht der Tochter.
„An meinen Vater wend' er sich!" — Es sank
der Blick, es stieg die zarte Glut der Wangen.
Und leiser fuhr sie fort: „Er ist entfernt;
„doch hat er längst mich dem Jzilius
„verlobt."

Appius.

Verlobt! Doch nicht vermählt.

Klodius.

Und wann?
Der Herrscher Roms gebietet, winket nur,
Zerrissen ist das Band.

Appius.

Zerriſſen? Nein!
Nicht ſo! Du kennſt ja der Plebejer Trotz.
Gefährlich wär' es, hier Gewalt zu üben.

Klodius.

Der mächtige Dezemvir ahnt Gefahr?
Die Zügel hält er ſtraff in feſter Hand;
Feig iſt das Volk, und kraftlos ohne Führer.

Appius.

Der Augenblick gebiehrt ſie; hätteſt du
die lezte Szene des Senats vergeſſen?
Die Kühnheit des Horazius, Valerius?

Klodius.

Sie ſind entfernt; ſie ſind Patrizier;
die Jungfrau vom Plebejiſchen Geſchlechte.
Iſt offen dieſe Kluft, ſo herrſcht in Rom
der Muth, der Geiſt des Kühnen; nicht Senat,
nicht Volk.
Dezemvir, Konſul, König?
Gleichviel! — Dies ſind Buchſtaben, nicht die Sache.

Appius.

Noch ſchneller, ſtärker einigt Groll, als Liebe.
Verwegen wär' es jezzo, da der Feind
die Stadt bedroht, durch offene Gewalt
die Rache der Plebejer noch zu reizen.
Auch iſt Virginius, der Jungfrau Vater,
ein ehrenwerther Mann, und allgeliebt.

Klodius.

Der Herrscher-Macht willst du dich nicht bedienen;
ich ehre dein Gefühl; nur zürne nicht.
Vergieb; genau vollzog ich deinen Auftrag.
Entsprach nicht meinem Eifer meinen Wünschen
ein glücklicher Erfolg —

Appius (sinnend.)

Verlohren wäre
Virginia für mich? Entsagen soll ich
der süßen Hoffnung, dieses Götter-Kind
an meine Brust zu drücken? — Freund! unmöglich.
Ach! liebtest du, du fühltest meinen Schmerz.

Klodius.

Virginia ist freye Bürgerinn
von Rom —.

Appius.

Kein Mittel als unrechtliche Gewalt?
Klienten hat der Herrscher; Freunde nicht.

Klodius.

Bey'm Ammon! Ihr verkennet mich, Dezemvir.
(sinnend.)
Noch ist ein Mittel —. Doch, es ist ja kühn. —
Ihr weigertet vielleicht —

Appius.

Virginia!
Dann fordre. Sprich; o sprich!

Klodius.

Vertrauet mir.
Als meine Sklavinn fordre ich die Tochter
des übermüthigen Plebejers; klage ihn
vor Eurem Tribunal des Truges an.
Die Sklavinn — leg' ich dann an Eure Bruſt.

Appius.

Ein kluger Plan, wenn Klugheit ihn vollendet.

Klodius.

Sie wird's! Vertraut mir; dann ſeyd unbeſorgt.

Appius.

Ja, ſorgles übergeb' ich meine Ruhe,
mein Glück dem Freund —. Den Lohn beſtimm' er ſelbſt.

Klodius.

Dein Glück im Arme der Geliebten ſey
mein ſchöner Lohn.

Appius.

Doch wird Virginia
nicht tief gekränkt ſich fühlen? Wird ihr Herz
ſich zu mir wenden?

Klodius.

Zweifelſt du?
Die Sklavinn
hängt ſehnend dann am Blicke des Gebieters.
Zerriſſen iſt das Band, das an den Vater,
an den Verlobten —

Appius.

Ha! Icilius!
längst trotzt der kühne Jüngling meiner Macht;
längst buhlt er um das Tribunat. Du glaubst,
er werde ruhig sich die schöne Braut
entreißen lassen? diese Schmach wohl dulden?
Und erst Virginius!

Klodius.

Er ist entfernt;
des Jünglings Trotz weiß deine Macht zu zügeln.
Dezemvir bist du! Zeig' es den Plebejern.
Den Formen bleibe treu; dem Eigenthum
des Patriziats; es steht auf deiner Seite;
Im Hintergrund die Beile und Liktoren.

Appius.

Wohlan! Beginne! Dir verdank' ich dann
mein Glück, mein Daseyn.

4.

Ein Sklav. Vorige.

Sklav.

Herr! Valerius
wünscht dich zu sprechen.

Appius.

Wer? Valerius?
Was will er mir?

Klodius.

Vielleicht den Pöbel Roms
zu neuem Aufruhr reizen.

Appius.

Ha! er zittre!

Klodius.

Sezt Ernst dem Uebermüthigen entgegen.

Appius (nach einigem Sinnen.)

Er komme. (Sklave ab.)

5.

Appius, Klodius.

Appius.

Der Verweg'ne wagt's, das Lager
jezt zu verlassen? Jezt erscheint er hier? —

Klodius.

Der Kriegszucht Strenge zeige ihm den Herrscher Roms.

6.

Valerius. Vorige.

Valerius.

Ich grüße dich, Dezemvir!

Appius.

Unerklärbar
ist dein Erscheinen. Du verließest also
das Heer des Fabius?

Vale-

Valerius.

Er ſendet mich.

Appius.

Dich? Fabius? Zu mir?

Valerius.

Nur frohe Botſchaft
vertraut man Günſtlingen. Und widrig iſt
die meinige, wie dir mein Anblick. Das
mag er wohl wiſſen; daher auch die Wahl.

Appius.

Und dieſe Botſchaft?

Valerius.

Ruhig höre mich:
Des alten Grolls gedenke nicht; der Pflicht,
des Vaterlands gedenke, der Gefahr,
der Noth, des Mangels der Kommilitonen.
Verlaſſen iſt das Lager bey Eretrum;
Zerſtreut das Heer, verfolgt von den Sabinern,
gehöhnt, geneckt; und muthlos ſenkt den Speer,
den Blick der Krieger, wähnet ſich verrathen,
mißkennt die Führer, die Centurionen.

Appius.

Die Feigen! Krieger ſind ſie nicht, nicht Römer.

Valerius.

Feig nenne man die heim'ſchen Bürger Roms,
die Sklaven der Dezemvirs, nicht die Krieger.
Ich bin es! Weh' dem Frevler, der es wagt
der Feigheit mich zu zeih'n! Beym Jupiter!

Ich dulde nicht die Schmach der Waffenbrüder!
Nicht feig sind sie, entmuthet und verrathen.

Appius.

Zur Meuterey wird nie der Vorwand fehlen.
Des Kriegs-Gesezzes Strenge treffe den,
der treulos von der Fahne weicht.

Valerius.

Es treff' ihn.
Doch, Waffen gebe man dem Muthigen.
Und Waffen fehlen uns! — Man geb' ihm Führer,
den er vertraut, den er vertrauen kann,
nicht feige Günstlinge. Man sende uns
nicht Meuterer von Rom: der Zwietracht Gift,
des Unmuths Samen listig auszustreuen;
Man meuchelmorde nicht des Volkes Freunde!
Erhab'ner Schatten meines Sikzius,
dich ruf' ich an! Vertritt die Waffenbrüder!
Erschlagen fand man dich; doch nicht vom Feinde;
verrätherisch ermordet fielest du,
des Hasses Opfer und der Tyranney!
Dies zeugten die Erschlag'nen um dich her;
denn muthvoll fielst du in dem Mörder-Kampfe.

Appius.

Verwegener! was soll das?

Valerius.

An die Brust
leg' deine Hand. Schweigt dort die Götter-Stimme,

so soll es nichts, als der Legionen Unmuth,
des Krieges Mißgeschick dir deuten.

Ende es.

Dem Mangel wehre, dem entmuthenden,
und send' uns Waffen. Waffen fehlen uns,
Gerettet ist dann Rom, das Vaterland.

Appius.

Nicht Waffen fehlen euch; Gehorsam, Zucht.
Im Lager schleichen tückische Empörer,
der edlen Krieger Treue zu bestechen.
Von eig'ner Herrschaft träumt ihr stolzer Sinn.
Auf Trümmern der gesezzlichen Gewalt
den Thron zu bauen, ist ihr kühner Plan.
Von Freyheit, von Gefahr der Republik,
Von Tyranney ertönen ihre Lippen.
Dem Volke schmeicheln sie, dem wogenden;
um desto sich'rer es zu unterdrücken.
Sie höhnen frech der Ordnung der Gesezze;
ich kenne sie, ich kenne die Empörer.
Mein Zorn wird sie ereilen und zerschmettern.

Valerius.

Wer sind denn die Verräther? — Nenn' sie laut.
Es ruhe auf Schuldlosen nicht Verdacht.
Wer sind die Meuterer? Nenn' sie, Dezemvir.

Appius.

Dir?

Valerius.

Mir.

Appius.

Wer ſtörte des Senats Verſammlung?

Valerius.

Für Freyheit ſprach ich dort und Volkes Rechte;
Und ich bin ein Patrizier.

Du haſſeſt,
verfolgſt Patrizier, wie die Plebejer.
Nur willenloſe Sklaven will der Herrſcher.

Appius.

Genug! Zum Lager kehreſt du zurück.

Valerius.

Und welche Antwort bring' ich meinen Brüdern?

Appius.

Sie wird dort der Dezemvir Fabius
verkünden, und es zittern die Empörer! (ab.)

7.

Valerius. Klodius.

Valerius (an's Schwert greifend.)

Dezemvir! — Mir wagt er zu drohen? Mir?
O, Wuth! (will abgehen.)

Klodius.

Entrüſtet haſt du den Dezemvir.
Ich eil' ihm nach, entwaffne ſeinen Zorn. —
Ich bin dein Freund, Valerius; es war
mein Vater einſt der Familiar des Deinen.

Valerius.

Der freye Römer iſt des Römers Freund;
nicht der Klient, der Günſtling des Deſpoten.

Klodius (heftig.)

Valerius!

Valerius (die Hand an's Schwert.)

Was iſt's?

(im Abgehen.)

Ha! Numitor!

8.

Numitorius. Izilius. Vorige.

Numitorius (zu Klodius, der abgehen will.)

Iſt Appius zu ſprechen?

Klodius.

Dem Dezemvir
meld' ich des edlen Greiſes Gegenwart.

(Klodius ab.)

9.

Numitorius. Izilius. Valerius.

Numitorius.

Was iſt dir, Freund?

Izilius.

Du ſcheinſt mir ſehr bewegt.

Valerius.

In meinen Blicken leſet eure Antwort.
Mich höhnte der Tyrann, der Krieger Noth!

Von Aufruhr sprach er und von Meuterey.
Er schalt uns Feige, uns, uns Roms Legionen!
Wir kriechen nicht vor des Despoten Thron,
wir kämpfen nur für Freyheit, Vaterland
und unsre Laren; nicht für unsre Herrscher.
Empörer sind wir, denn wir sind nicht Sklaven.
Gebrandmarkt sind wir, doch es löscht das Mahl
dereinst sein Blut! — Hört es, furchtbare Mächte
des Orkus! Dem Tyrannen schwör' ich Rache!

(Valerius ab.)

10.

Numitorius. Izilius. Klodius.

Numitorius.

Mein Vaterland!

(zu Klodius, der eben eintritt.)

Wird der Dezemvir kommen?

Klodius.

Ihn halten dringende Geschäfte noch
zurück. — Doch welltet, was bey ihm
ihr anzubringen denkt, ihr mir indeß
vertrauen? —

Numitorius.

Zum Dezemvir kommen wir.

Klodius.

Vielleicht suchst du, ehrwürd'ger Veteran,
den Gnadenlohn der kriegerischen Thaten?

Du kämpfteſt muthig einſt in Latium.
Es weiß es, Appius; er ſchäzzet dich. —

Numitorius.

Ich rettete einſt eines Bürgers Leben;
da ward die Bürger-Krone mir zu Theil.
Ich bin belohnt; ich fodre keinen Lohn.

Klodius.

Mit Ehrfurcht nenne dich der Bürger Roms. —
Geſchäfte alſo! — Willſt du vor Gericht
den Gegner fodern?

Numitorius.

Keinen Gegner kenn' ich.
In Frieden ſteh' ich mit den guten Göttern;
in Frieden mit der Welt; und, nah' am Grabe,
denk' friedlich ich am Acheron zu landen.

Klodius.

So ſey's! — Ich grüße dich, Izilius!

Izilius.

Ich dich.

Klodius.

Längſt ſah man ja dich nicht; du weihteſt
dich einſt dem Forum — doch jezt droht der Feind.
Beym Heere warſt du wohl in Algidum?
Des edlen Jünglings Muth iſt längſt bekannt;
zum Kampfe rief dich heißer Durſt nach Ehre.

Izilius.

In's Lager eil' ich, wenn mein Vaterland

mich dort bedarf; jezt feſſelt andre Pflicht
mich noch zu Rom.

Klodius.

Der Liebe ſüße Bande
wahrſcheinlich?

Numitorius.

Mit Virginia iſt er verlobt.

Klodius.

Verlobt? Warum nicht ſchon vermählt?

Numitorius.

Das Opfer
iſt angeſezt; im Lager iſt der Vater.

Klodius.

Und glücklich waren die Auſpizien?

Numitorius.

Sie waren's.

Klodius.

Möchten ſie euch doch nicht trügen.

Numitorius.

Wie das?

Klodius.

Ein holdes Weib, mein edler Freund,
haſt du gewählt. Am Arme dieſer Braut
kann man des Kriegs-Gotts Stimme überhören.
Vergebens winkt Bellonens offner Tempel.
Uns ladet freundlich Hymen, der bekränzte,
zum Götter-Mahle ein.

Zwar iſt der Feind
nah an den Thoren Roms — ſo ſpricht die Sage —;
Es dürfte leicht der Tuba rauher Ton
der Hymenäen Jubel ſtören —. Doch,
das achtet nicht der Liebende, Beglückte.
Er ſaugt den Nektar-Trank von ihren Lippen —

Izilius (in drohender Stellung.)

Was hält mich ab, den frechen Spott zu rügen?

Numitorius.

Gelaſſen, Sohn! — Wir ſind hier im Pallaſte,
und nicht in Rom.

II.

Appius, vor ihm Liktoren. Vorige.

Klodius.

Heil dem Dezemvir!

Numitorius und Izilius.

Heil!

Klodius (dem Appius entgegen; leiſe.)

Was ſie begehren, hab' ich ſchon erforſcht.
Verweig're es; den Jüngling ſend' zum Heere.
(laut.)
Herr! Numitor, der edle Veteran;
Izilius, ein muthiger Plebejer,
Verlangen dich zu ſprechen.

Appius.

Seyd willkommen.
Was führet euch zu mir, Quiriten?

Numitorius.

Bürgerpflicht.

Izilius iſt mit der Toga längſt
bekleidet. Der Quiriten Rechte auszuüben,
und ein Geſchlecht zu ſtiften, iſt er reif.
Verlobt hat ihm Virginius die Tochter;
und ihr Vermählungs-Tag iſt ſchon gewählt.
Der Vater fehlt; er kämpft in Algidum.
Virginia verlor die Mutter längſt;
ſie iſt verwaiſt, harrt ſehnſuchtsvoll des Vaters.
Dem Opferfeſte wünſcht er beyzuwohnen;
verweigert hat es ihm Kornelius,
der Feldherr und Dezemvir.

Wir berufen
uns nun auf dich. Du wirſt des Kindes Schmerz,
des einzigen, des Vaters Liebe ehren;
den Göttern ſind ſie heilig.

Appius.

Heilig mir.
Ja, edler Veteran, des Vaters Liebe,
der zarten Tochter Sehnen iſt gerecht.
Doch thatenreich, gefahrvoll iſt die Zeit.
Die Tuba tönt, das Hochzeit-Lied verſtumme.
Nah ſteht der Feind den Thoren Roms. Zerſtreut
ſind unſre edle Scharen, kühn die Aequer,
und Vorſicht heiſcht das Heil der Republik.
Ein tapfrer Krieger iſt Virginius;

beſonnen alſo hat ihm der Dezemvir
den Wunſch verweigert.

Icilius.

Auch du verweigerſt ihn?

Appius.

Nicht ich, das Vaterland. Nicht Zeit iſt's jezt
die Adler zu verlaſſen.

Numitorius.

Nie verließ
Virginius das Heer.
Entehrt ihn nicht
durch ſchimpflichen Verdacht. Der Tochter Fleh'n,
den Thränen des geliebten Kindes wich er.
Bezeichnet iſt der Tag von den Auguren.
Er kömmt, geleitet zu der Juno Tempel
das theure Brautpaar, und eilt dann zurück.
Auch die Natur hat ihre Rechte; auch
der Bürger Roms iſt Menſch. — Bedenk's, Dezemvir.

Appius.

Die Pflicht nur darf ich hören. Sie gebent.
Des Feldherrn Weigerung, die meinige,
ehrt den Virginius. Das Vaterland
kann tapfrer Krieger jezo nicht entbehren.
Am Augenblicke hanget oft der Sieg.

Numitorius.

Wohlan, ich tret' indeß an ſeine Stelle,
bis er zurückkehrt. Seht, des Muthes Bürgen
ſind dieſe Narben.

Appius.

Ruhe, edler Greis,
bedarfst du; Männer, Jünglinge das Heer.
Drum send' ich dich, Icilius, in's Lager
nach Eretrum.
Es drohen die Sabiner;
sie dringen vor.

Icilius.

Mich, Appius? Mich? Jezt?

Appius.

Dich, Jüngling; längstens ehrt' ich deinen Muth.

Icilius.

Es nahe sich der Feind; dann prüfe ihn.
Wer schüzt denn Rom? Jezt fesselt mich mein Wort.
Virginien gelobte ich's. Ich bleibe.
Ist sie erst mein, dann fodre kühn mich auf;
aus ihrem Arm reißt sich der neue Bürger;
in's Lager eilt er, mit erhöhtem Muth
für Weib, für Rom zu kämpfen und zu sterben.

Appius.

Jezt droht Gefahr, jezt zeige deinen Muth.
Wie? Sahst du nicht Bellona's Tempel offen?
Dort würgt der Tod; du willst die Zona lösen?
Für dich erröth' ich.

Icilius.

Wie, Dezemvir? —

Numitorius.

Sohn!

Appius.

Auf, zu den Waffen! Dies gebeut die Pflicht.
Erfülle sie; du kennst nun meinen Willen.

Klodius und das Gefolge.

Heil dem Dezemvir!

(Appius, Klodius ꝛc. ab.)

12.

Numitorius. Icilius.

Icilius.

Heil sollt' ich ihm rufen?
Ihm Heil? Ihm, dem Tyrannen?
Hekate,
die dreygestaltete ruf' ich herab,
auf sein verruchtes Haupt! O, Wuth! O, Scham!

Numitorius.

Er ist Dezemvir durch des Volkes Wahl.
Zum Tempel der Penaten laß uns eilen;
die Götter, die erzürnten, laß uns sühnen.
Vertrau den Göttern; sie befreyen Rom.

Zweyter Akt.

(Atrium in der Wohnung des Virginius.)

I.

Virginia (allein.)

Wo bleibt Icilius? Schon ist die dritte
Vigilie vorüber, und er zögert? —
Wohl mir, daß er nicht kommt! Noch glüht die Wange;
noch weilt die Thräne im gesenkten Blick. —
O, meine Mutter! Könnte die Gekränkte,
Verlassene, in deinen Schoß sich flüchten!
Ach! sie hing sehnend ja an deiner Leiche.
Warum entflohst du, ließest sie zurück?
Wo find' ich Schuzz? Wem soll das ängstliche,
verfolgte Mädchen, seinen Harm vertrauen?
Hört, gute Götter, der Verlass'nen Flehn!
Dir, mächt'ge Juno, bin ich ja geweiht;
beschüzzend blick' herab auf die Verlobte!
Denn Unglück ahnet sie.
Wo bleibt Icilius? —
Auch du verließest mich, mein theurer Vater!
O eile, kehr' zurück! In deine Arme
verbirg mich! — Dort, nur dort ist Sicherheit.
Wer kömmt?

2.

Tullia. Virginia.

Virginia.

Du bist es, Tullia? Ich wähnte —

Tullia.

Es sey Icilius.

Virginia.

Ja, ich erwart' ihn.
Doch, kindisch bebt bey jedem leisen Tritt,
bey jedem Laut, die tiefbewegte Brust.

Tullia.

Woher die Aengstlichkeit, geliebte Tochter?
Woher die Thräne in der Augen-Wimper,
die mit der Lippe heldem Lächeln zürnt?
Was ist's, daß rascher sich der Busen hebt?
Nicht bräutlich Sehnen ist's, ich kenne ja
der stillen Jungfrau zarte Sittsamkeit;
und freundlich winken dort die Hochzeit-Götter.
Dem jungfräulichen Glücke wirst du bald
die Toga weih'n, bald glüht die Hochzeit-Fackel. —
Mir überlaß die Trauer; ich verliere
mein theures Pflege-Kind. Ihrer Tullia
bedarf die Gattinn dann nicht weiter.

Virginia.

Der Verwaisten
warst du Erzieherinn und Mutter. Wem verdankt
Virginia der Tugend Blüthen? Wem,

als dir, den Sinn für's Schöne, Gute? Wem
des Herzens Reinheit, und der Unschuld Ruhe? —
Von ihr wird mich Izilius nicht trennen.

Tullia.

Dein bin ich, Tochter und Gebieterinn!
Auf ewig dein! Das lästige Geschenk
der Freyheit nehm' Virginius zurück.
Dir folge ich, Geliebte! Ohne dich
kann Tullia nicht leben, will auch nicht.
Auf ihrer Tochter Wünsche will sie horchen;
ihr angehören; für der Gattinn Heil
die Götter flehn, in ihren Armen sterben.

Virginia.

O meine Tullia!

Tullia.

Nur traure nicht.
Nein, wie dein Herz, ist deiner Zukunft Aether.
Und Heil verkündeten dir die Auguren.

Virginia.

Des Schicksals Tiefen können sie erforschen,
nicht das Gemüth, des Glückes sich're Quelle.
Ach! ohne Mutter ist Virginia,
und fern der Vater; hülflos wähnet sie
das kühne Laster; wagt den frechen Angriff.
Du selbst warst Zeuge.

Tullia.

Dies des Harmes Grund?

Mein

Mein holdes Mädchen ſah jüngſt der Dezemvir;
er liebt dich; muß dich lieben.
Zürne nicht!
Verwegen war ſein Antrag; du verwarfſt ihn.
Rein iſt dein Herz; was kann die Unſchuld fürchten?

Virginia.

Verrath, Gewalt.

Tullia.

Die freye Römerinn?
Die Tochter, Braut des Bürgers? Fern iſt zwar
Virginius, doch das Geſetz iſt hier
und dein Icilius. Er wird dich ſchützen.
Vertrau' dich ihm.

Virginia.

Nein! noch umſchwebet mich
das Bild des frohen, glücklichen Geliebten.
Er ſprach von unſerm Bund, von unſerm Glück.
Sein Auge glänzte, ſeine Wangen glühten,
und lächelnd, freundlich bot er mir die Hand
zum Wiederſehen. — Grauſam ſollt' ich nun
des edlen Jünglings Frohſinn trüben? — Nein!
nein, gute Mutter, das vermag ich nicht.
Ihm übergeb' ich mich zum Eigenthum;
den Harm allein will ich mir vorbehalten.
Verborgen bleibe ihm die Kränkung. — Tullia!
Er kömmt! Er kömmt! Empfang' ihn! Er gewahre
im naſſen Blick des Wiederſehens Freude.

Tullia.

Dich täuschest du, nicht andre kannst du täuschen.

Virginia.

Er naht, Ach! düster ist sein eig'ner Blick!

3.

Virginia. Jzilius.

Virginia.

Du trauerst, mein Jzilius?

Jzilius.

Ich traure.

Ich komme vom Dezemvir; er verweigert
die Rückkehr des Virginius.

Virginia.

Ist's möglich?

Jzilius.

Er sendet mich nach Algidum, in's Lager.

Virginia.

Jezt? Weh' mir! —

Jzilius.

Eine Römerinn ist meine Braut.
Verspätet ist das Hochzeit-Fest, mein Glück.
Das ist es alles.

Virginia.

Ach! Wir sind verlohren!

Jzilius.

Verlohren? — Sprich! Du schweigest? Tullia,

erklåre mir das Råthſel. Sprich! Woher
der finſtre Unmuth, der verzweiflende?

Tullia.

Sprich, Theure! Länger ziemt's dir nicht zu ſchweigen.

Izilius.

Zu ſchweigen? — Des Deſpoten ſtolzer Sinn
war mir bekannt. Er haſſet die Plebejer.
Als Herrſcher zu erſcheinen war der Anlaß
ihm ſtets willkommen. Er benůzt ihn; das
iſt's alles. Frey wird einſtens Rom; dann reichet
der freye Römer dir die Hand.

Virginia.

Nicht alles!
Nein! tiefer liegt der Grund der Weigerung.
O mein Izilius, es löſ't der Schmerz
die Bande zarter Sorgſamkeit. Verheelen
wollt' ich dir meinen Harm. Umſonſt! Du dringſt
mir ihn gewaltſam ab.

Izilius.

Verheelen? Du?

Virginia.

Belaſtet
mit Sorgen iſt der Mann. Soll denn das Weib
ſie mehren? Zarter iſt der Gattinn Sinn
und frey ihr Blick. Die Wolke zieht vorůber;
er hat ſie nicht bemerkt.

Jzilius.

Und dies Geheimniß?
Und dieser Grund?

Virginia.

Bey mir war Klodius,
im Namen des Dezemvirs; seine Liebe
trug er mir an; Geschenke bot er mir.

Jzilius.

Und deine Antwort?

Virginia.

Wie?

Jzilius.

Virginia, vergieb.
Ich kenne sie. Doch dieser Antrag spricht
das Urtheil Roms —. So tief sind wir gesunken!
Der Tochter des Virginius den Antrag?
Gerechte Götter! Und das duldet ihr?
Die Götter Roms?

Ihr zürnt, wir sind vernichtet;
verschlossen werde nun der Vesta Tempel;
verhüllt der Freyheit Statue. — Ihr zürnt?
Entweih't ist euer Heiligthum! Ihr weicht!
Doch du, furchtbare Nemesis, verweile!
Dir weih' ich mich, dir flammen meine Opfer!

Virginia.

Nicht so, Jzilius. Die Götter sind
der Unschuld hold. Zum Frevel wird die Klage.
Jüngst sah' mich Appius; mein schwacher Reiz

hat ihn gerührt. Von Sklavinnen umringt,
weiß er ja nur zu wollen, nicht zu lieben.
Allmächtig wähnet sich die Herrschaft leicht;
des Herzens Schranken lerne sie verehren.

Icilius.

Du täuschest dich; ihn reizt nur Widerstand.
Der Freyheit gilt's, den Sitten, den Gesezzen;
wer ihnen trozzt, bedarf der Krone nicht.
Ja, offen lieget der vermeff'ne Plan;
und wehrlos soll das schöne Opfer fallen.
Darum verweigert man des Vaters Rückkehr,
Zeiht ihn der Feigheit.

Virginia.

In das Lager eile!

Icilius.

Jezt sollt' ich dich verlassen, die Verwaiste?
Wer schüzte dich?

Virginia.

Die Götter, meine Unschuld,
die mächt'ge Juno; ihr bin ich geweiht;
der Mutter Manen, die geheiligten.
Zu ihnen flüchtet die verwaiste Tochter.
Der Mutter Aschen-Krug will ich umfassen.
Dort such' ich kindlich Beystand, Muth und Troß.
Leb' wohl!

Icilius.

Du gehst?

Virginia.

Befreyt wird Rom vom Feinde.
Als Sieger seh' ich dich am Arm des Vaters.
Ihr kommt bekränzt, begrüßt vom Volkes-Jubel;
von allen Lippen tönen theure Namen —;
Sie hört's, sie fliegt, sie dränget athemlos
sich durch die Menge. „Platz! Quiriten, Platz!"
In euren Armen liegt die Braut, die Tochter,
die Römerinn! Der Vater windet lächelnd
ein Lorbeer-Reis von den beeisten Schläfen
in unsern Myrthen-Kranz. „Triumph! Triumph!"
so schallt das Hochzeit-Lied. — Izilius!
schön ist der Augenblick; des Harrens werth.

Izilius.

Wohl ist er's; Heil der edelsten der Frauen!
Ich folge! Nur der Brüder Ungestüm
und Numitor hielt mich zurück. Sie sandten
dem Vater Botschaft; seine Gegenwart
und seinen Rath erwarten sie. Auch ich.
Er spreche; und mit ihm flieg' ich in's Lager.
Doch größer noch ist die Gefahr im Innern.
Die Aequer, die Sabiner drohen uns;
der Freyheit die Dezemvirn, die Tyrannen!
Wofür er blutet, will der Römer wissen.
Nie trug er fremdes Joch; er trüge eignes?
Der Freyheit Flamme flog aus dem Olymp
in unsrer Ahnherrn Brust; sie gründeten
das Kapitol zum Sizz der Republik,

nicht zum Pallaſt der Herrſcher.

Faſſe mich.

Denn eine Römerinn biſt du. Ich gehe
zum Tempel des Ammonius. Es ſammlen
ſich dort die freyen Bürger Roms zum Opfer;
Plebejer; und Valerius, Horazius,
die edelſten des Patriziats; wir ſühnen
der Götter Zorn —. Virginia, du findeſt
mich deiner werth.

Virginia.

Ich werd's. —

Auf Wiederſehn!

Icilius.

Leb' wohl!

Virginia.

Komm, Tullia.

Icilius.

Wo willſt du hin?

Virginia.

Zum Grab der Mutter wall' ich; ich gelobt' es.

Icilius.

O bleib! Dir droht Gefahr.

Virginia.

Mir?

Icilius.

Kühn
iſt Klodius, und des Deſpoten Diener.
Des Römers Wohnung iſt des Römers Burg.

Sie waat er nicht zu überſchreiten. Bleib!
Im väterlichen Hauſe biſt du ſicher.

Virginia.

Die Unſchuld fürchtet nichts.
Leb' wohl!

Icilius.

Leb' wohl! Die Götter
beſchüzzen dich. — Leb' wohl. Auf Wiederſehn!

4.

(Das Römiſche Forum.)

Klodius. Timeo. Andre Sklaven.

Klodius.

Sprich! was bemerkteſt du?

Timeo.

Patron! im Tempel
des Jupiter Ammonius verſammlen ſich
Patrizier, Plebejer.

Klodius.

Wi Patrizier?

Timeo.

Valerius, Horazius —.

Klodius.

Die Stürmer!

Timeo.

Die Götter zu verſöhnen —

Klodius.

Ist der Vorwand.

Timeo.

Gefahr der Feinde Roms zu wenden —

Klodius.

Meuterey

ihr Plan. Nun? Und Virginia?

Timeo.

Seyd unbesorgt.

Am Hauf' des Vaters wacht ein treuer Sklave.
Es naht die Zeit, wo sie mit Tullia,
der Ziehfrau, zu der Schule wandelt.

Klodius.

Timeo!

Begieb dich zum Dezemvir. Was du hörtest,
meld' ihm; „Izilius ist kühn, entschlossen.
Des Aufruhrs Säugling würge, ehe er
zum Mann erwächst," so sprich zu Appius,
Er eile, er erscheine mit Liktoren;
sein Ansehn zügle der Verwegnen Trotz.

(Timeo ab.)

Sklave (herbeylaufend.)

Sie kömmt! Sie naht!

Zweyter Sklave.

Sie ist's.

5.

Virginia, am Arme der Tullia.

Tullia.

Sieh dort den Günſtling des Appius.

Klodius.

Sie iſt's!

Tullia.

Wir weichen aus.

Virginia.

Ziemt das der Tochter des Virginius?
„Stets wandle den geraden Pfad," ſo ſprach die Mutter.

Klodius (ſich ihnen nahend und Virginia bey der Hand faſſend.)

Sklavinn! folge mir.

Virginia.

Wie? Sklavinn? Ich?
Die Tochter des Virginius?

Klodius.

Du biſt's!
Biſt meine Sklavinn; folge dem Gebieter.

Virginia.

Gerechte Götter!

Klodius.

Meiner Sklavinn Tochter;
mir vom Virginius geraubt.

Tullia.

Du lügst!

Klodius.

Verwegne!

Tullia.

Eine freye Bürgerinn ist sie.
Ich zog sie auf; sie lag als Kind auf meinem Schoße;
der Tod entriß ihr früh die edle Mutter;
ich war ihr Mutter, und Virginius,
der freye Römer, ist der Jungfrau Vater.

Virginia (Tullia umschlingend.)

O meine Tullia!

Tullia.

Mein Kind!

Klodius (Tullia hinwegreißend.)

Hinweg!

Tullia,

Halt ein!

Klodius.

Wer bist du?

Tullia.

Eine Sklavinn einst.
Es schenkte mir Virginius die Freyheit;
doch ihr gehör' ich an, der Freygebohrnen.
Und von ihr trennet mich nichts, als der Tod.

Klodius.

In meine Wohnung führt die Sklavinn.

Tullia.

Götter!

Ihr duldet dieſe Frevelthat?

(zu dem Volke, das indeß ſich auf dem Forum ſammelte, und um ſie herdrängte.)

Quiriten!

Volk.

Was iſt's? Was iſt's?

Tullia.

Ehrwürdige Matronen!

Um euren Beyſtand ſieh' ich.

Volk.

Sprich! Was iſt's?

Tullia.

Seht hier die Tochter des Virginius!

Volk.

Ein edler Mann!

Tullia.

Des freyen Röm'ſchen Bürgers.

Er kämpft für euch; die Tochter will man ihm,

die einzige geliebte Tochter, rauben.

Volk.

Wer wagt es?

Tullia.

Er, der Günſtling, der Klient

des mächtigen Dezemvirs.

Klodius.

Meine Sklavinn iſt ſie;
nicht eine Römerinn.

Tullia.

Sie iſt es! Hört!

Volk.

Hört ſie!

Tullia.

Bey'm Acheron, dem furchtbaren,
ich ſpreche Wahrheit! — Mütter! ſollten ihr
die Stimme der Natur wohl überhören?
Die Mutter ſtarb, und dem verwaiſten Gatten
will man das einzige, geliebte Kind
entreißen. — Denket an des Vaters Schmerz.
In euren Buſen greift; an eure Kinder
gedenket, an der Liebe keuſche Pfänder.
Was iſt den Aeltern theurer, als das Kind!

Klodius.

Hinweg die Sklavinn!

Tullia.

Freygeboren iſt ſie;
frey war die Mutter, eine Bürgerinn.
Im Grabe liegt ſie; zu der Urne wallte
die fromme Tochter.
Mütter, duldet nicht
den Frevel! Eure Kinder, euer Kleinod,
reißt man von eurem Buſen.

Volk.

Unerhört!

Tullia.

Ohnmächtig liegt sie hier in meinen Armen.
O seht, wie bleich! Es ist Virginia!
Seht dieses holde, jungfräuliche Antlizz,
der Unschuld Bild! Ist das wohl eine Sklavinn?
Sie stirbt! — Die Schmach kann sie nicht überleben.
O rettet! rettet!

Das Volk (dringt vor, und umgiebt Virginia und Tullia.)

Nehmt sie in die Mitte.
Zurük!

Klodius.

Verwegne, zittert!

Volk.

Der Dezemvir!

Klodius (zu den Sklaven.)

Heil dem Dezemvir, ruft.

Sklaven.

Heil!

Volk.

Wehe!

Tullia.

Wehe!

6.

Appius, vor ihm der Herold und die Liktoren.
Vorige.

Appius.

Was ſoll das Klaggeſchrei?

Klodius.

Voran, Liktoren!

Appius.

Wozu der Auflauf?

Liktoren.

Machet Plazz, Quiriten.

Klodius.

Man weigert mir die Sklavinn.
(auf Virginia zeigend.)
Sie!

Virginia (ſich allmählig erhebend.)

Ich ſeine Sklavinn?
Dezemvir! frey gebahr mich meine Mutter.
In dieſem Buſen redt ein freyes Herz.
Mein Vater iſt Virginius, er kämpft
im Algidum für Rom, und der Verwaiſten,
Verlaſſ'nen Zuſtand will er grauſam nüzzen! —
Ihr Bürgerinnen Roms! zeugt, ſprech' ich Wahrheit

Bürgerinnen.

Ja, Wahrheit ſpricht ſie. Wahrheit!

Appius (zu Klodius.)

Wie? Vermeſſ'ner!
Der Bürger Freyheit wagſt du anzutaſten?

Klodius.

Hört mich, Dezemvir! Hört auch mich.
Sie ward
von einer Sklavinn mir geboren; mir
entwendete man ſie in zarter Kindheit.
Mein Eigenthum fordr' ich zurück; ich klage
Virginius des Raub's, des Truges an.
Mein iſt die Sklavinn! Mein! Man führe ſie
hinweg.

Volk.

Zurück!

Appius.

Du hörſt's, Virginia.
An deinem Schickſal nehm ich Theil; dein Liebreiz
iſt eines Beſſern werth. Des Herzens Stimme
darf ich nicht folgen; denn es feſſelt mich
die ernſte Pflicht.

Klodius.

Heil dem Dezemvir! Heil!

Tullia.

Gerechtigkeit zu üben heiſcht die Pflicht.
Drum ſey gerecht.

Klodius.

Führt ſie hinweg!

Volk.

Volk.

Zurück!

Virginia.

Ich Sklavinn? Das, Dezemvir! glaubteſt du?
Nein! dieſe Scham, die meine Wange röthet,
des Herzens Beben, bürgt mir, ich bin frey!
Bin frey geboren, eine Römerinn!
Frey lebte ich, frey denk' ich auch zu ſterben;
Denn ſterben kann ich; Feſſeln tragen nicht.
Virginius, mein theurer Vater! dir
verdankt' ich nicht das Daſeyn? Und woher
denn dieſe fromme, zarte Liebe, die
an ihn mich knüpft? Woher das heiße Sehnen
nach ihm? Woher die kindlich bange Sorge
für des Geliebten Heil? —
Erzürnte Götter!
Nehmt alles, nur der Kindesliebe Freuden,
nur meinen Vater nehmt mir nicht!

Klodius (ſich dem Appius nahend; halbleiſe.)

Dezemvir!
Du ſcheinſt bewegt.

Appius.

Verklärt ſie nicht die Trauer?

Klodius.

Verlohren biſt du, wenn du weichſt; geöffnet
ſind der Plebejer Trotze dann die Schranken.

Appius (laut zu Virginia.)

Sein Eigenthum biſt du, ich kann nicht retten.

Virginia.

Sein Eigenthum?

Izilius! Und du,
auch du verließeſt mich!

Tullia (zum Volk.)

Izilius
iſt ihr Verlobter.

Volk.

Wie? Izilius,
der edle Jüngling?

Klodius.

Sklavinn! folge mir.

Volk.

Zurück, Verwegener! Zurück!

Tullia (Virginia umſchlingend.)

Wer wagt's,
der Löwinn ihre Jungen zu entreißen?
Quiriten, Schuzz!

Klodius.

Liktoren, vor!

Volk.

Gewalt!

Klodius.

Was ſoll der Auflauf? Bürger! nicht Gewalt,
Recht will ich üben; vor Gericht beweiſ' ich
mein Eigenthum, den Raub.

Volk.

Izilius!

Er kömmt! Er kömmt!

Andre.

und Numitorius!

7.

Izilius, Numitorius, (durch das Volk ſich drängend.) Vorige.

Virginia (in Izilius Arme ſtürzend.)

Izilius!

Izilius.

Virginia!

Was iſt's?

Was ſoll das?

Tullia (auf Klodius deutend.)

Seine Sklavinn nennt er ſie;
ihm einſt geraubt. — Aus meinen Armen denkt
er ſie zu reißen.

Izilius (zu Klodius.)

Deine Sklavinn? Alſo
wohl deine Tochter? Denn kein Römer biſt du.

Klodius.

Der Sklavinn Tochter, vom Virginius,
für ſeine eigene erblaßte, ſchon als Kind
betrüglich hingegeben.

Icilius.

Und erſt jezt
bemerkſt du das? Jezt, wo der neue Vater
die zarte Blume ſorgſam auferzogen?
Bey'm Jupiter! Dein Schweigen war beredt.

Klodius.

Erſt jezt erfuhr ich's.

Icilius.

Nicht ich deine Bosheit.
Längſt kannt' ich ſie, denn längſt verachtt' ich dich.
Zurück! Entweihe nicht das Heiligthum
der Unſchuld; wag' es nicht, ſie zu berühren.

Klodius.

Ich bin ein Bürger Roms; ich fodre ſie
zu Recht vor dem Dezemvir.

Icilius.

Gut, er richte.
Das Menſchliche muß, darf der Menſch erwarten
Du faſſeſt mich, Dezemvir! Menſchlich war
Verirrung hier —; doch Mißbrauch der Gewalt,
der freyvertrauten, zu dem Druck der Unſchuld,
zu ſchändlichem Beginnen —. Gute Götter!
ſo tief laßt meinen Glauben, mein Vertrauen,
das fromme, kindliche, an Menſchenwerth,
an unſern Urſprung doch nicht ſinken.

Numiterius.

Wohl!
Vertraue ihm; er iſt gerecht, ein Römer.

Er fühlt's. Gelingt des Klodius Verrath:
ſo hüllet ſich der Bürger Roms in Trauer;
und träumend bebt die Mutter für den Säugling
an der gepreßten Bruſt. Der Zeitgenoſſen
Begräbniß-Ort wird dann das hohe Rom;
denn Freye nur, nicht Sklaven, zeugt der Römer.
Es richte der Dezemvir, doch der Vater
iſt fern, im im Dienſt des Vaterlands. Man höre ihn.

Klodius.

Auf den Virginius beruf' ich mich.
Er komme! Doch ſie folge mir indeß.

Icilius.

Es wandle eh' ans Stygiſche Geſtad
der freye Schatte.
Appius, ſey weiſe,
Du faſſeſt mich; bedenke, was du thuſt.
Fern iſt Virginius; man klaget ihn
des Raub's, des Truges an; ihn muß man hören.
Man ſend' ihm Botſchaft; warte ſeiner Rückkunft.

Appius.

Es ſey! Geſichert werd' indeß ſein Eigenthum
dem Kläger; ſo heiſcht's das Geſezz; ſie folg' ihm.

Icilius.

Ihm? Nimmermehr! Er wag' es nicht —

Appius.

Vermeſſener!

Zum Heere sandt' ich dich; du widerstrebst
gesezzlicher Gewalt? — Entfernet ihn, Liktoren!

(Die Liktoren dringen gegen Julius vor.)

Julius.

Entfernen? — Lebend nicht!
Furchtbare Mächte
des Orkus, hört den Schwur! Ich weiche nicht.
Wähnst du, den Plan hätt' ich nicht längst durchschaut?
Doch schweig ich, und das Volk mag ihn errathen;
erröthen müßte sonst der freye Römer
für seinen Herrscher, für sich selbst.
Dezemvir,
die Freyheit raubtest du dem Bürger Roms,
entzogst ihm seine Stüzze, die Tribunen.
Steh' still in dieser Laufbahn, wag' es nicht
des Herzens zarte Adern zu verwunden.
Viel kann der Mann vom Druck des Herrschers dulden;
er flüchtet an des keuschen Weibes Brust,
in seiner Kinder Arme; rastet aus,
und wähnt sich frey, weil Liebe ihn umgiebt.
Dahin verfolg' ihn nicht; die heil'ge Freystatt,
die lezte, Appius, berühre nicht!
Den Rücken giebt der Römer deinen Geißeln,
den freyen Nacken deinen Henkern Preis;
der Kinder Unschuld nicht des Herrschers Lüsten.
Die Tochter des Virginius ist meine Braut;
in seinem Hause bleibt sie, bis er kömmt.
Entsagt er seinen Rechten, so entsage

ich auch den meinen; eine Römerinn,
ein freyes Weib erkohr ich mir.

Ihr Bürger Roms,
ihr Väter, Gatten, euren Beyſtand heiſch' ich;
um mich verſammelt euch; eh' mord' er uns,
uns alle, ehe den vermeſſ'nen Plan,
den freyheitsmörderiſchen, er vollführe.

Volk.

Eh' mord' er uns; uns alle!

Appius.

Hört, Quiriten!
Nicht ihre Freyheit gilt's; die Ruhe Roms.
Er will ſie ſtören, und Virginia
iſt nur der Vorwand. Nach der Gunſt des Volks,
nach Herrſchaft ſtrebt des Jünglings ſtolzer Sinn.
Das Anſehn der Geſezze, der Gewalten,
will der Empörer ſtürzen. Doch, ich zügle
des Uebermüth'gen Trozz! Die Vater-Rechte,
die Freyheit ehr' ich; Aufruhr fürcht' ich nicht.

Bey'm Heere iſt Virginius; er komme,
und ſtehe dann dem Klodius zu Recht.
Erſcheint er morgen nicht, ſo wißt, Quiriten,
es wiſſe es Izilius, der Frevler,
es hören es die hohen Götter Roms:
Die Pflicht erfüll' ich; des Geſezzes Kraft
bewahre ich; es zittern die Vermeſſ'nen!

Volk.

In's Lager sendet Botschaft; es erscheine Virginius.

Icilius.

Er wird's.

Appius.

Sie kehre heim und stelle morgen sich dem Richter. Doch sie leiste Bürgschaft; so will's das Gesetz.

Klodius.

Wer bürgt für sie?

Numitorius.

Ich!

Icilius.

Ich!

Volk.

Wir alle!

Icilius.

Ihr alle?

Volk,

Alle.

Icilius,

Mächte des Olymps, ihr seyd versöhnt! — Die Unschuld darf in Rom nicht zittern! Einen Retter findet sie

in jedes Bürgers Bruſt; einſt einen Rächer. —
Genügt dir dieſe Bürgſchaft?

Appius.

Sie genügt.

Icilius (Virginia bey der Hand faſſend, und ſie aus dem Kreiſe der ſie umgebenden Liktoren und Sklaven führend.)

Frey biſt du nun.

Virginia.

Frey ſteig' ich zum Kozyt.

Dritter Akt.

(Vorhof im Tempel der Vesta.)

I.

Virginia (eine weiße Taube in einem Körbchen an ihrem Arme.) Tullia.

Tullia.

Viel wagst du, dich vom Hause zu entfernen;
wenn er nun kömmt, und dich vermisset!

Virginia.

Hier
such' er mich auf; in dieser heil'gen Freystatt,
der nur die Unschuld sich zu nahen wagt
Er weilt; du kennst der Herrscher Tyranney,
die Lage Roms. Nur hier ist Sicherheit.
Hier find' er mich, hier hör' er meinen Schwur:
als Römerinn zu leben und zu sterben.
Es hör' ihn Vesta, die Beschützerinn
der Keuschheit!

Tullia.

Auch mein Flehen höre ſie.
Verderben treffe des Tyrannen Haupt!
Vernichtet werde der verruchte Plan;
dem Vater ſeine Tochter, die Geliebte
dem edlen Jüngling, und ihr ſelbſt das Kleinod
der Freyheit zu entreißen!
Und wozu?
Um ſie, die Krone Röm'ſcher Jungfrauen,
als Sklavinn ſeinen Lüſten aufzuopfern! —
Nein, nein, gerechte Götter, nein! den Frevel
könnt ihr nicht dulden! — Nein! gelinget er,
ſo fliehe Mutter, Gattinn, Kind und Säugling;
zur Wüſte werde Rom, das herrliche!

Virginia.

Sey ruhig, Tullia, ich trau' den Göttern.
Der Liebe Band knüpft mich an den Verlobten;
an meinen Vater, an der Mutter Aſche,
die Bande der Natur. Es kann Gewalt
zwar jenes löſen; dieſe ſind unlösbar;
ein Gott verſchlang ſie für die Ewigkeit.
Die Unſchuld ſiegt; entlarvt wird der Verrath!
Es mag der Trug, die Bosheit, die Gewalt,
die Nezze ſtellen; ich bin frey; ich bin
die Tochter des Virginius, des Römers;
denn frey und rein bleibt ſtets, wer nur es will.

Tullia.

Es naht die Oberprieſterinn.

2.

Oberprieſterinn (Virgo Maxima.) Vorige.

(Tullia zieht ſich zurück.)

Oberprieſterinn.

Wer biſt du?

Virginia.

Virginia, die Jungfrau; Tochter des Virginius.

Oberprieſterinn.

Was führet dich zum Tempel der Göttinn?

Virginia.

Dieſes Opfer bring ich ihr. Nur eine Taube; doch die gute Göttinn verſchmäht es nicht; weiß iſt das Opferthier und rein; ſo auch mein Herz, mein Wandel.

Oberprieſterinn.

Nur reines Herzens naht man ſich der Veſta. Du biſt's, es bürgt dafür dein reiner Blick. Tritt näher! Zum Altar geleit' ich dich. Willkommen biſt du den Veſtalinnen. Als Schweſter, als Geſpielinn nehmen ſie die holde Jungfrau auf.

Doch ſprich, Virginia, was führet dich in unſre heil'ge Hallen? Woher der kummervolle Blick? Was iſt's, das du der Göttinn vorzutragen denkſt?

Virginia.

Ehrwürd'ge Jungfrau! ſchwer belaſtet iſt
dies arme Herz, doch nicht von eigner Schuld.
Den Frevel klage ich der guten Göttinn,
den an der Unſchuld man zu üben ſinnt.
Um ihren Beyſtand fleh' ich, daß ſie ihn
von mir, von Rom, vom Vaterlande wende.
Ich liebe.

Oberprieſterinn.

Wie? Du liebſt?

Virginia.

Icilius,
den Jüngling, den mein Vater mir erkohr.

Oberprieſterinn.

Du biſt verlobt?

Virginia.

Ich bin's.

Oberprieſterinn.

Und dieſer Frevel?

Virginia.

Es ſah' mich Appius —

Oberprieſterinn.

Wie?

Virginia.

Roms Gebieter
iſt der Dezemvir; Unſchuld ſoll er ſchüzzen;
er ſelbſt verfolgt ſie. Klodius, ſein Günſtling,
will Freyheit, Unſchuld, Vater mir entreißen.

Als Sklavinn ſpricht er die Verwaiſte an.
Denn ferne iſt Virginius.

Oberprieſterinn.

Gerechte Götter!
Das wagt der Römer Haupt? Und wagt es noch
dem Heiligthume ſich zu nah'n? Er zittre!
Nein, dieſer Frevel bleibt nicht ungeahndet.
Die Erde bebe unter ſeinem Tritt;
ſie öffne ſich, den Frevler zu verſchlingen!

Virginia.

Zur Göttinn flücht' ich, der Beſchüzzerinn
der Keuſchheit, ihren Altar zu umfaſſen.
Ihr weih' ich mich; ſie ſchüzze meine Unſchuld.

Oberprieſterinn (ſie bey der Hand faſſend.)

Komm, Veſta's Prieſterinn! — Zum Heiligthum!

3.

(Das Innere des Tempels.)

(Der Altar der Veſta, mit dem ewigem Feuer.)

Sechs Veſtalinnen. Nachher die Oberprieſterinn. Virginia und Tullia eintretend.

Oberprieſterinn (ſich mit Virginia dem Altare nahend.)

Erhabne Göttinn! Freundlich blick herab
auf deine Tochter, auf Virginia,
die edle, keuſche, die verfolgte Jungfrau!
Verleih' ihr Schuzz; den Frevler, den Verführer,
der Unſchuld Mörder, treffe deine Rache!

Chor der Veſtalinnen.

Gute Göttinn!
Zu dir flüchtet ſich die Unſchuld,
ihre Reinheit zu bewahren.
Schüzze ſie, die keuſche Schweſter!
Weiß, ſchuldlos und rein
iſt, gleich der Unſchuld, das Opfer.
Nimm denn freundlich es auf.
Zu dir u. ſ. w.

Oberprieſterinn (zu den Veſtalinnen.)

Umarmt ſie, Schweſtern! Grüßt die holde Jungfrau.

(die Veſtalinnen umarmen ſie.)

Virginia (die Taube auf den Altar ſtellend.)

Nimm, gute Göttinn, dies harmloſe Opfer,
das unbefleckte, gütig auf! Bezeichnen
ſoll dir's der Jungfrau unbefleckten Sinn!
Um deinen Beyſtand flehet die Verlaſſ'ne;
um Rettung! Rettung!

Oberprieſterinn.

Rette, rette ſie!

Virginia (knieend.)

Rein iſt ihr Herz, wie dieſes Opfers Flamme;
rein, wie ihr Wandel; rein erhalte ſie!
Du duldeſt nicht die furchtbare Entweihung.
Du retteſt ſie, und, iſt's des Vaters Wille,
gelobt ſie dir dann ewige Verehrung;
ſie weiht ſich deinem Dienſt, ſie ſchwört —.

4.

Izilius hereinſtürzend. Vorige.

Izilius.

Virginia,
was willſt du thun?

Oberprieſterinn und Veſtalinnen
(erſchrocken.)

Wer iſt's?

Virginia.

Izilius.

An ſeinem Arme darf mich Veſta ſchauen,
denn keuſcher Liebe iſt die Göttinn hold.

Oberprieſterinn.

Sie hört dein Fleh'n, dein Opfer nimmt ſie an;
ſie ſchüzzt dich, edle Jungfrau! Zage nicht. —
Umarme mich.

(Virginia umarmt ſie ehrerbietig.)

Rein ſeh ich hier dich wieder.

(zu den Veſtalinnen.)

Es ſchließe ſich das Heiligthum!

(zu Virginia.)

Leb' wohl!

(die hintere Szene ſchließt ſich.)

5. Izilius,

5.

Izilius, Virginia und Tullia treten wieder in die Vorhalle des Tempels.

Izilius.

Hier find' ich dich?

Virginia.

Hier magst du stets mich finden.

Izilius.

Doch was begannst du? Mir willst du entsagen!
Und ew'ge Treue hast du mir gelobt.

Virginia.

Die freye Römerinn gelobte sie.
Zur Sklavinn will das Laster nun sie stempeln.
Zwar schuldlos bliebe stets der Jungfrau Sinn,
doch, mit befleckтem Rufe wäre sie des Römers,
des edlen Jünglings unwerth.

Izilius.

Harre! denn enthüllt
wird bald der Trug; es schüzzen dich die Götter,
die Bürger Roms, und ich.

Virginia.

Vergieb, Geliebter.
Der Vesta Beystand zu erflehen, nahte
ich ihrem Heiligthum; hier sucht' ich Schuzz.
Vernichtet sie des Lasters Plan, was soll
die arme Tochter des Virginius
der guten Göttinn zollen? Welchen Dank

ihr bringen? Welches Opfer wäre wohl
ihr angenehmer, als der Unſchuld Weihe? —
Und danken, danken will doch dieſes Herz! —
Siegt Appius, bin ich für dich verloren;
zwar Sklavinn nie, doch auch nicht deine Braut.
Werd' ich gerettet, weihe ich dem Dienſt
der Retterinn die Jungfrauſchaft.

Weh' mir!
Du trauerſt, mein Izilius? Du zürnſt?
O zürne nicht! Kann wohl der fromme Sinn
des keuſchen Mädchens dich betrüben?

Izilius.

Ja.
Tief beugſt du mich; an deine Liebe glaubt' ich,
an deinen Schwur; mein Glück war dieſer Glaube.
Es iſt dahin.

Virginia.

Mich hören hier die Götter;
es hört mich Veſta! Ja, ich liebe dich;
doch mehr als dich: die Unſchuld.
Deine Liebe
erhöht mir ihren Werth. — Du zürneſt noch?

Izilius.

Ich, zürnen? Zur Bewundrung ſchmilzt der Schmerz.
Die edle Römerinn erblickt' ich nur;
das Weib, das liebende, laß auch mich finden.
Für deine Rettung kämpft Izilius,
für deine Freyheit, für die Freyheit Roms.

Er ringt, er kämpft, er rettet die Geliebte,
das Vaterland; sein ist des Sieges Palme,
die Braut, und er verlöhre sie am Ziel?

Virginia.

Die Bürger-Krone bleibt dem Retter Roms.

Icilius.

Und diesem Herzen?

Virginia.

Reine, ew'ge Liebe;
der Jungfrau Liebe, die geheiligte.
Dem schönen Flug vermöcht' er nicht zu folgen? —
Wohl! seinem Glück opfr' ich den frommen Wunsch;
der Seele heißen Drang. — Sein bin ich!

Icilius (sie bey der Hand fassend.)

Mein!
Mein theures Weib; einst Mutter, einst die Zierde
der Römischen Matronen. — Nahe ist
die Rettung; nah' Virginius der Vater.

Virginia.

Er kömmt?

Icilius.

Er kömmt, die Tochter zu beschützen.
Dir's zu verkünden, suchte ich dich auf.
Laut murrt das Volk; es sammlen sich die Bürger.
An ihrer Spitze stehn Patrizier,
Valerius, Horazius, und Numitor;

gewaltſam hielten ſie auch mich zurück.
Befreyt wird Rom, Virginia beglückt
Izilius; es ſtürzen die Tyrannen.

6.

Ein Sklave. Vorige.

Sklave.

Dich grüßt Virginius; er ſucht dich auf.

Virginia.

Er kömmt? Iſt da? Mein Vater? — Gute Götter!
Zum Schmerz gabt ihr mir Muth, die Freude helft
erbarmend nun mir tragen!

(Tullia umarmend.)

Tullia!
Izilius! er kömmt! — Virginius!

7.

(Pallaſt des Appius.)

Appius. Klodius.

Klodius.

Im Tempel des Ammonius ſind ſie verſammlet,
und unter ihnen die Patrizier,
Valerius, Horazius. Sie ſprechen kühn
von Tyranney; und Gluth entſtrömt den Lippen.
Gleich einzelnen Gewitter-Wolken ſteht
am Forum hie und da das müß'ge Volk

in dicht gepreßten Haufen; dieſe Wolke
zerſtreut der Anblick der Liktoren; dort
zieht eine neue ſich indeß zuſammen.
Es ſchleichen die Matronen ſcheu umher;
an ihre Mutter ſchmieget ſich die Tochter,
in ihrer Stola birget ſich das Kind. —
So iſt die Lage Roms! der Landſchaft gleich,
die, untergraben von volkan'ſcher Gluth,
dem Augenblicke der Erſchütt'rung nahet.
Die Erde ſchwankt, des heil'gen Lebens Odem
hält die Natur zurück; zum Kerker wird
die freye Luft; des Räthſels Löſung ahnend,
ſtrebt Menſch und Thier dem Boden zu entſchweben,
und flüchtet über Gräber in das Grab.
So iſt die Lage Roms. Bedenks!

Appius.

Du zagſt?
Es ſchreckt mich nicht das düſtre Bild. Wir handeln,
indeß ſie ſinnen.

Klodius.

Dem Virginius
ſind Boten in das Lager zugeſandt,
Er kömmt.

Appius.

Kömmt nicht.

Klodius.

Nicht?

Appius.

Dem Kornelius
befahl ich, ihm den Abgang zu verweigern.

Klodius.

Sehr weise, mein Gebieter; doch gewagt
scheint jezt die Unternehmung. Räthlicher,
durch kluge Zögerung den Sturm zu bannen.

Appius.

Damit empor des Aufruhrs Flamme lodre?
Daß die vermeſſenen Plebejer uns
der Zagheit zeih'n? Ich kenne ihre Plane.
Nicht mehr die Tochter des Virginius,
die Herrſchaft Roms iſt nun des Kampfes Preis.
Ich rette ſie, es zittern die Verwegnen! —
Verſammle den Senat.

Klodius.

Du wagſt es?

Appius.

Ich gebiete.
Ich ſpreche; winke, und die Väter ſchweigen,
gehorchen. Denn mein Wille iſt Geſezz.
Des Aufruhrs klag' ich die Empörer an.
Es fallen die verrätheriſchen Häupter.
Rom wird beruhigt.

Klodius.

Und Virginia?

Appius.

Wird deine Sklavinn.

Klodius.

Sinkt an deine Bruſt.

8.

Ein Sklave. Vorige.

Sklave.

Virginius, der Hauptmann, wünſchet dich
zu ſprechen.

Appius.

Wie? Virginius? Was ſoll das? —
Er komme. (Sklave ab.)

Klodius.

Euren Auftrag zu vollziehen,
eil' ich zum Herold. (ab.)

Appius.

Hier erwart' ich dich.

9.

Appius. Virginius.

Virginius.

Heil dem Dezemvir!

Appius.

Wie? Virginius in Rom?
Jezt wagteſt du, das Lager zu verlaſſen?

Virginius.

Die tapfern Waffenbrüder ließ ich dort.

Appius.

Jezt, wo der Feind uns droht?

Virginius.

Der offne Feind
wird nie den Römer schrecken; der geheime,
der tückiſche Verräther ſcheut den Blick
des freyen Manns. — Darum erſchein' ich hier.
Ins Antlizz blicke Klodius der Günſtling
Virginius dem Vater; wag' es dann,
ſein Bubenſtück zu enden! —
Meine Tochter, ſinnt er
von dieſer Bruſt zu reiſſen; und wozu?
Und wann? Ihr Götter! Wann? Indeß für Rom,
für's Vaterland der freye Vater kämpft.
Der Götter Schuzze übergab ich ſie,
und der Geſezze Roms; entwandt' mich ruhig
des zarten Kinds umſchlungnen Armen; küßte
der jammernden, beſorgten Thränen auf,
und eilte ſorglos fort zum edlen Kampf
für Freyheit, für Geſezz, für unſre Laren.
Wofür ich kämpfte, wird mir hier entriſſen,
dort blute ich; hier drücket Meuchelmord
den Dolch mir rücklings in das Vater-Herz.

Appius.

Auch Klodius iſt Bürger Roms; er fodert
Gerechtigkeit; ihm ſchuld' ich ſie wie dir.
Die ihm entwandte Sklavinn fodert er;
du nennſt ſie Tochter; das Geſezz entſcheide.

Virginius.

In deinem Busen hätt' es nicht entschieden?

(sich ihm nahend.)

Wir sind allein; — zum Römer spricht der Römer;
der Vater zum Dezemvir. — Sey gerecht;
vermagst du's nicht? — Sey mind'stens klug, besonnen.
Hinweg die Larve! ich durchschaue sie.

(nach einer langen Pauſt, in der er stark ihn heftt.)

Du liebst Virginia.

Appius.

Verwegener!

Virginius.

Schweig!
Der Tugend Allmacht ehre, oder fürchte.
Du sahst Virginia, der Mutter Bild.
Entnervt, vergiftet hat dein stolzes Herz
der Herrschsucht Reiz, der Zaubertrank der Macht.
Zur Wollust sank das göttliche Gefühl,
zur regellosen Leidenschaft die Liebe.
Verlobt ist sie; die Tochter des Plebejers;
doch eine Römerinn. Daher der Plan,
der schändliche, zur Sklavinn sie zu stempeln.
Und dann? — Und dann? — Nein! Nein! Ihr Götter! Nie
entweihe dieses Wort des Vaters Lippen. —
Vergebens wendest du den scheuen Blick.
Du wendest ihn, es glühet deine Wange,
das ist genug; es traf der Wahrheit Pfeil.
Dezemvir bist du, ein Patrizier;

ich ein Plebejer; beide Bürger Roms.
Den Römer ſollte ich, der Römer, morden? —
Denn, ehrlos, iſt der wahre Römer todt. —
Des Trugs ſoll ich ihn zeihen, des Verraths,
des Mords der Unſchuld, eines Bubenſtücks,
das ſein Klient erſann, der feile Sklave?
Den erſten Magiſtrat der Republik,
ihn, den Bewahrer heiliger Geſezze,
die er uns gab, zum Schuzz des Rechts, der Unſchuld,
ſoll ich des Raub's, des Mißbrauchs der Gewalt,
der Tyranney im Angeſichte Roms,
vor allem Volk verklagen?
Groſſe Götter!
Seyd ihr erzürnt, ſo ſchleudre ſeine Blize
Diespiter aufs Kapitol, verlöſche
der Veſta Feuer, das Palladium
werd uns geraubt; nur dieſen Unfall wendet!
So tief laßt nicht der Römer Würde ſinken;
dem Hohn der Feinde, der Barbaren, gebt
nicht unſern Ruhm, nicht unſre Ehre Preis.
Du wirſt es nicht; du biſt ein Bürger Roms.
Noch iſt es Zeit; zur Tugend kehreſt du
zu deiner Pflicht zurück.

Appius.

Des Vaters Schmerz
verzeih' ich die Beleidigung; verachte
der Schmähſucht Pfeile; kenne meine Pflicht
und das Geſezz; ich weiß es zu vollſtrecken!

Virginius.

Dies dein Entſchluß?

Appius.

Er iſt's.

Virginius.

Wohlan! im Forum,
am Tribunale ſehen wir uns wieder.
Dort fodr' ich Recht; Recht gegen meine Richter.

Appius.

Du willſt —?

Virginius.

Ich muß; denn ich bin Vater, Römer.

Appius.

Und Klodius —?

Virginius.

Er ſtelle ſeine Zeugen.
Die meinen ſind die Götter, meine Wunden,
dies Herz, die Unſchuld des geliebten Kind's.
Mein lezter Richter — die Komizien.

Appius.

Des Aufruhrs Flamme hofft ihr zu entzünden;
zum Widerſtand reizt ihr das Volk. — Doch, zittert!
Die Väter ruf ich; du entwichſt dem Lager.
Sie richten; ich erfülle meine Pflicht.

Virginius.

Dann zittre Rom, es zittern die Tyrannen,
Virginius, der Römer, zittert nicht!

Vierter Akt.

(Haus des Virginius.)

1.

Virginia (allein.)

Der Vater weilt! — Er iſt zurück vom Lager,
und eilt nicht in der Tochter Arme?
Er ſah nicht meine Thränen, blickte nicht
in dies zerriſſ'ne, allzugarte Herz. —
Vergieb dem Kind, dem ſehnenden, die Klage!
Zum Tempel wallt der Fromme; Beyſtand, Rettung,
für ſeine Tochter zu erfleh'n. —
Er kömmt!

2.

Virginius. Virginia.

Virginius (ſeine Arme öffnend.)

Virginia!

Virginia (an ſeine Bruſt ſinkend.)

Mein Vater!

Virginius (ſie umſchließend.)

Gute Götter!
Ich danke euch! — Noch glänzt in ihren Zügen

der Mutter Bild; der Tugend schöner Spiegel
strahlt noch im Aug', dem reinen, hellen, offnen.
Es zittert hier der Unschuld edle Perle.
Der Wangen Gluth, des Bluts, des meinen, Wallung,
des Herzens hohes Beben saget mir:
Sie ist's! ist meine Tochter!

Virginia.

Ja, sie ist's.

Virginius.

Viel littest du indeß.

Virginia.

Du warst entfernt.
Nach seinem Vater sehnte sich das Kind;
besorgt war sie für des Geliebten Leben.
Dies war mein höchstes Leid.

Virginius.

Dies war dein höchstes?
Den Vater wollt' indessen der Tyrann
der mutterlosen Tochter rauben; der Verlobten
den Gatten, und der Römerinn die Freyheit,
die Unschuld! —
Hohe Mächte des Olymps,
oft wendetet ihr den erzürnten Blick
von Rom, dem strafbaren; doch solchen Frevel
sahn ihr noch nie, habt ihr noch nie geduldet.
Nie solchen Jammer auf ein einzig Haupt
gehäufet. — Und auf welches? Auf dies sanfte,
harmlose Wesen, auf die fromme Tochter!

O blickt herab von eurem Götter-Sitze!
Seht, wie die zarte Lilie, gebeugt,
doch unberührt vom Sturm des Laſters, ſinket.
Seht ihre Wehmuth, ſeht des Vaters Schmerz
und trauert, ſchonet! — Zürnet ihr auf Rom,
auf mich, was hat die Fromme denn verſchuldet?
Der Aeltern Wonne war ſie ſtets, die Zierde
der Römiſchen Jungfrauen; an dem Grabe
der Mutter, am Altar, in euren Tempeln,
fand man ſie ſtets. — Und ſie verfolget ihr?

Virginia.

Nicht ſo, mein theurer Vater; murre nicht;
die guten Götter reize nicht durch Klage;
ſie lieben uns; ſie ſind den Frommen hold.
Iſt denn mein Herz von einer Schuld belaſtet?
Der Mutter, der geliebten, Lebens-Faden
riß zwar die ſtrenge Atropos; doch dich,
dich, den geliebten Vater, ließ ſie mir.
Dich ſoll, dich kann kein Richter mir entreißen.
Die Bande der Natur, die göttlichen,
verehren ſelbſt die Götter. Mit dem Daſeyn
gabſt du mir Freyheit. Frey bin ich geboren;
frey iſt mein Herz von Schuld, und frey mein Sinn.
Nein, guter Vater! feſſeln mögen ſie die Arme,
nicht die Empfindung; ſie ſtammt vom Olymp.

Virginius.

Virginia! Geliebte! — Ja, ich bin
beglückt, und ungerecht iſt meine Klage.

Doch tiefer drückt dies ſelige Gefühl
den Dolch in's Herz. Dich, dich ſoll ich verlieren.
Uns trennte man; dich riſſe man, mein Kind,
mein einziges, von dieſer Vater-Bruſt?
Wer trocknete des Kampfs, der Mühe Schweiß
von dieſer Stirne? Wer bereitete
des Müden Lager? drückte einſt mein Aug'
zum ew'gen Schlummer zu?

Virginia (verweifelnd.)

Mein Vater! Schone!

Virginius.

Der arme, der verwaiſte Vater irrt
indeß umher in allen Straßen Roms,
und händeringend fodert er die Tochter
vergebens! — Es begleitet ihn das Bild
des holden Kindes an des Gatten Arm;
er ſah' in Enkeln ſich zum zweytenmal
verjüngt, erneut, und, Haupt an Haupt gedrängt,
ſah' er am Horizont die folgenden Geſchlechter,
in die azurne Ferne hingedehnt;
Unſterblich wähnt' er ſich und ſein Geſchlecht.
Entriſſen iſt ſie mir; wir ſind getrennt;
ſie höret nicht das Klag-Geſchrey des Vaters,
vollzieht gebeugt die Launen des Gebieters,
indeß ihr Vater hülflos trauert, ſtirbt.

Erblickt er ſie, die Sklavinn des Tyrannen;
ruft er dem Kind, der Tochter, trifft ihr Ohr
der wohlbekannte Laut; ſie wendet ſich;

es dehnen unwillkührlich sich die Arme;
sie darf nicht hören, darf ihn nicht umschlingen.
Es winkt der Herr, sie flieht, der Vater sinkt,
umarmt die Erde, statt des Kindes Busen!
Und fristen auch die Parzen mir das Daseyn,
führt mich der Zufall auf den Markt der Sklaven;
hat Eigennuzz, hat Ueberdruß vielleicht
auch sie dahin geführt, die Römerinn,
die Tochter des Virginius! mein Aug',
das unwillkührlich forschende, erblickt sie;
sie auf der Bühne mit dem Blumenkranz,
der Knechtschaft Brandmal, auf der Stirne. — Götter!
vielleicht entehrt!

Virginia (zu seinen Füßen stürzend.)

Vater! Vater! Schonung!
Du tödtest mich. Noch bin ich deine Tochter,
noch bin ich frey; noch leben ja die Götter.
Sie retten uns.

Virginius (nach einer feyerlichen Pause.)

Und wenn sie nicht uns retten?

Virginia (staunend.)

Nicht retten? — Eine Römerinn bin ich;
Du bist ein Römer.

Virginius (nach einer neuen Pause des Staunens.)

Ja, wir sind gerettet!

3.

Numitorius. Valerius. Icilius. Vorige.

(Bey ihrem Eintritt zieht ſich Virginia auf den Atrium zurück; Icilius blickt ihr liebevoll nach, ohne ihr zu folgen.)

Valerius.

Willkommen, edler Freund, in unſrer Mitte!
Wir harrten deiner längſt.

Virginius.

Im freyen Rom,
mit den Kommilitonen, den bekränzten, hoffte
ich euch zu ſehen. Anders wills das Schickſal.
Nicht Sieg, des ſtolzen Herrſchers Tyranney,
führt mich nach Rom. Für Freyheit kämpften dort
die Waffenbrüder; Feſſeln ſchmiedet er,
und ſchändet frech der Römer hohe Würde.

Valerius.

Du warſt bey ihm?

Virginius.

Ich war.

Icilius.

Und ſein Entſchluß?

Valerius.

Du fragſt? Nur Einen Zweck hat der Tyrann,
die Knechtſchaft Roms; ihn wird er ſtets verfolgen.
Längſt ſchwingen ſeine Henker ja das Beil,
die Geißel über freye Bürger; das

genügt ihm nicht. Die Unſchuld der Jungfrauen,
der Weiber, der Matronen, war noch heilig,
war noch in Sicherheit; ſie muß der Frevler
entweihen; reißen dieſe heil'ge Bande
mit frecher Hand; feſt ſtehet dann der Thron
auf Leichen, auf entehrten; auf Ruinen;
und um ihn her die willenloſen Sklaven.
Geſezze foderte der freye Römer;
denn Freyheit iſt, wo nur Geſezze herrſchen.
Sie anzuordnen, wählte er Dezemvirn.
Verkündet wurden ſie; — doch uns zum Hohn.
Die eh'rnen Tafeln hangen dort am Forum
und unſre Feſſeln. Die Patrizier
und die Plebejer einet nun Ein Band,
der Knechtſchaft Joch, ehrloſer Sklaverey
furchtbares Brandmal; die Tribunen ſind
dem Volk entriſſen; nie wird der Senat
verſammlet —

Virginius.

Doch, er wird.

Valerius.

Wie? Appius —?

Virginius.

Berufſt ihn, den Virginius zu richten,
den Vater zu verdammen, den verweg'nen,
entlaufenen. Die Tochter will man ihm,
die einzige, geliebte, rauben, will
der Unſchuld ſchöne Lilie entblättern.

Er hörts, er fliegt, Verzweiflung treibt ihn fort.
Er eilt zum Richter; bittet, flehet, heiſcht
Gerechtigkeit; zeigt ſeine offne Wunden. —
Doch, er iſt ein Verbrecher.

Numitorius.

Ein Verbrecher?
Wie? Den Senat beruft er, dich zu richten
und Klodius —?

Valerius.

Ein Schauſpiel für die Sklaven.
Der Römer bleibt daheim; das weiß er längſt.

Izilius.

Und du erſcheinſt?

Valerius.

Nein!

Virginius.

Ich erſcheine.

Izilius.

Virginius!

Numitorius.

Er ſoll, er muß erſcheinen.
Noch ſteht ja Rom; noch ſteht die Republik;
noch ſind wir ja Quiriten. Der Senat
iſt unſer Haupt; ihn muß der Römer ehren,
wo nicht, entehrt er ſich. Im Schatten ſelbſt
gebeut er Ehrfurcht. Ja, Virginius,
erſcheine furchtlos; denn die Götter wachen,
ſie ſchüzzen Unſchuld, Edelmuth und Recht.

Valerius.

Erzürnt hat ſie der Römer knecht'ſcher Sinn.
Es ſühne ſie der Kampf für Recht und Freyheit.
Zu lange dulden wir die Tyranney;
ſie ende. — Denn geendet iſt ihr Amt;
verkündet die Geſezze. — Es erwache
die Republik!

Laut murrt der Krieger, und der Bürger bebt;
es beben Mütter, Jungfrau'n und Matronen.
Noch ſind wir Römer; doch die That bezeug' es.
Wir ſtürzten einſt den königlichen Thron;
und der Deſpoten frechen Uebermuth
ertrügen wir? — Es nahen die Legionen;
die Waffenbrüder mögen ihn beſchüzzen;
an ihrer Seite zeig dich dem Senat;
ſie retten dich, Virginia und Rom.
Es fallen die Tyrannen.

Icilius.

Ja! ſie fallen!

Virginius.

Sie fallen! Doch um meinetwillen nicht.
Rom iſt die Republik, ich nur ein Bürger.
Sie wählte Rom; es irrte in der Wahl;
den Irrthum büß es; es verbeſſ're ihn,
wie er begann. Des Volkes Willen ehre
der Einzelne; für alle darf er dulden,
für alle handeln nicht. Es lodert leicht
des Aufruhrs Gluth empor; doch wer vermag

der Flamme Wuth zu meſſen, zu begränzen?
Nicht lange, und es iſt der Tyrannen
der lezte Schuzz geraubt; es ſammlet ſich
das Volk in den Komizien; es fodert
die alten Rechte, wählt Tribunen; dann
erſcheint der Rettung Zeit, dann klagt ſie an;
dann büße Appius den Frevel.

Valerius.

Dann?
Indeß biſt du gerichtet und verurtheilt.

Icilius.

Virginia entehrt und uns entriſſen.

Virginius.

Der Götter Rathſchluß ehret dann der Fromme;
er dulde, blute; nicht das Vaterland.
Doch dahin wird es Appius nicht treiben.
Der Unſchuld Glorie, des Römers Muth,
des Vaters Schmerz, entwaffnet ihn. — Wo nicht?
So weiß Virginius zu ſterben. Rom
befreye ſich und räche ihn. Es ſchwinge
aus ſeiner Aſche ſich der Freyheit Phönix.
Vom ſtygiſchen Geſtade winket er
den Edlen Beyfall zu. Er fiel als Opfer;
doch er that ſeine Pflicht.

(zu Numitorius.)

Ja, edler Greis;
ich folge dir, erſcheine im Senat.

Valerius.

Vollzieh' es, wir verſammlen die Legionen.

Icilius.

Wir retten Rom, Virginia und dich.

Virginius.

Dann fürchtet mich; ich trete euch entgegen;
ich ſchüze den Senat.

Valerius.

Die Freyheits-Mörder,
den Mörder deines Glückes willſt du ſchüzzen?

Virginius.

Nicht ihn, den Magiſtrat, die Republik.
Sie iſt vernichtet, wenn es jeder wagt
zum Richter ihres Schickſals ſich zu ſtempeln.
Hört unſern Numitor, den Veteran,
Ihm folgt. Im Alter liegt Beredſamkeit;
des Greiſes Rede iſt gediegnes Gold;
Er grub ſie aus der Vorzeit reichen Schachten.
Ihm folgt.
Mein Schickſal laſſet mich vollenden.

(er geht.)

Icilius.

Du gehſt?

Virginius.

Lebt wohl!

Valerius.

Wohlan! auch ich erſcheine.

Virginius.

Senator biſt du; folge deiner Pflicht.

(Valerius ab.)

Virginia (hervortretend, und in Virginius Arme ſtürzend.)

Mein Vater!

Virginius (ſie umarmend.)

Tochter!

(ſich losreiſſend.)

Bald ſeh'n wir uns wieder!

(er legt ſie der nahenden Tullia in die Arme, und geht.)

Icilius. (verzweiflend.)

Er geht.

Numitorius.

Er muß.

Icilius.

Verzweiflung iſt mein Loos.

Er iſt verlohren und Virginia.

Numitorius.

Bewundre ihn. Wag' es, ihn nachzuahmen.

Icilius.

Sie retten will ich, oder untergeh'n.

4.

(Das Kapitol.)

(Versammlung des Senats.)

Einige Senatoren.

Erster Senator.

Wozu hat der Dezemvir uns berufen?

Zweyter Senator.

Mir ist es unbekannt.

Dritter Senator.

Wozu bedarf
er unsers Raths?

Vierter Senator.

Der Feind nahe sich der Stadt.
Die Republik ist in Gefahr.

Dritter Senator.

Er wird, er kann
sie retten. Denn sein Wille ist Gesetz.

Vierter Senator.

Sind wir es alle?

Dritter Senator.

Ja.

Erster Senator.

Valerius!

5.

Valerius. Vorige.

Valerius.

Ich grüß euch, Väter! — Seh' ich recht? Iſt das
der Römiſche Senat? Berief nur euch
der Herold?

Erſter Senator

Auf dem Land' ſind die Kollegen
zerſtreut.

Valerius.

Wozu die Gaukeley? Er faſſe
den Rathſchluß und ihr werdet unterzeichnen.

Zweyter Senator.

Der Gegenſtand iſt dir bekannt?

Valerius.

Er iſts.
Der Tyranney drückt er das Siegel auf.
Zum König wird ſich Appius erklären.

Vierter Senator.

Wir?

6.

Herold. Vorige.

Der Dezemvir.

Appius mit den Liktoren.

Die Senatoren (außer Valerius.)

Heil! Heil dem Dezemvir!

Appius.

Ich grüß' euch, Väter.

(ſie ſitzen ſich.)

Wenige ſind eurer,
doch eure Weisheit mag die Zahl ergänzen.
Die Wohlfahrt Roms, das Heil der Republik
iſt in Gefahr; ich fodre euren Rath:
Geſezze gab ſich Rom, das Eigenthum
der Bürger zu beſchüzzen; hing am Forum
die Tafeln auf. Vernichtet iſt ihr Anſehn.
Schon wagt man frevlend ihrer Macht zu trozzen.
Man widerſtrebt des Magiſtrats Gewalt.
Die Sklavinn fodert Klodius zurück.
Man weigert ſie; er heiſcht am Tribunal
Gerechtigkeit. Dies nüzzen die Empörer.
Zum Auflauf reizet man das müß'ge Volk
zum Widerſtand. — Es drohen die Sabiner
in Eretrum, im Algidum die Aequer.
Umringt iſt unſre Stadt vom äußern Feind,
der innre ſtrebt die Republik zu ſtürzen.
Des Volkes Rechte ſind der freche Vorwand;
Vernichtung der Geſezze, eigne Herrſchaft
der kühne Zweck.

Es nennt ſich der Plebejer
Virginius der Sklavinn Vater; er
verläßt das Heer. Er iſt Centurio.
Zum Kampf für's Vaterland ruft ihn die Pflicht;
er kehrt zurück, des Aufruhrs Gluth zu nähren.

An ſeiner Seite ſteht Icilius,
ein kühner Jüngling. Selbſt Patrizier —

Valerius (aufſtehend.)

Halt ein, Dezemvir! —

Appius.

Auch dich trifft die Reihe;
dann ſprich!
Mich ſchmähet man; geſchäftig
iſt die Verläumdung.
Darum rief ich euch.
Virginius iſt hier; hört ihn und richtet.

Die Senatoren.

Hört ihn.

Valerius.

Ja, hört ihn!

Virginius (tritt hervor.)

Väter! Bürger Roms!
Es grüßet euch Virginius, der Bürger.
Ihr ſollt mich richten; weß klagt man mich an?

Appius.

Das Heer verließeſt du; du kamſt nach Rom,
das Anſehn der Geſezze zu vernichten.
Als Unruhſtifter kamſt du; die Empörer
beriefen dich; du biſt ihr Haupt.

Virginius.

Dezemvir!
Das Heer verließ ich; doch der Feldherrr wußt' es.
Zwar Botſchaft ſandt'ſt du, mich zurückzuhalten.

Warum? Das ziemt den Göttern nur, nicht mir
zu forschen, wie zu ahnden —; doch sie kam
zu spät.

Ja, Väter! ich verließ das Heer;
die Tochter rief mich, die geliebte Tochter,
die einzige! — Als Sklavinn fodert sie
der Günstling des Dezemvirs, Klodius.
Mein Weib, mein theures Weib, war ihre Mutter.
Der Tod entriß sie mir; das Ebenbild
ließ in der holden Jungfrau sie zurück.
Fromm ist Virginia, und zart und sanft,
und rein, und schuldlos, meines Alters Schuzzgeist,
mein Liebling. — Einsam, hülflos, stand sie da
vor dem Verfolger. Ihren Vater rief sie.
Den Vater drohet man ihr zu entreißen.
Sie lag am Busen einer Römerinn,
Für Freyheit glühte sie, für Vaterland;
Und Freyheit, Vaterland soll sie verlieren.
Es fühlt ihr reines, jugendliches Herz
der Liebe mächt'gen Drang; dem edlen Jüngling
gelobt sie Treue; ihn entreißt man ihr.
Zur willenlosen Sklavinn soll sie sinken,
zum Opfer fremder Lust —. Verzweiflend ruft
die Arme, die Verlaß'ne ihren Vater.
Er eilt, er fliegt das theure Kind zu retten.
Der Vaterliebe magische Gewalt,
des Blutes, der Natur geheimer Zug
drängt ihn allmächtig, — er erscheint — ist da!

Wer unter euch hat der Natur Gefühle;
der Menschheit Heiligthum, in seinem Innern
mit frecher Hand zerstört? Er trete auf,
er richte, er verdamme mich! — Hier steht
der strafbare Verbrecher.

Ihn empört
des Höflings schändliches Beginnen. Ruhig ließ
er sich den Liebling, ihr die Unschuld rauben?
Dem Thiere selbst wich' er erröthend? Väter!
verurtheilt mich; doch ehrt den mächtigen,
den heil'gen Trieb.

Man zeiht den Bürger Roms
des Trugs, des Raubs. Er duldete das Brandmahl
Entehren ließ er sich und sein Geschlecht?

Die Götter Roms verehrt er, die Penaten;
ehrt die Gesezze, liebt sein Vaterland.
Er blutete für Rom. Für Vater-Recht,
für seine Ehre will er kämpfen; heischt
Gerechtigkeit vom Tribunal; vertheidigt
die unterdrückte Unschuld, kehrt zurück,
den schönen Tod fürs Vaterland zu suchen.

Und ihn klagt Appius des Aufruhrs an?
Er steht vor euch, der Frevler, der Empörer,
allein und wehrlos. Wo sind die Gehülfen?
Der Götter hohen Beystand fleht er an;
der Unschuld Schuzz sucht er in euren Herzen.
Dem Recht vertraut er, den Gesezzen Roms.
Nennt ihr das Aufruhr?

Wohl, verurtheilt ihn:
als Römer weiß Virginius zu ſterben.

Dritter Senator (aufſtehend.)

Ein edler Krieger iſt Virginius.
Er ſtelle ſich dem Tribunal, er ſpreche
für ſeine Tochter, kehre dann zurück.

Appius.

Wer hieß dich ſprechen? Harre deiner Reihe.
Ihr Väter! täuſchte euch der freche Trug?
Er heuchelt hier, damit er ſichrer dort
den kühnen Plan vollbringe. Waren nicht
im Tempel Ammons heute die Empörer
verſammlet? Rief Izilius im Forum
die Bürger nicht zum Widerſtande auf?
Im Lager, in der Stadt verbreiten ſie
des Aufruhrs Gift. In eurer Mitte ſelbſt —
o Schmach! — ſeht ihr Genoſſen des Verraths.

Senatoren (erſchrocken.)

In unſrer Mitte?

Valerius (aufſpringend.)

Nenne ſie!

Appius.

Du biſt's.

Valerius.

Wohlan, ich bin's!
Hört mich, ihr Väter! Dich,
dich, Appius, klag ich der Tyranney
des Hochverraths am Vaterlande an.

Die Tafeln des Geſezzes ſind verkündet;
noch herrſchen die Dezemvirn. Längſt erloſch
ja ihre Macht; du wagſt es noch zu herrſchen?
Geſezze gabt ihr; du verhöhneſt ſie.
Dem Volke Roms verſagſt du die Tribunen.
Den Henkern iſt des freyen Bürgers Leben,
den Günſtlingen der Jungfrau'n Ehre Preis.
In Rom geboren biſt du, doch kein Römer.
Du liebſt Virginia, bot'ſt ihr Geſchenke.
Den frechen Antrag weiſet ſie zurück.
Als Opfer deiner Lüſte ſoll ſie fallen.
O Schandthat! Nichts iſt dem Deſpoten heilig!
Dem edlen Vater ſinnet er das Kind,
dem edlen Jüngling die geliebte Braut,
der Römerinn die Freyheit zu entreißen.
Ein feiler Höfling iſt des Frevels Werkzeug.
So iſt's! Ihr Väter, ja, beym Acheron!
ſo iſt's! Ich ſpreche Wahrheit. Appius
iſt ein Verräther, ein Tyrann. — —
Er ſteige
herab vom Thron, dem ungeſezzlichen.
Die Könige verjagten wir; wir ſollten
der neuen Herrſcher Uebermuth ertragen?
Die Freyheit Roms iſt der Barbaren Hohn;
daher der Stolz des Feind's, daher die Schmach,
die Niederlage Römiſcher Legionen,
und die Gefahr des Vaterlands. — Quiriten!
die Feſſeln reißt, die ſchändlichen; erhebt

das freye Rom aus seinen Trümmern; wagt's
zu werden, was ihr wart: Republikaner!
Wo nicht, so seht die Tempel Roms entweiht,
das Kapitol zerstört, die Götter weichen;
sie hassen Knechtschaft.

Appius, du zürnst,
du drauſt? — Die Götter fürchte ich, nicht dich.

Appius.

Vermessener! — Ergreifet ihn, Liktoren!

(die Liktoren dringen vor.)

Valerius (wüthend.)

Mich?

Sklaven! wagt's, den Römer zu berühren.
Es stürzten einst Valerier den Thron
der frevlenden Tarquine. Meiner Ahnherrn
zeig ich mich werth; ich rette Rom und euch!

(er stürzt ab.)

Appius (zu den Liktoren.)

Ihm nach!

Dritter Senator.

Halt ein! Was du beginnst, bedenke.
Unmuthig ist das Volk. Wie? wenn es nun
zum zweytenmal entwiche?

Appius.

Sey's; man trotze
nicht ungeahndet des Dezemvirs Macht.

Dritter

Dritter Senator.

Verlaſſ'ne Wohnungen und öde Straßen
willſt du beherrſchen? — Wer gehorchte dann
dem Winke des Gebieters in der Wüſte?
Lebloſe Mauern, Gräber hallen nur
des Herrſchers Ruf zurück; er iſt allein;
er iſt vernichtet.

Appius.

Der Empörung Keim
vernichte ich. Es zittre der Verräther! —
Macht Plazz, Liktoren!

Virginius.

Ruhig, Appius.
Hier ſtelle' ich mich; ich ſtelle mich dem Richter.
Am Tribunal erwart' ich Schuzz und Recht.
Iſt es nicht mehr der Unſchuld Freyſtatt —? Dann,
dann falle Rom; dann iſt es Zeit zu ſterben!

Fünfter Akt.

(Ein freyer Platz in Rom; Grabmahl der Gattinn des Virginius.)

1.

Virginia (allein.)

Es weilt noch Tullia —.
Ich bin allein;
allein mit deiner Asche, theure Mutter!
Es naht des Daseyns feyerlichste Stunde.
Vielleicht die lezte. —
(Sie wirft sich auf das Grabmahl.)
Mutter! rette mich!
Zu deinem Aschenkruge flüchte ich;
den edlen Staub will gläubig ich umfassen.
Lag ich nicht unter deinem Herzen?
Mutter!
Dir danke ich das Daseyn, dir allein
will ich es danken. Rette! rette mich!
Kann dieser Thränen Gluth die edle Asche
denn nicht erwärmen? Auch du zürnest?

Mutter!
Unſchuldig, rein, blieb ja Virginia,
und deiner würdig. Kann nicht der Kozyt,
der allverſchlingende, zurück dich geben,
ſo reiche freundlich doch der kommenden
die Hand vom Ufer.

Mutter! ja, ich komme!

2.

Virginius. Virginia.

Virginius (langſam nahend.)
Was willſt du hier, Virginia?

Virginia (aufſtehend, ihm entgegen.)
Am Grabe
der Mutter iſt mein Tribunal. Es zeuge
der edle Schatte für dein Vater-Recht.

Virginius.
Er hört uns nicht. Am ſtygiſchen Geſtade
ließ er des Leids Erinnerung zurück.
Des Lethe-Schale willſt du ihm mißgönnen?
Gefallen iſt die Scheidewand! Wir ſind
allein; wir müſſen ſelbſt uns retten.
Noch biſt du meine Tochter, frey und rein.
Am Grab der Mutter grüß' ich dich als Kind
zum leztenmal vielleicht. Den edlen Manen
weih ich den lezten, feierlichen Dank,
an deiner Arm. — Sie gab mir dich.

(er nimmt die Urne aus dem Grabmahl.)

Mein Weib!
Mein theures, mein geliebtes Weib, empfange
des Schmerzes lezte Zähre!
Tochter, auf!
das Tribunal erwartet uns.

Virginia.

Und dann?

Virginius.

Das Urtheil.

Virginia.

Unſern Richter kenneſt du.

Virginius.

Die Götter mich und dich; die Bürger Roms
des Vaters Rechte, das Geſezz. Vertraue;
es wird ſich freundlich löſen.

Virginia.

Freundlich?

Virginius.

Freundlich.
Er kann uns tödten, trennen nicht.

Virginia.

Nicht trennen?
Dann zag' ich nicht. Ich bleibe deine Tochter. —
Zum Tribunal, mein Vater!

Virginius (ſie umarmend.)

Theures Kind!
Ja, du biſt mein. An dieſer Urne weih' ich
von neuen dich zur Tochter. Ja, du biſt's!

Ich trotze des Tyrannen Wuth. Du biſt's!
Ich halte, ich umfaſſe dich; mag Rom,
das knechtiſche, nun untergehen.
Komm!

3.

Izilius. Vorige.

Izilius.

Wohin, Virginius?

Virginius.

Zum Tribunal.

Izilius.

Du willſt erſcheinen?

Virginius.

Mich ruft das Geſezz.

Izilius.

Entſchieden iſt dein Untergang, der meine;
Virginia verlohren.

Virginius.

Nimmermehr.
Des Rechtes Stimme wird der Richter hören;
die Stimme der Natur.

Izilius.

Unglücklicher!
Du täuſcheſt dich, er ſinnt auf dein Verderben.
O weile! Deinen Jammer kennt das Volk;
es ehrt den edlen Bürger; liebt die Jungfrau.

Entflohen iſt Valerius in's Lager.
Dort iſt Horazius. Die Tyranney
verkünden ſie dem Heere. Zweifle nicht;
es nahen ſich die Römiſchen Legionen.
Es naht der Rettung feyerliche Stunde,
Virginia iſt frey, und mit ihr Rom.
Es fallen die Tyrannen.

Virginius.

Mag das Volk
die Freyheit retten und die Republik.
Gehorſam ziemet mir; ich ehre Rom
im Magiſtrate, dem vom Volk erwählten.
Es ſtürze ihn; des Volkes Willen ehr' ich.
(er ergreift Virginia's Hand.)
Virginia!

Icilius (ſie zurückhaltend.)

Dem Vater willſt du folgen,
dem unbeweglichen? Und mir gelobteſt
du Treue, Liebe? Mir biſt du verlobt.
Die Götter waren Zeugen; mein biſt du;
auf ewig mein! Der mächt'gen Juno Zorn,
die Hochzeit-Götter fürchte.
Folge mir,
Virginia! ich rette dich; eh' rolle
mein blut'ges Haupt zu des Tyrannen Füßen:
eh' deine Freyheit, deine Unſchuld er
zu morden wagt.

Virginia (ihn umfaſſend.)

Jzilius! Geliebter!

Virginius.

Wie nun, Virginia? Frey iſt dein Wille.
Das Vater-Recht will dort mir Appius
entreißen, hier Jzilius. Ich goß
der Liebe Zartgefühl in deine Bruſt;
ihm danke ich die Vater-Freuden — dich!
Ich ehre ſeine Macht.
Verlobt biſt du,
durch mich verlobt. Drum wähle! Der Empfindung,
der ſichern Führerinn, gehorche.

Virginia (an ihres Vaters Bruſt ſtürzend.)

Vater! Vater!

Virginius.

Es bürgten für dich Rom; das Volk, die Mütter,
die Greiſe, die Matronen. Wohl, ich löſe
die edle Bürgſchaft; ſonſt ſind wir entehrt.
Allein erſchein' ich vor dem Tribunale;
dich Tochter wird man fodern; des Verlaſſ'nen,
verwaiſten Vaters Einſamkeit wird dann
die Schmähſucht nützen; ſeine Vater-Rechte
ſoll er beweiſen; doch die Zeuginn fehlt;
der Tochter Flucht zeugt gegen ihn —.
Wohlan!
Sie iſt beglückt; dem Fatum hält er ſtill.
Wird er des Trugs verklagt, wird er verurtheilt —

mehr noch als Schmerz, er weiß des Lasters Schmach,
den Henker-Tod weiß er für dich zu dulden.

(er geht.)

Leb' wohl!

Virginia (ihn zurückhaltend.)

Halt ein! Längst hat Virginia
gewählt.

Ich folge dir.

(dem Icilius die Hand reichend.)

Icilius! Leb' wohl!

Icilius.

Du gehst!

Virginia.

Ich folg' ihm.

Icilius.

Nie seh'n wir uns wieder.

Virginia.

Wir sehen uns.

Icilius.

Ich rette dich!

Virginia.

Leb' wohl!

Icilius.

Grausamer! bleib!

Virginius.

Ich folge meiner Pflicht;
der ihrigen die Tochter.

Icilius.

Wehe! Wehe! —

Lebt wohl — im Lager ſuche ich den Tod.

(er ſtürzt ab.

Virginius.

Ihr Götter! Troſt gießt in des Jünglings Bruſt.

(auf die Urne zeigend.)

Zum Tribunal geleite uns die Mutter.

4.

(Das Römiſche Forum.)

Appius auf dem Hügel, auf der Sella curulis, umgeben von den Liktoren; neben ihm der Herold; Klodius, an ſeiner Seite zwey Zeugen. Numitorius. Römiſches Volk.

Klodius.

Er weilt! Ihr ſeht's, er wagt nicht, zu erſcheinen.

Entwichen iſt er zu den Meuterern.

Wer löſet nun die Bürgſchaft?

Numitorius (hervortretend.)

Ich, Dezemvir.

Mein graues Haupt wird dieſe Bürgſchaft löſen.

Es falle, wenn er nicht erſcheint. Er iſt

ein treuer Bürger, dem Geſezz gehorſam.

Er kömmt.

Appius.

Den Aufruhr zügle ich; ich rette

das Anſehn der Geſezze; rette Rom.

(zum Herold.)

Es naht die Stunde des Gerichtes; weilt
er länger, sende die Liktoren aus.
Verhaftet ihn und sie; so ist mein Wille.

Numitorius.

Er wird erscheinen und Virginia;
Roms Bürger hafteten für sie, sie lösen
die edle Bürgschaft; zweifle nicht.

Volk.

Sie kommen.

5.

Virginius, an seiner Hand Virginia; neben ihr Tullia, die Urne tragend.

(er tritt vor das Tribunal.)

Appius.

Das Tribunal erwartet dich.
Es fodert
der Bürger Klodius sein Eigenthum.
Die Jungfrau fodert er. Du nennst sie Tochter.
Vernimm die Klage; rede dann; es höret
der Richter euch. Den Urtheilsspruch erwartet.
Und weh' dem Frevler, der ihm widerstrebt.

Klodius.

Dezemvir Roms! Ich klage den Plebejer
Virginius, des Trugs, des Raubes an.
Dies Mädchen ward in meinem Haus' geboren.
Ein Sklave zeugte sie, und ihre Mutter

war meine Sklavinn. Dem Virginius
gebahr sein Weib ein Kind, ein einziges.
Es starb an ihrer Brust. Das Mädchen kaufte
der Kinderlose von der feilen Mutter;
mein Eigenthum gab sie ihm insgeheim
für das erblaßte Kind.

So ists, Dezemvir!
Hier sind die Zeugen des Betruges. Höre
sie selbst.

Appius (zu den Zeugen.)

Ist's Wahrheit, was er spricht?

Die Zeugen.

So ist's.

Appius (zu Virginius.)

Du hörst's.

Virginius.

Ich höre.

Daß ich ruhig ihn
vollenden ließ, bezeuge dir, Dezemvir,
des Bürgers Ehrfurcht vor des Volkes Rechten.
Das Volk bestellte dich zum Magistrat
und die Kollegen. Ihr gabt die Gesezze;
das Volk hat sie bestätiget; sie ehr' ich;
auch du verehre sie, du sollst, du mußt.
Darum erschein' ich hier; erkenne dich
als Richter; dich, des Klodius Patron. —
Du liebst Virginia; du botest ihr

Geſchenke; dich erkenne ich als Richter;
bedenk' es; dich! und bebe nicht. Es iſt
ein Richter über dir. Das Volk, die Götter,
dein eignes Herz; die ernſte Nemeſis;
der Wahrheit Macht, der Unſchuld heil'ge Rechte.
Du mußt ſie ehren! Nein, ich bebe nicht.
Des Raubs, des Trugs verklagt mich Klodius.
Mich!

(an das Volk ſich wendend.)

Bürger! meinen Wandel kennt ihr längſt.
Kam je ein Trug in die argloſe Bruſt?
Ich bin ein Menſch; auch ich kann irren, ſinken;
doch zum Betrug? Nein!
Jupiter! dich rufe
ich an, zum Zeugen und zum Rächer! Kann
ein Falſch in dieſes Herz, ſo ſchleudre du
den Donnerkeil, den ſtrafenden, herab!
Zermalme mich im Angeſichte Roms!

(an das Tribunal.)

Sie hätt' ich ihm entwandt, der Sklavinn Kind,
die kinderloſe Mutter zu verſöhnen?
So lügt er frech; ſo ſollte er nicht lügen;
dem Laſter ſelbſt leiht er der Tugend Glanz.
Die Mutter täuſcht man auch! — Die Mutter ſollte
ihr eignes Kind verkennen?

(an das Volk.)

Mütter! ſprecht für mich.
Beſchämt den Lügner, den herzloſen Höfling.

Die Zeugen ſprechen's?

Mächte des Olymps!
ſchwer hat euch Rom beleidigt, ſolchen Frevel
habt ihr noch nie geduldet! Eure Blizze
zerſchmettern feiler Böſewichter Haupt.
Der Wahrheit war't ihr hold; den Meineid ſtrafte
Vernichtung, Tod. — Ihr zögert? duldet ſie,
die Schändlichen? — Ihr zürnt; ich murre nicht.
Ich habe keine Zeugen; weigert ihr
das Zeugniß; wohl! Ich bete ſchweigend an
und halte ſtill dem furchtbaren Verhängniß.

(an das Tribunal.)

Doch nein! Verzeiht dem Schmerze die Verirrung.
Es fehlen mir die Zeugen nicht.

Ihr Bürger Roms,
ihr Mütter, ihr Matronen, ſeht ſie an,
mein Kind, die holde Jungfrau! Kanntet ihr
die Gattinn des Virginius? Sie iſts!
Es iſt ihr Bild!

Weiber aus dem Volke.

Es iſts!

Virginius (die Urne emporhebend.)

Seht! dieſe Urne ſchließt
den Staub der Edlen ein. Er bilde ſich!
Furchtbarer Orkus, einen Augenblick
geſtatte ihr die Rückkehr!

Edler Schatte!
erſcheine, deine Rechte zu verkünden!

Die Tochter fodre, deines Bildes Spiegel,
des eignen Wesens Abdruck! Unverfälschbar
ist die Urkunde der Natur. — Entlarvt, beschämt
ist dann die Bosheit, und dein Kind gerettet.
Sie wäre nicht mein Kind? — Seht sie doch an!
und mich! seht unsrer Blicke Tausch! O seht,
wie liebevoll der jugendliche Sprosse,
der zarte, sorglich an den Stamm sich schmiegt!
Sie wäre nicht mein Kind? Fragt dieses Herz,
das ihre fragt! Die himmlische Verwandtschaft
horcht unsrer Herzen gleichen Schlägen ab.
Sie ists! Sie ists! In diesen Adern fließt
mein Blut; sie ist mein fortgesezztes Selbst.
Fühlloser als der Tod wär' das Gesezz?
Ich lebe noch, zur Waise soll sie werden?
Im Schattenreiche ist die edle Mutter;
im Grabe noch will man ihr sie entreißen?
Nein! Nein! Quiriten! diesen Frevel duldet
ihr nicht.

Appius.

Hast du vollendet? Hüte dich!
Zum Richter spreche, nicht zum Volk.

Virginius.

Wohlan!
zum Richter sprech' ich.
Appius, bedenks;
das Schicksal Roms entscheidest du, nicht meines.
Denk an Lukrezien, denk an Tarquin!

Für Mauern nicht, nicht für lebloſe Steine,
für unſre Kinder kämpfen wir im Lager.
Hier trennteſt du die Bande der Natur?
Du ſtürzeſt Rom, für das wir dorten bluten.
Nicht dir; Icilius, dem edlen Jüngling,
verlobte ich die Tochter; ich erzog ſie
zur Bürgerinn, zur Gattinn, nicht zur Buhlinn.
Das dulden Römer nicht; und ſchweigt das Volk,
ſo ſchweigen nicht die edlen Waffenbrüder.
Was du beginnſt, erwäge wohl.

Appius.

Vermeſſ'ner!
zu lange duld' ich des Empörers Trotz.
Du biſt verurtheilt.

(Virginius will ſprechen.)

Schweig!

(zu den Liktoren.)

Voran, Liktoren!
Ergreift die Sklavinn! Gebt ſein Eigenthum
dem Klodius zurück.

Das Volk zerſtreut!

Liktoren (dringen gegen Virginia vor.)
Quiriten, Platz!

Virginius (an das Volk.)
Mitbürger! Rettung! Beyſtand!

Virginia (den Vater umſchlingend.)
Mein Vater!

Tullia (auf ihre Knie ſinkend.)

Götter, ſchüzzt ſie!

Virginius.

Zage nicht.

Appius.

Führt ſie hinweg!

Tullia (wirft ſich vor Virginia nieder.)

Erſt mordet mich!

Numitorius (ſich mittlerweile dem Tribunale nahend.)

Dezemvir!

(die Liktoren drängen ſich durch das Volk, es zerſtreut ſich, und weicht auf allen Seiten.)

Virginius (umſchauend.)

Verlaſſen von den Göttern? von den Menſchen?
Das Laſter ſiegt?

(er umfaßt mit dem Einen Arme Virginia, und tritt an das Tribunal.)

Dezemvir! höre mich!
Des Vaters Schmerz vergieb die herbe Rede.
Dein Urtheil ehr' ich; ich gehorche.
Doch
geſtatte, daß zum lezten Male noch
ich mit ihr ſpreche, daß von Tullia,
des Kinds Erzieherinn, die Wahrheit ich
erforſche

erforſche — und — iſt ſie nicht meine Tochter,
gelaſſen ſcheide.

Appius.

Wohl! es ſey gewährt.

(Virginius tritt mit Virginia allein auf die Seite
ihnen folgt Tullia in einiger Entfernung.)

Virginius.

Wie nun, Virginia? Du ſiehſt's, du hörſt's!
Die Götter zürnen fort; ſie hören nicht
auf unſer Flehen. Hülflos ſtehen wir;
verlohren, ohne Rettung.

Virginia.

Ohne Rettung?

Virginius.

Ich bin nicht mehr dein Vater, du nicht mehr
mein Kind. Selbſt dieſe Aſche iſt dir fremd.

(er nimmt die Urne von Tullia, und ſetzt ſie neben
ſich nieder.)

Die freye Römerinn Virginia
biſt du nicht mehr. Dein Name iſt getilgt.
Verlohren deine Freyheit, deine Unſchuld,
dein Vaterland, Ilzillus.

Du biſt
die Sklavinn des Dezemvirs — ſeine Buhlinn!

Virginia.

Nie! Nie!

Virginius.

Was willſt du denn?

Virginia.

Den Tod!

Virginius.

Den Tod in dieſer Jugend ſchönen Blüthe?

Virginia.

Den Tod! Der Hekate bin ich geweiht.
Sie wird die Jungfrau ſchützen; zu ihr flüchtet
die freye Römerinn, die Braut, die Tochter.

Virginius.

Du wollteſt —?

Virginia.

Sterben! — Vater! Vater! ſterben
als deine Tochter und an deiner Bruſt.
Gelobt' ich dem Icilius nicht Treue?
Ich halte ſie; ſein bin ich bis zum Tod.
Der Veſta weih' ich mich. Ja, ich bewahre
die Unſchuld.

(auf die Urne deutend.)

Sieh, es winkt die gute Mutter!
Aus ihrer Urne hebt ſie ſich empor.
Gehorche ihr; gieb mir den Tod! Sie will's.

Virginius (der den Dolch nun auf seinem Busen sieht, und ihn hineinstoßen läßt.)

Ich selbst?

Virginia.

Du selbst. Aus deiner Hand
empfange mich die Mutter.
Nicht? — Du zögerst?

(nach dem Dolch greifend.)

Gieb mir den Dolch!

Virginius (ihn zurückstoßend.)

Halt!

(umherschauend.)

Nirgend Hülfe, Rettung?

(er blickt gen Himmel.)

Es donnert nicht, und heiter ist der Aether.

(die Liktoren nahen sich, auf Appius Wink.)

Virginia.

Sie dringen vor! Soll ich als Sklavinn sterben?

Virginius (den Dolch zückend.)

Als Sklavinn? Nein, der Freyheit geb' ich dich
zurück. Du stirbst als Römerinn, als meine Tochter!

(er küßt sie.)

Leb' wohl!

(er drückt ihr den Dolch in den Busen.)

Virginia (ſinkend und ſeine Hand küſſend.)

Dank dir, mein Vater!

Tullia.

(ſieht ſie, und ſinkt ohnmächtig nieder.)

Virginius (gegen das Tribunal den blutigen Dolch ſtoßend, und auf Virginia zeigend.)

Appius!

Du biſt der Mörder! Auf dich komm' ihr Blut!

Volk (ſich hervordringend.)

Ihr Götter!

Appius (von der Sella aufſpringend.)

Welche That!

(zu den Liktoren.

Ergreifet ihn!

6.

Icilius (hereinſtürzend, ſich durch das Volk drangend.)

Icilius.

Wo iſt Virginia?

Virginius (auf die von ihm umfaßte Leiche hinsinkend.)

In meinen Armen.

Icilius.

Entstellt? — Sie blutet?

Virginius.

Sie ist rein und frey
und deiner werth.

Icilius

(verzweiflend auf die Leiche stürzend.)

7.

Valerius; hinter ihm der Vortrab der Römischen Legionen. Man hört die Tuba; das Feldgeschrey:

Es fallen die Tyrannen!

Horazius und die Andern.

Es falle Appius!

(sie stürzen sich auf den Appius.)

Volk.

Die Freyheit lebe!

Valerius.

Wo iſt Virginius?

(er erblickt ihn und Virginia.)

Ihr großen Götter!
Was iſt geſchehn?

Virginius (Virginia in ſeine Arme faſſend, von Numitorius unterſtützt.)

Du lächelſt, holdes Kind?
Du biſt gerächt, verſöhnt; denn Rom iſt frey!

Anmerkungen.

Die Geſchichte der Virginia und des Sturzes der Dezemviren erzählt umſtändlich Livius im 3ten Buche, im 44ſten und folgenden Kapiteln. Sie fällt in das Jahr 305 der Erbauung Roms.

Erſter Akt.

Seite 5.

Hier ſtemmten einſtens die Valerier,
die theuren Ahnherrn, des Senats Gewalt,
der Unterdrückung muthig ſich entgegen.

Man ſehe nach im Livius, lib. III. 39 — 41.

entzogen alle Aemter, alle Würden.

Man ſehe Nitſch 2ter Theil S. 761.

Es ſendet Fabius mich zum Decemvir.

Fabius war, nächſt Appius, der mächtigſte unter den Dezemviren. Er war Feldherr gegen die Sabiner.

Seite 6.

ich wählte ſie, der Vater nicht.

Den Komiſchen Sitten gemäß, wurden die ehelichen Verbindungen gewöhnlich einzig von den Aeltern, oft in der zarteſten Kindheit, geſtiftet.

Der Hochzeit-Tag, ein glücklicher,
iſt ausgewählt.

Die Römer hatten bekanntlich viele dies nefasti, atri, infelices etc. an denen keine Ehevertindungen geſchloſſen wurden. Als: alle Kalenden, Nonen und Iden ꝛc. Nitſch, 1ſter Theil. Seite 136.

das Opfer beſtimmet.

Die Vermählung durch ein Opfer (per confarreationem) war die feyerlichſte und ehrwürdigſte. Nitſch, S. 146. 147 und 148.

Seite 8.

Erwartet die Komizien. — —

Die Volks-Verſammlungen, die bald comitia centuriata (nach den Centurien), bald tributa (nach den Tribus) waren.

Seite 10.

eine Tunika,
die kräutliche, bereitend.

Die Tunica recta, ohne alle Verbrämung; daher auch pura genannt. Nitſch, erſter Th. S. 131.

zur Schule eilte ſie, am Arm der Amme;

Dieſe Schulen nannte man Tabernae literariae; die Töchter gingen dahin unter Aufſicht der Warterinnen, die man, wenn ſie auch das Kind nicht geſäugt hatten, Nutrix hieß. Nitſch, erſter Th. S. 243.

Seite 11.

ziemet nur die Toga,
die einfache, jungfräuliche.

Die toga praetexta, nur mit einem purpurnen Saum eingefaßt; die Mädchen trugen ſie bis zu ihrer Verheirathung. Nitſch, erſter Th. S. 207.

Ihn anzuhören ziemet nicht der Tochter.

Vermöge der bekannten unumſchränkten väterlichen Gewalt der Römer, ließ ſich eine andre Anwendung, als beym Vater, nicht denken.

Seite 16.

Vielleicht den Pöbel Roms
zu neuem Aufruhr reizen.

Livius, lib. III. 51.

Seite 18.

Erhabner Schatten meines Sikzius ꝛc.

Der Argwohn und der Neid der Dezemviren ließ dieſen Sikzius kurz vorher ermorden. Livius, lib. III. 43.

Seite 22.

es war

mein Vater einſt der Familiar des deinen.

Familiar, Hausfreund. Ueber dieſe ſchöne Beziehung, dieſe herrliche Sitten-Verwandtſchaft, deren Name in unſern Tagen auf eine ſo ſonderbare Weiſe ausgeartet iſt, ſ. Nitſch erſter Th. S. 252.

Seite 22.

den Gnadenlohn der kriegeriſchen Thaten.

Wer einem Bürger das Leben rettete, einen Poſten mit Gefahr ſeines Lebens vertheidigte ꝛc., erhielt die Bürger-Krone, Corona civica, von Eichenland. Siehe Nieuwoort S. 355. Nitſch, 2ter Th. S. 1133.

Seite 23.

du weihteſt

dich einſt dem Forum ꝛc.

Hatte der Römiſche Jüngling nach dem 15ten Jahre die Toga erhalten, einige Feldzüge mitgemacht ꝛc., ſo ſchloß er ſich oft an einen ausgezeichneten Mann an, begleitete ihn in das Forum, wohnte allen gerichtlichen Verhandlungen ꝛc. bey.

Seite 24.

Und glücklich waren die Auſpicien?

Vor der Heimführung der Braut wurden ſtets feyerliche Vorbedeutungen durch die Wahrſager, Auguren, Haruſpices, angeſtellt. Nitſch, erſter Th. S. 150.

Seite 26.

Iſilius iſt mit der Toga längſt
bekleidet. Der Quiriten Rechte auszuüben,
und ein Geſchlecht zu ſtiften, iſt er reif ꝛc.

Im 15ten Jahre erhielt der Römiſche Jüngling die Toga virilis. Mitſch, erſter Th. S. 247.

Seite 27.

Er kömmt, geleitet zu der Juno Tempel
das theure Brautpaar ꝛc.

Es war Sitte, der Juno vor der Heimführung ein zweyjähriges Schaf (bidental) zum Opfer zu bringen.

Seite 28.

du willſt die Zona löſen?

Die Zona, der Gürtel, eines der vorzüglichſten Stücke der Brautkleidung, war von weißer Wolle, mit einem Herkulsknoten geſchürzt, den der Bräutigam erſt im Bette aufloſen durfte. Mitſch, erſter Th. S. 251.

Seite 29.

Zum Tempel der Penaten laſſ' uns eilen.

Die Penaten und Laren (Hausgötter), welche unſern Schutzheiligen gleich kommen, und willkührlich aus den Göttern des erſten Rangs, aus verſtorbenen Ahnherren, oder Heroen gewählt wurden (Nieuport, S. 199). Sie hatten zu Rom einen eignen Tempel.

Zweyter Akt.

Seite 30.

Schon iſt die dritte
Vigilie vorüber.

Tag und Nacht wurden bey den Römern in 4 Theile getheilt, die man excubias oder vigilias nannte. Nitupoert ꝛc. ed. 15. p. 278.

dir, mächt'ge Juno, bin ich ja geweiht.

Juno war die Vorſteherinn der Ehen; daher ihr Name Domiduca, Pronuba, Juga etc.

Seite 31.

und freundlich winken dort die Hochzeit-Götter.

Dii nuptiales, als: Hymenaeus, Volumnus, Viriplaca etc, (die einen eigenen Tempel hatten: ſiehe — Degens encyklopäd. Handbuch ꝛc. 1ſter Th. S. 218.)

Dem jungfräulichen Glücke wirſt du bald
die Toga weih'n; bald glüht die Hochzeit-Fackel. —

Die Toga praetexta wurde der Fortunae virginali geweiht. Bey der Heimführung wurden von den Paranymphen, Brautführern, fichtene Fackeln vorgetragen, und vor dem Hochzeit-Mahl verbrannt. Nitſch, erſter Th. S. 152. 153.

Seite 38.

Ihr kommt, bekränzt ꝛc.

Die ſiegreichen Heere zogen mit Lorbeer-Kränzen ein.

Seite 39.

Des Römers Wohnung iſt des Römers Burg.
Sie wagt er nicht zu überſchreiten.

Nur außer ſeinem Hauſe konnte der Römer vorgeladen werden. L. 18. 19. 21. Dig. de in jus voc.

Seite 42.

— — Sklavinn! folge mir!

Sklaven waren bekanntlich keine Perſonen, ſondern Sachen: ſie konnten alſo, wie jedes andre Eigenthum, mittelſt der Ergreifung (manus consertio), in Beſitz genommen werden. Die Behauptung, daß ein Menſch, der für einen Freygebornen gehalten wurde, ein Sklav ſey, hieß: in servitutem asserere, *rei* vindicatio.

Seite 53.

Geſichert werd' indeß ſein Eigenthum
dem Kläger; ſo heiſchts das Geſezz.

Die ganze Darſtellung der gerichtlichen Verhandlung ſowohl hier, als im fünften Akt, iſt genau den damaligen Römiſchen Geſezzen und Gewohnheiten gemäß, wie man bey Nitſch und andern nachſehen kann.

Seite 56.

Doch
ſie leiſte Bürgſchaft; ſo wills das Geſezz.

Die ſo eben gegebenen Geſezze der 12 Tafeln. Tabula I

Dritter Akt.

Seite 60.

weiß iſt das Opfer-Thier und rein.

Den oberen Göttern opferte man weiße, den unteren ſchwarze Thiere; das Opfer-Thier mußte makellos und der Gottheit eigen, angenehm ſeyn.

Seite 61.

Dem Frevel klage ich der guten Göttinn.

So hieß auch die Veſta.

Seite 62.

Die Erde bebe unter ſeinem Tritt;
ſie öffne ſich, den Frevler zu verſchlingen!

Eine bei den Römern gewöhnliche Formel der Exſekration.

Seite 74.

ſo ſchleudre ſeine Blizze
Diespiter aufs Kapitol ꝛc.

Diespiter, einer der vielen Beynamen des Jupiters. quasi diei et lucis pater. Nieuport, p. 17.

Seite 75.

Die Väter ruf ich ꝛc.

Der Senat, patres conscripti.

Vierter Akt.

Seite 80.

führt mich der Zufall auf den Markt der Sklaven ꝛc.

Die Sklaven wurden als Sachen auf dem Markte verkauft.

ſie auf der Bühne mit dem Blumenkranz,
der Knechtſchaft Brandmahl, auf der Stirne.

Auf einer Bühne (catasta) ausgeſtellt, und man ſetzte ihnen einen Kranz von Laub oder Blumen auf; daher der Ausdruck: sub corona venum iri, venâi. Nitſch, erſter Th. S. 125.

Seite 82.

die Tribunen ſind
dem Volk entriſſen, nie wird der Senat
verſammlet.

Livius, lib. III. 32. folq.

Seite 83.

Der Römer bleibt daheim ꝛc.

Livius, lib. III. 38.

Seite 89.

Berief nur euch
der Herold?

Der Praeco, der damals noch die Senatoren einlud.

Auf dem Land ſind die Kollegen.

Livius, lib. III. 38.

Er faſſe

den Rathſchluß, und ihr werdet unterzeichnen.

Die Schlüſſe wurden dem Scriba diktirt, und dann von allen Beſtimmenden unterzeichnet.

Seite 92.

doch ſie kam

zu ſpät.

Appius collegis in castra scribit ne Virginio commentum detur, atque etiam in custodia habeant. Improbum consilium *serum*, ut debuit, fuit. Livius, lib. III. 46.

Seite 94.

Wer hieß dich ſprechen? Harre deiner Reihe.

Die dirigirende Magiſtrats-Perſon ſammlete die Meinungen (rogabat sententiam) nach einer gewiſſen Ordnung, die punktlich eingehalten werden mußte.

Seite 95.

Längſt erloſch

ja ihre Macht.

Nachdem auch die zwey lezten Geſetz-Tafeln ergänzt waren, war die Herrſchaft der Dezemviren nur Uſurpazion.

Daher der Stolz des Feinds ꝛc.

Livius, lib. III. 42.

Seite 96.

Es ſtürzten einſt Valerier den Thron
der frevelnden Tarquinier ꝛc.

Livius, lib. III. 39. Die Valerier waren Patrizier, aber ſtets von der Volks-Parthey.

Unmuthig iſt das Volk, wie? wenn es nun
zum zweytenmahl entwiche?

Bekanntlich zog das Römiſche Volk im J. 260 auf den heiligen Berg, und erzwang dadurch die Tribunen. Livius, lib. II. c. 23 — 33.

Fünfter Akt.

Seite 98.

(Ein freyer Plazz in Rom, Grabmahl der Gattinn des Virginius.)

Erſt durch die Geſetze der 12 Tafeln wurde es verboten, Leichen in der Stadt zu begraben. Vorher waren die Begräbnißorte entweder in den Häuſern, oder auf öffentlichen Plätzen.

Seite 105.

(auf dem Gerüſte; auf der Sella curulis.)

Man ſehe die Form der Römiſchen Gerichte bey Nitſch u. a. nach.

Seite 111.

Nicht dir; Icilius, dem edlen Jüngling,
verlobte ich die Tochter; ich erzog ſie
zur Bürgerinn, zur Gattinn, nicht zur Buhlinn.

„Icilio" — inquit — „Appi, non tibi filiam despondi,
„et ad nuptias, non ad stuprum educaui." Livius, lib. III. 47.

ſo ſchweigen nicht die edlen Waffenbrüder.

„Passurine haec isti sint, nescio, non spero esse pas-
„suros illos, *qui arma habent*." Livius, lib. III. 47.

Ergreif die Sklavinn ꝛc.

„I," inquit, „lictor, submove turbam et da viam do-
„mino ad prehendendum mancipium." Liv. lib. III, 48.

Seite 113.

Des Vaters Schmerz vergieb die herbe Rede ꝛc.

„Quaeso," inquit, „Appi, primum ignosce patrio do-
„lori, si quid *inclementius* in te sum invectus etc."
Livius, lib. III. 48.

Seite 114.

Der Hekate bin ich geweiht ꝛc.

Proſerpine wurde auch Hekate, Juno infera genannt: Juno war aber die Verſicherinn der Braute: daher weiht ſich ihr die verzweifelnde Virginia.

Seite 115.

der Freyheit geb' ich dich zurück.

„Hoc te uno, ait, modo, filia, in libertatem vindico."
Livius, lib. III. 48.

Seite 116.

Appius!
Du bist der Mörder! Auf dich komm' ihr Blut!

Pectus deinde transfigit, respectansque ad tribunal:
„Te, inquit, Appi, tumque caput, sanguine hoc
„consecro"
Livius, lib. III. 48.

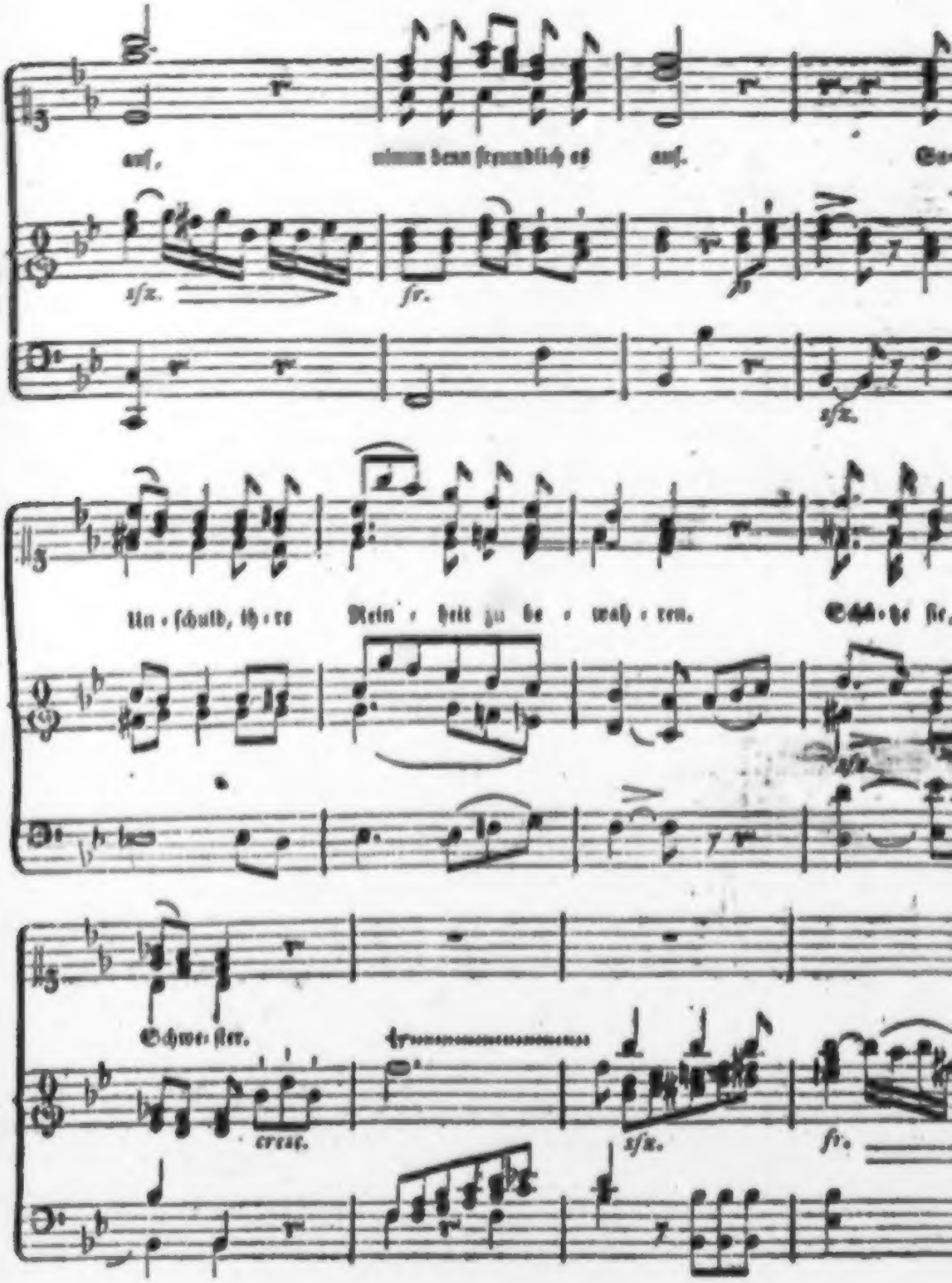
Druckfehler.

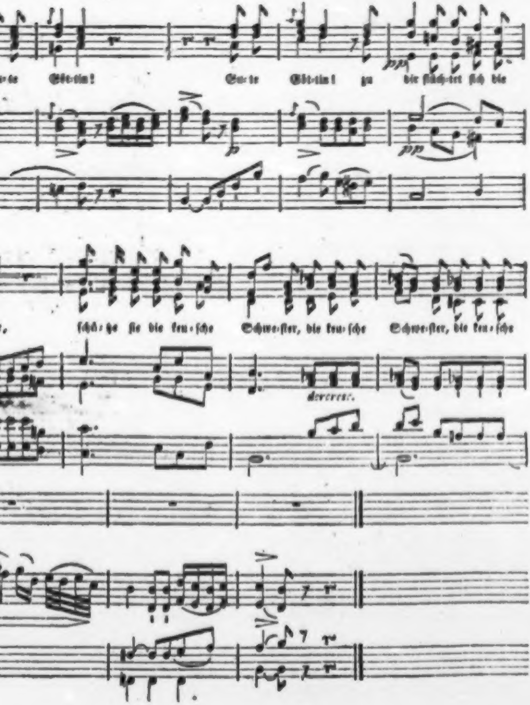
S. 13. Z. 5. fehlt hinter dem Worte Eifer ein Komma.

19. — 18. lies die, ſtatt der.

56. — 3. v. unt. lies Olymps, ſtatt Olyms.

90. — 16. v. o. fehlt hinter dem Worte Volk ein Komma.


auf.
nimm dein freundlich es
auf.
sfz.
fz.
sfz.
Un • schuld, ih • re
Rein • heit zu be • wah • ren.
Schwe • ster.
cresc.
sfz.
fz.

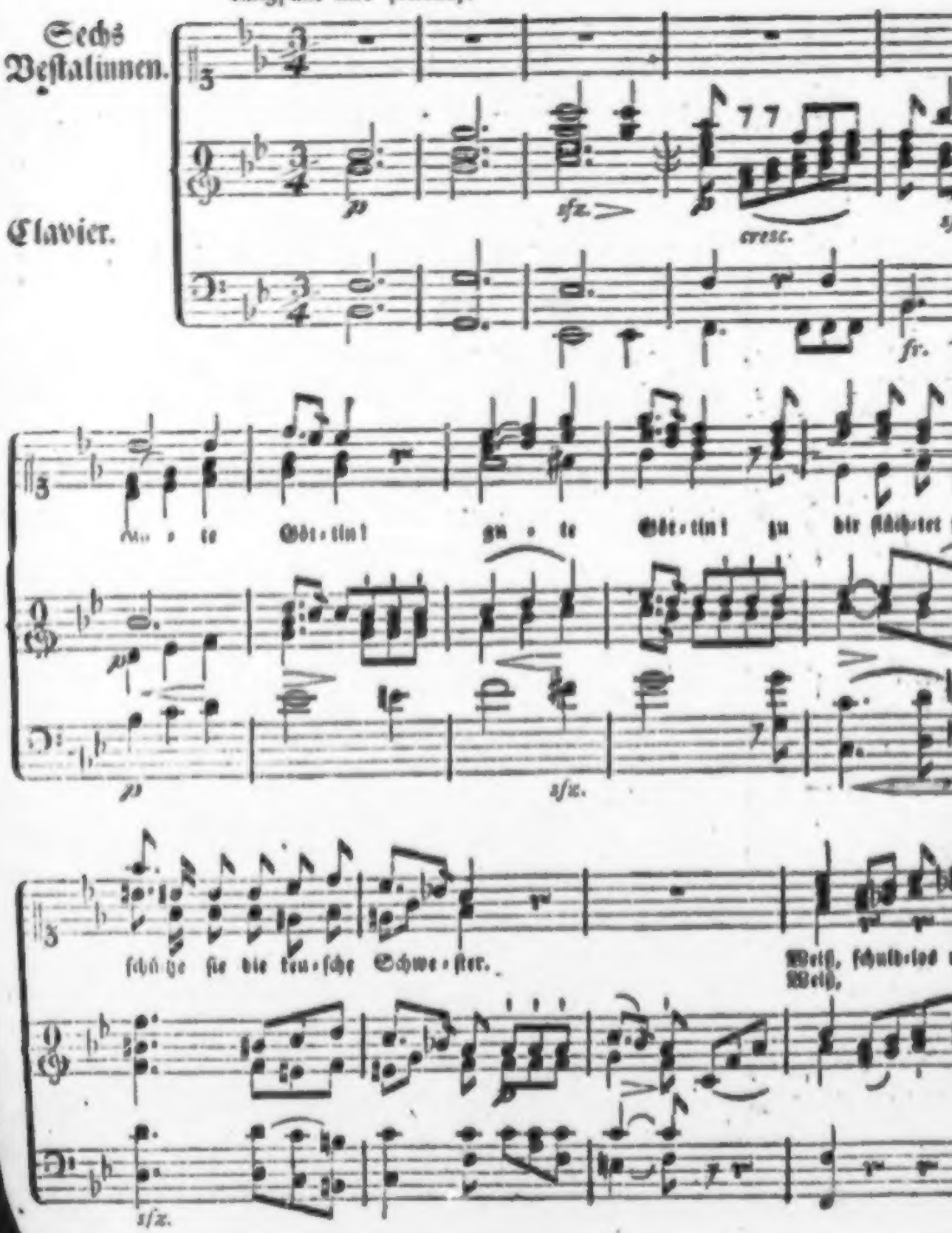

Göt-tin!
Gu-te Göt-tin! zu die flüch-tet sich die
schü-tze sie die keu-sche Schwe-ster, die keu-sche Schwe-ster, die keu-sche
decresc.

Chor der Veſtalinn

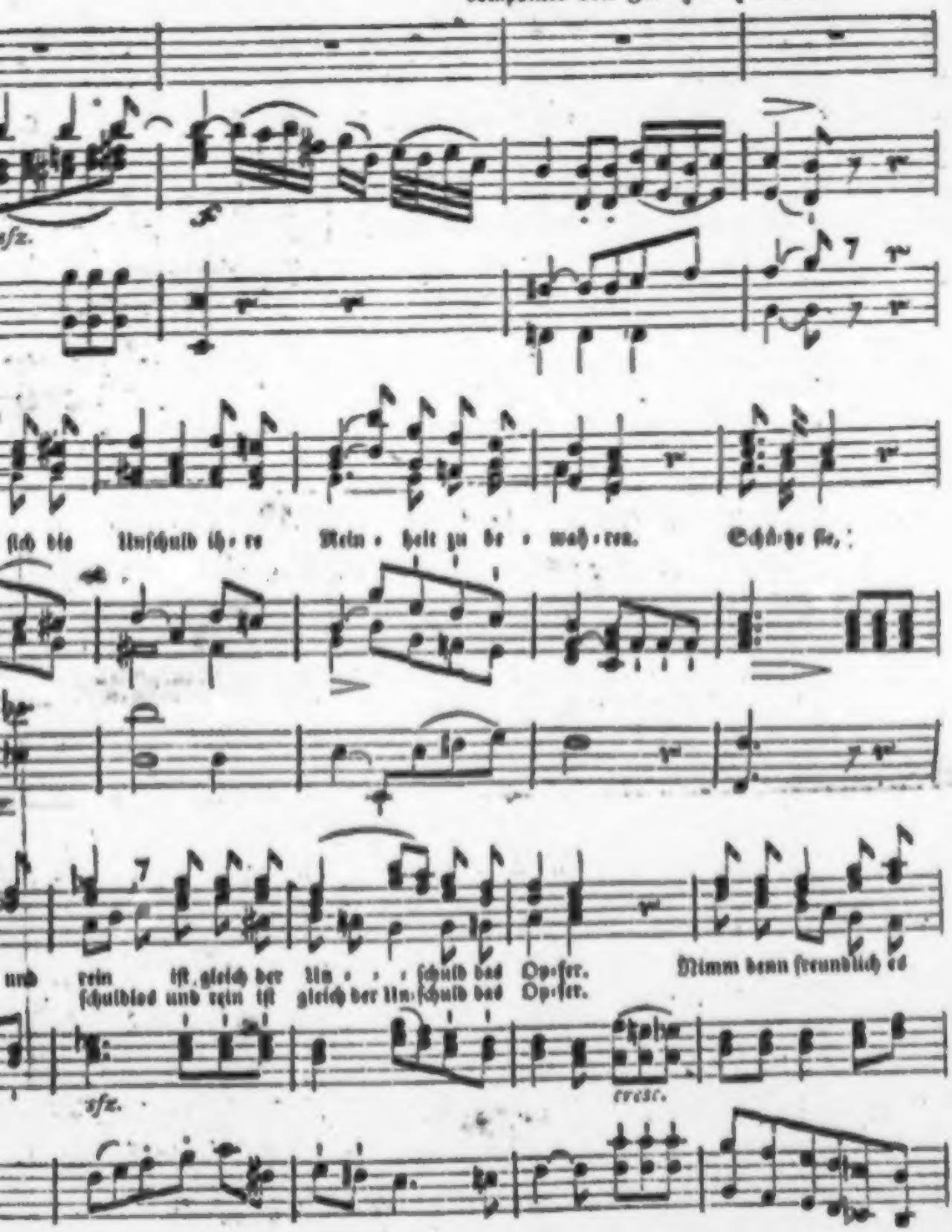
langſam und feierlich.

Sechs Veſtalinnen.

Clavier.



componirt von Fr. Hr. Himmel.



Schlag ein! Da ist sie!

Franz von Sickingen.

Hiſtoriſch-romantiſches Drama

in fünf Akten

A 936. 17466

von

Julius Graf von Soden.

Privatbibliothek von J.G. Taubert.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Mit einem Kupfer.

Leipzig,
bey Friedrich Gotthold Jacobäer.
1803.

Vorrede.

Die teutſche Nation, vielleicht die erſte der Welt, iſt vernichtet. Selbſt ihrem letzten Bande, der Sprache, droht vielleicht der Untergang. Jetzt ſcheint es alſo noch Zeit, das Andenken der großen Männer zu erneuen, die der Nation angehörten. Werner hat in ſeiner Weihe der Kraft dazu den Anfang gemacht; nach ſeiner Weiſe. Franz von Sickingen war groß als Menſch, als Kriegsmann. Seine Zeitgenoſſen waren: Reuchlin, Ulrich von Hutten, Götz von Berlichingen, Eitelwolff von Stein, u. ſ. w.

Dieſes dramatiſche Gedicht, hat den Zweck ſelbſt unter den erhabenen Trümmern der Vergangenheit, die Erinnerung ihrer Größe zu bewahren.

In wie fern es hiſtoriſch iſt, beurkunden die folgenden Anmerkungen. Das Romantiſche iſt nicht über die Gränzen geſchritten, welche die Gattung des hiſto-

rischen Drama dem Dichter vorzeichnet. Den geschichtlichen Charakter des Heroen darf er nicht entstellen, die Hauptbegebenheiten darf er nicht verändern; das ist der Markstein. Uebrigens hat die Poesie freyen Spielraum.

Nur Beda und Raymund sind idealische Wesen; die Schürzung und Entwicklung des Knotens ihrer Liebschaft, so wie Huttens Bewerbung um Beda, Fiktion; aber die Motive: Sickings Wunsch mit Hutten durch die innigsten Bande vereint zu werden, sein Unmuth über jene ungleiche Verbindung lagen im Geiste der Zeit und in Sickings Charakter; sind also poetisch wahr.

Vielleicht wird ein zweites Drama Sickings Biographie bis zu seinem ehrenvollen Tode fortführen. Ich habe diesen ersten Theil aufführen, ich habe bei manchen Stellen die letzte Flamme teutschen Nationalgeists aufzücken sehen — ich bin belohnt.

Anmerkungen.

Das historische Drama hat ein zweifaches Interesse für den Kenner und Freund der Geschichte. Dem geschichtlichen Laien sind diese Anmerkungen gewidmet, größtentheils aus Langs historischem Almanach vom J. 1792., aus Schubarts Leben Ulrichs v. Hutten, und andern Schriften gezogen.

Erster Akt. Scene 1. S. 4. Zeile 2.

Hat nicht ihr Fürst dem Bunde beizutreten sich geweigert?

Mehrere Fürsten und Grafen, Edle und Reichsstädte, besonders in Schwaben, hatten sich schon im Jahre 1488 verbunden, Frieden, Recht und Ordnung zu erhalten, und gegen jeden Störer zu schützen. Kaiser Max hatte den wirksamsten Antheil an diesem schwäbischen Bunde genommen, weil seinem Landfrieden dadurch die Ewigkeit einstweilen doch in jener Gegend zugesichert wurde: bis jetzt war der Bund immer wieder erneuert worden,

und hatte mehr und mehr an innrer Stärke gewonnen. Nur Herzog Ulrich von Würtemberg, ein Mann von brausendem, unbiegsamen Gemüth, schloß sich, selbst auf den Antrag des Kaisers Max I. nicht an; er fürchtete, zu seinem Unglück, seine kühnen Entwürfe dadurch beschränkt zu sehen. Er hatte am 28ten Jenner 1519 die Reichsstadt Reutlingen überfallen, trotz der strengsten Kälte eingenommen, besetzt und augenblicklich zu einer Würtembergischen Landstadt umgeformt, weil die dortigen Bürger einen seiner Waldvögte aufgeknüpft hatten. Der Bund griff zu den Waffen, weil die Stadt als Glied desselben seine Hülfe forderte, und alle Reichsstädte nach und nach gleiches Schicksal fürchten mußten, und diesmal war die Waffengewalt des Bundes desto furchtbarer, da Herzog Wilhelm IV. von Bayern, ein Todfeind seines Schwagers Ulrich, das Heer als oberster Bundeshauptmann anführte. Unter ihm standen Georg von Fronsberg, und Franz von Sickingen mit seiner eignen, beträchtlichen Heerschaar. Das Herzogthum wurde schon im April überfallen; Ulrich entfloh und das ganze Land ergab sich in kurzer Zeit der überlegenen Macht des Bundes.

Schon am dritten April rückte das Heer vor Stuttgardt, und schlug sein Lager, um diese Hauptstadt stürmend zu erobern. Ulrich von Hutten

schloß sich dem Bundesheer an, focht' für die Sache seiner von Herzog Ulrich sehr beleidigten Familie, und fand hier Sättigung seiner Rache.

Erster Akt. Scene 1. S. 6. Z. 12.

Sieh, wie Franz in teutsch- und welschen Landen sich berühmt geehrt gemacht!

Kaiser Max überzog im Jahre 1509 die stolzen Venediger mit Krieg, gestärkt und muthiger als vorher. Der teutsche Adel hielt es für ein Glück, unter der Fahne und unter den Augen dieses versuchten Kriegers zu kämpfen, und alles, was Muth und Waffen hatte, zog mit ihm. Franz von Sickingen war gewiß auch unter Marens Heerschaar, zeichnete sich aus durch wackern, festen Sinn, und erwarb ein für ihn unschätzbares Gut, die innigste Zuneigung des Kaisers. Wenn man alle Umstände zusammenhält, sein plötzliches Verschwinden aus dem Schauplatz damaliger Begebenheiten in Teutschland; das Schweigen der Geschichtschreiber von ihm, während der italischen Kriege; des Kaisers unerschütterliches Wohlwollen gegen den Ritter, das sich gewiß nur auf kriegerische Thaten, unter seinen Augen verübt, gründete; Sickings Durst nach Ruhm; sein Ansehen, mit welchem er in der Folge auftritt, die Festigkeit und Ueberzeugung, die keinen Neu-

ling verräth, das Beyſpiel eines groſsen Theils des teutſchen Adels; ſo wird ſein Zug nach Italien zur Gewiſsheit.

Erſter Akt. Scene 4. S: 16. Z. 6.

Ha! Hedwig Deine Gattin!

Ritter Franz hatte mit einer Gattin, die er ſehr liebte, Hedwig von Flörsheim, nur wenige Jahre in einer glücklichen Ehe gelebt; ſie hatte oft den allzujähen Muth des Eheherrn durch Sanftmuth gemildert, und ſich ihm beſonders bey ſeinem Bauweſen in Ebernburg unentbehrlich gemacht. Sie verband mit männlicher Klugheit jeden Vorzug der weiblichen Seele.

Eh noch der Krieg gegen Worms völlig ausbrach, ſtarb ſie im Wochenbette, und von Stund an ſchien ſich der trauernde Ritter Schlachten und Gefahren abſichtlich entgegen zu werfen, um den Verluſt eines ſo geliebten Gutes leichter zu vergeſſen. Herrlich lieſs er den Leichnam in dem Barfüſserkloſter zu Creuznach, vor einer Menge armer und guter Menſchen, denen ſie mit Rath und Hülfe beygeſtanden hatte, begraben.

Erſter Akt. Scene 6. S. 20. Z. 2.

Und iſt Euch nur ein Pfefferſack entkommen.

Eigentlich Worte des Kaiſer Max.

Erſter Akt. Scene 9. S. 25. Z. 12.

Mit dieſer Gnaden-Kette. u. ſ. w.

König Franz I. von Frankreich glaubte in ihm den Mann zu finden, welcher einſt ſeine Abſichten auf den römiſchen Kaiſerthron kräftig unterſtützen könnte; er hing ſelbſt feſt an den Grundſätzen des alten Ritterweſens, die ſeinem Hang zur Pracht und Freude ſchmeichelten, und ſo mächtig zur Erhebung der franzöſiſchen Könige mitgewirkt hatten, und liebte diejenigen, ſo ihnen ergeben waren; er lud den edlen Ritter zu ſich nach Amboiſe ein, und ein ſolcher Ruf war viel zu ſchmeichelhaft, als daß ihn dieſer hätte vernachläſſigen ſollen. Sein guter Freund und Waffengenoſſe Robert von Sedan, Graf von der Mark, und deſſen Sohn, der nachmalige Marſchall von Fleuranges, führten ihn dahin, und zwölf deutſche Ritter waren in ſeinem Gefolge. Dies wurde ſelbſt am franzöſiſchen Hofe für glänzend und anſehnlich gehalten. Die Aufnahme übertraf alle Erwartung des Gaſtes; ſie war höchſt ehrenvoll. Dem jungen lebhaften Könige gefiel der gerade Sinn des teutſchen Ritters, er bewunderte die Geſchmeidigkeit ſeines Ausdrucks und den gebildeten Verſtand, der aus jeder Rede leuchtete. Das Geſchenk einer goldenen Kette, von 3000 Thalern an Werth, war ein ſprechender Beweis

von der Zuneigung des Königes, und von seinem Wunsch, sich den Helden geneigt zu erhalten. Nach damaliger Sitte sollte der, welchen man mit einem solchen Ehrenzeichen behieng, dadurch an den Geber desselben gefesselt seyn und bleiben; man verband auch wohl den weitern sinnbildlichen Begriff mit dem Geschenk: man wolle dem zu kühnen Muthe des belohnten Ritters Fesseln anlegen, um sein kostbares Leben desto länger zu sichern. „Bey Gott," sagte einst König Ludwig XI. als er dem tapfern Ritter Launoi eine goldene Kette umhing, „ihr „seyd zu rasch im Kampfe, theurer Freund, ich feßle „euch an, denn noch darf ich euch nicht verlieren."

Dieser Kette fügte König Franz noch mehrere beträchtliche Geschenke, und die Versicherung eines Jahrgehalts von 3000 Franken hinzu.

Erster Akt. Scene 9. S. 26. Z. 9.

Daß Ihr einen Waarenzug von Mayland weggenommen.

Es beklagten sich kurz nachher mehrere teutsche Handelsleute bei ihm, über die Mailändischen, wegen rückständiger Schuldforderungen. Unser Ritter fand ihr Verlangen gegründet, handelte ihnen die Forderungen ab, und nahm hierauf einen Waarenzug hinweg, der aus Mayland nach Teutschland bestimmt war. Sickingen konnte die höchste

Ungnade des französischen Königes erwarten, wenn er diesen Angriff gegen die Mailänder, welche damals seine Unterthanen waren, erführe: und daß diese darüber Klagen führen würden, war wohl voraus zu sehen. Der König ließ die Beute von dem Ritter Franz zurückfordern, erhielt aber eine derbe, teutsche Antwort, die er weder vermuthet, noch auch von irgend einem andern seiner galanten Hofleute erhalten hätte: „In Rechtssachen kümmere „er sich außer Teutschland um Niemand!“

Zweiter Akt. Scene 4. S. 39. Z. 14.

Zu schnell hast Du nach solchen Leiden den Zug gewagt.

Hutten war lange am Fieber krank.

Zweiter Akt. Scene 4. S. 40. Z. 19.

Dort liegt, Du weißt's, Johann von Hutten, der Ermordete.

Hutten begab sich wirklich noch im nämlichen Jahre 1519 ins Lager des schwäbischen Bundes, um an dem Mörder seines Vetters persönliche Rache zu nehmen. Aber er fand eben nicht sehr Gelegenheit, seinen Heldenmuth zu üben, und sich den Beschwerlichkeiten und Gefahren des Feldes entgegen zu stellen; denn Ulrich floh überall, die Städte

ergaben ſich, und es kam zu keinem bedeutenden Vorfall. In Eßlingen ließ er ſich den dort verwahrten Leichnam ſeines Vetters Johann zeigen, fand ihn noch nicht verweſet, das Angeſicht noch ganz kennbar, und ermangelte nicht, ſeine Freunde von dieſem Umſtande — als von einem neuen unumſtößlichen Beweiſe der Unſchuld des Erſchlagenen zu unterrichten.

Zweiter Akt. Scene 5. S. 43. Z. 24.

Dieſe Schrift zerreißt den Schleier u. ſ. w.

Er ließ fünf Schriften gegen Herzog Ulrich drucken. S. Ulrich v. Huttens Leben. 1771. S. 35.

Zweiter Akt. Scene 7. S. 45. Z. 14.

Des Doktor Reuchlin Haus, laß Die bezeichnen.

Er bewirkte einen Befehl an die Belagerer von dem Herzog Wilhelm: daß Reuchlins Haus verſchont werden ſollte, wenn Stuttgardt erſtürmt und geplündert würde. Er ließ ihn in das Lager zu ſich rufen, umarmte ſeinen ehemaligen Lehrer in ſeinem Zelte, und bot, gewohnt in Panzer und Helm zu ſiegen, dem neuen Freunde zum gelehrten Kampf ſeine hülfreiche Hand.

Zweiter Akt. Scene 8. S. 48. Z. 11.

Johann von Hutten hieß er ꝛc.

Treu der Geſchichte.

Dritter Akt. Scene 4. S. 67. Z. 13.

Des Reiches Oberhaupt iſt todt.

Das Jahr 1519 erforderte Sickings thätigſten Muth. Gleich in den erſten Tagen deſſelben verlor er ſeinen großen Gönner, Kaiſer Max I. der den 11ten Jänner zu Weis in Oeſterreich, auf der Reiſe nach Wien ſtarb.

Dritter Akt. Scene 5. S. 70. Z. 21.

Noch lebt ja Franz von Sicking.

Franz von Sickingen blieb auch im Zwiſchenreiche nicht müßig; nur das iſt Nachrede des Neides, und Erfindung der ſchwärzeſten Verläumdung, daß Franz, ſtolz auf ſein Glück, und auf die Macht des Adels trotzend, dem allzukühnen Gedanken, ſelbſt den Kaiſerthron zu erſteigen, in ſeiner Seele Raum gegeben habe. Auch nicht Ein gültiges Zeugniß läßt ſich davon aufbringen, und das ganze Betragen des Ritters zeugt vom Gegentheil.

Dritter Akt. Scene 8. S. 74. Z. 7.

Eliſabeth! in unſerm Lager!

Unter der Zahl der dem Herzog Ulrich auch noch im Unglück ergebenen Edlen, zeichnete sich Sickingens Schwager, Götz von Berlichingen aus. Ihm ward die Vertheidigung des Schlosses zu Möckmühl anvertraut. Der Herzog von Bayern schickte eine Abtheilung seines Heeres von Neckarsulm dahin, um sich des Schlosses zu bemächtigen. Götz wehrte sich, wagte kühne Ausfälle, wurde bei einem solchen gefangen, erkaufte sein Leben für 2000 Gulden, und wurde nach Heilbronn, zu ritterlichem Verhaft abgeführt. Weil auch Sickingen sich in diese Begebenheit verwickelte, so sey es mir vergönnt, sie hier zu zergliedern: ich möchte gerne das Bild des Helden in allen seinen Zügen kenntlich schildern. Die Bundes-Soldaten hatten dem Ritter von Berlichingen ein ritterlich Gefängniß verheissen; allein wenige Wochen nachher kam ein Rechtsgelehrter aus Constanz nach Heilbronn, und verlangte von dem Gefangenen, er sollte eine harte Urphed unterschreiben, und beschwören. Da sich dieser weigerte, so legte man ihn, unter dem Schein, ihm auf dem Rathhause ein Zimmer anzuweisen, in einen Thurm gefangen. Götz fand gerade noch so viel Zeit, seiner Frau ins Ohr zu sagen: „Reit hinauf zu „Franciscus von Sickingen, und Herrn Georgen „von Fronsberg, und zeig ihnen an, die ritterliche „Gefängniß, wie mir zugesagt, will mir nicht gehal-

„ten werden; verſähe mich, ſie würden ſich als redli„che von Adel und Hauptleut wohl wiſſen zu halten.“

Vierter Akt. Scene 4. S. 98. Z. 26.

Wort halten müßt ihr; das iſt teutſche Sitte und Kriegsgebrauch. Kennt ihr ihn nicht: Wohlan! Ich Franz von Sicking will ihn daß Euch lehren.

Bald darauf kam er ſelbſt mit Herrn Georg nach Heilbronn, und verlangte, oder (wie Götz von Berlichingen ſich ausdrückt:) „wollte kurzum „haben, daß eine ritterlich Gefängniß, wie mir „zugeſagt war, gehalten werden ſollt, und hielt „ſich meinetwegen gar wohl, daß ſich die von Heil„bronn mußten verſchreiben, mir ritterlich Gefäng„niß zu halten.“

Fünfter Akt. Scene 5. S. 126. Z. 14.

Ich hehl's Euch nicht, u. ſ. w.

Die ganze Biographie Ulrichs von Hutten iſt der Kommentar zu dieſer Stelle.

Fünfter Akt letzte Scene. S. 157. Zeile 7.

Dein Freund, der arme, der verfolgte Hutten, der, Du weißt's längſt, wohl ſterben kann, nicht dienen.

Eigne Worte Ulrichs von Hutten.

Fünfter Akt letzte Scene. S. 157. Zeile 10.

Dem Du die letzte Freistatt hier geöffnet.

Hutten schrieb kühn gegen den römischen Stuhl; sah dem Haß des Pabstthums entgegen, und achtete dessen nicht: floh seine väterlichen Güter, überall verfolgt; warf sich seinem Sickingen in die Arme, und fand Schutz in Ebernburg.

Perſonen.

Franz von Sickingen.
Ulrich von Hutten.
Titelwolff von Stein.
Götz von Berlichingen.
Fritz von Kronberg.
Kanzler Reuchlin.
Ritter von Fleuranges. } Geſandte Frankreichs.
" " " Grammont. }
Raymund.
Rathsherrn von Reutlingen.
Rathsherrn von Heilbronn.
Jürg, Franz von Sickings alter Diener.
Ritter.
Reiſige.
Knappen.
Weda, Franz von Sickings Tochter.
Hedwig, ſeine Schweſter.
Eliſabeth, Götz von Berlichingens Hausfrau.
Kunigund, Franz von Sickings Verwandte.
Die Wirthin.

Kostüm.

Franz von Sickingen; stets in Waffenrüstung. Gnadenkette.

Ulrich von Hutten, Halbharnisch; über ihm den Mantel. Altdeutscher Hut.

Göz von Berlichingen; altteutsche Tracht; einfach. Eiserne Hand.

Franz von Kronberg; in Rüstung.

Kanzler Reuchlin; altteutsche Tracht; dunkle Farben.

Ritter von Fleuranges. } Spanische Tracht.
" " " Grammont. } Geschmückt.

Raymund; Anfangs altteutsche Bauerntracht; dann in dieser Tracht mit dem Helm; zuletzt in Rüstung.

Veda. Anfangs einfaches, altteutsches Hauskleid; dann Brustharnisch, Helm mit Federbusch. Fliegendes Haar. Zuletzt das erste Kostüm.

Hedwig. Anfangs altteutsche, doch zuletzt geschmückte Tracht, mit Spangen und Ketten.

Elisabeth. Altteutsche Reisetracht; nicht geschmückt, doch ausgezeichnet.

Kunigund Einfaches Hauskleid.

Wirthin. Ingleichen.

Erſter Akt.

1.

Eitelwolff v. Stein. Friß v. Kronberg.

(Das Lager vor Stuttgardt; beide im Zelt, vor ihnen ein mit Humpen und Bechern beſetzter Tiſch.)

Friß.

Des Hundelebens bin ich ſatt! wie lang
ſoll unſer Heer vor dieſem Neſt noch liegen?

Eitelwolff.

Uns ziemt es nicht, der Feldherrn Thun zu meiſtern.
Sie wiſſen, was der Sache frommt, nicht wir.

Friß.

Ganz recht, doch wär' ich Feldherr, längſt
wär' auch das Heer in Stuttgardt eingezogen.
Da ſitzen wir, und lauſchen demuthsvoll,
bis es dem Herzog, dem wohlweiſen Rath
gefällig iſt, zu öffnen. — Eingeſchoſſen! —
geſtürmt! —

Eitelwolff.

Wohl auch geplündert?

Frik.

Nun
nach Kriegsgebrauch; wie's kommt! — Hat nicht
ihr Fürst
dem Bunde beyzutreten ſich geweigert?

Eitelwolff.

Das that der Fürſt, die armen Leute nicht.

Frik.

Wofür ſind wir denn hier? Es hat der Bund
auf Kaiſer Max Befehl uns hier verſammlet.

Eitelwolff.

Das hat er; doch der guten Bürgerſchaft
zu ſchonen, fodert Chriſtenpflicht. Was hat
denn dieſe Landſchaft wohl verbrochen? Leider!
— ſo will's das Schickſal, — müſſen Stadt und Land
den fremden Frevel öfters ſchuldlos büßen.
Doch es zu mildern iſt des Kriegers Ruhm. —
Zum letztenmahl wird Stuttgardt heute noch
vom Feldherrn aufgefordert.

Frik.

Meinetwegen!
Gehts dann nicht vorwärts — nun! ſo zieh ich heim.
Nur unſer Vetter Sicking hält mich noch.

Eitelwolff.

Pfuy, Frik.
Den Hauptmann wirſt du jetzt doch nicht verlaſſen?

Frik.

Er geb' mir Arbeit.

Eitelwolff.

Die wird wohl ſich finden.
Auch fehlt dirs, denk' ich, nicht an Zeitvertreib.
Die Humpe wird nicht leer; des Landes Dirnen
beſuchſt du fleißig, und durchſchwärmſt die Nächte
mit andern luſtigen Geſellen. — Frik!
Ein wackrer Kriegsmann biſt Du; doch vergieß,
Dein wüſtes Leben will mir nicht behagen.

Frik.

Was kümmerts Dich? Ein jeder ſeine Weiſe!
Das Schullatein, das einſt der Pater mir,
dem Knaben, eingeprügelt, iſt vergeſſen;
längſt wieder ausgeſchwitzt. — Was treib ich nun?
Gelehrte Herren ſeyd ihr, du und Franz
und Ulrich; Raufen kann ich und nichts weiter.

Eitelwolff.

Ja, ja, da liegts; iſt leer des Geiſtes Born,
verſiegt auch leicht des Herzens reiche Quelle.
Des Menſchen größter Feind iſt ſeine Zeit;
Und ſie iſt doch ſein Schatz! Ihn zu verwalten,
das lerne; wahrlich! es lohnt ſich der Müh.
Den Sickingen ſieh an; er weiß das Schwerdt
ſo gut zu führen, als nur irgend Einer;
Daheim iſt er geſchäftig, wie im Feld.

Zu Ebernburg ſieh ihn, im Kreis der Seinen;
Umarmt hält er die jungfräuliche Zeit;
Ihr ſtoßt ſie fort und wähnt denn doch — zu leben!

Fritz.

Ja, machs ihm einer nach!

Eitelwolff.

Warum denn nicht?
Das Wollen iſt auch Können. Freilich! Freilich!
Am Schenktiſch, im Gelage der Schmarotzer,
in wilder Jagd herzloſer Fröhlichkeit
ſaugt man nicht Kraft. Um Tage kommt man wohl,
doch nicht um Daſeyn weiter! Sieh, wie Franz
in teutſch- und welſchen Landen ſich berühmt,
geehrt gemacht! Wie ihn die Guten koſen,
die Böſen fürchten! Wie die Potentaten
um ſeine Freundſchaft buhlen! Das will mehr
als Mark und Knochen! Die hat ja dein Bube,
Dein Söldner auch.

Fritz.

(auffahrend.)

Was Teufel!

Eitelwolff.

Lieber Fritz!
Hätt' mehr dein edler Ahnherr nicht beſeſſen —
Du wärſt nur ein gemeiner Kriegsknecht.

Frik.

Ja, nun iſts

zu ſpät.

Eitelwolff.

Zu ſpät?

Frik.

Ich bin ein alter Knabe.

Eitelwolff.

Ein junger Greiß, ſprich.

2.

Fritz von Kronberg. Eitelwolff von Stein. Andere Ritter.

(Franz von Sickingen tritt herein.)

Alle.

Der Feldherr!

Franz.

Guten Morgen! Eitelwolff!

Willkommen Fritz!

Frik.

Willkommen, edler Hauptmann!

Eitelwolff.

(ihm die Hand ſchüttelnd.)

Willkommen Franz!

Franz.

(lächelnd.)

So früh ſchon an den Humpen?

Eitelwolff.

Es war der Pater hier; Gedanken brachte
er uns nicht zu; wir alſo Becher ihm.

Franz.

Ein Wort zu dir allein, mein Bruder Kronberg.

Eitelwolff.

(betreffen.)

Zu ihm allein?

Franz.

(freundlich, ernſt.)

Zu ihm allein.

Eitelwolff.

Es ſind
Kriegsknechte außen, die zum Dienſt ſich melden.

Franz.

Hernach!

3.

Franz von Sickingen. Friz von Kronberg.

Franz.

(nach einigem Schweigen.)

Du beugſt mich tief, mein Vetter.

Fritz.

Wie? Ich, Hauptmann?

Franz.

Der Feldherr nicht, es spricht der Freund zu Dir.
Sieh! – dort im nächsten Dorfe fällt ein Weib
in meines Rosses Zügel. Schmerz, Verzweiflung
im irren Blicke; hinter ihr die Tochter
mit aufgelöstem Haar; das glühende Gesicht,
den nassen Blick verbergend; „Franz! o Franz!“
— so stöhnt das Weib — „Gerechtigkeit! Es brach
„ein Edler eures Haufens diese Nacht
„in unsre Hütte. Sicher schliefen wir,
„vertrauend auf dein Wort, auf deinen Schutz.
„Aus diesen Armen reißt er meine Tochter,
„nicht ihrer Unschuld, ihrer Thränen, nicht
„des Klaggeschreys der Mutter achtend. Endlich
„erscheint uns Hülfe von den Nachbarn!“ Hier
sinkt sie ohnmächtig hin; auf sie, die Dirne. —
Laß mich nicht forschen, Fritz! Ich bitte dich!
Laß mich nicht forschen! — Dieser scheue Blick,
spricht laut: Du warst es!

Fritz.

(äußerst betroffen.)

Hauptmann?

Franz.

Schweig! Ich büße
in dieſem Augenblick für dich. — Ein Teutſcher
Edler,
ein Krieger, dem die Ritterpflicht gebeut,
der Jungfrau'n Ehre zu beſchützen, reißt,
von wilder Sinnlichkeit entbrannt, die Tochter
von ihrer Mutter Buſen? Er vergißt
was Name, Stamm und Pflicht gebietriſch heiſchen?
Des Feldherrn Ruf, der Kriegszucht ſtreng Gebot,
der Fahne Glanz wird frech von ihm entweihet?
Zum Landsknecht ſinkt der freye Rittersmann;
und dürfte noch in unſern Reihen fechten? —
Beſtimme ſelbſt dein Loos.

Fritz.

Den Tod, mein Feldherr;
nicht deinen Groll! — Doch höre mindſtens mich.
Die Dirne brachte Früchte uns ins Lager.
Ein niedlich, ſchaamhaft Kind! Bey jedem Wort
erröthend; luſtig, fröhlich waren wir.
Vom Wein erhitzt, verſucht ichs, einen Kuß
der Sträubenden zu rauben; ſie entflieht;
die Brüder necken mich; der Widerſtand
reizt meine Sinne, meine Eitelkeit.
Der Kuß, nicht ihre jungfräuliche Ehre,
war dieſes loſen Streiches Ziel.

Franz.

(ernſt.)

Dem Ritter
ſind heilig der ſittſamen Jungfrau Lippen.
Weh ihm, ihm ſelbſt, wenn ſie mit dieſem
Sold
Der Minne nicht mehr geizt! — Ihm iſt der Kuß,
der lang erſehnte, lang erflehte Lohn
für Jahreskämpfe, Jahre lange Leiden.
Du, Fritz, entweiheſt ihn, und dich; mißbrauchſt
des Krieges Rechte? Was nur Empfindung giebt,
und geben darf, erborgſt du der Gewalt? —
Wiß es! des Edlen Gläubiger iſt Schwäche!
Und ausgeſchloſſen von der Liebe Himmel
iſt, wer der Lippen Weihe frech entadelt.

(ihn traulich bei der Hand faſſend.)

Drum, Vetter! laß mich das nicht wieder hören.
Des Kriegsvolks Spiegel iſt ſein Hauptmann. Er
bürgt für den Haufen. — Lieber Fritz! vorjetzt
weiß es der Freund nur; hüte, hüte dich,
daß ja der Feldherr nichts davon erfahre.
Unkeuſche Brunſt hat dieſem armen Volk
des Krieges ſchwere Laſten zugezogen.
Als Rächer fremden Unrechts kommen wir;
Und gleiche Laſter ſollten uns beflecken?

Friz.

(ſich an ſeinen Arm hangend.)

Verzeihung Franz!

Franz.

(ihn umarmend.)

Was ſprachen wir? Vergieb!
Des Krieges Unruh, Widerwärtigkeit,
hat mein Gedächtniß ſehr geſchwächt. —

Friz.

(ihn mit Ungeſtüm in die Arme ſchließend.)

Mein Franz!

(ab.)

4.

Eitelwolff. Franz.

Eitelwolff.

Die Knechte warten.

Franz.

Gut! doch Eitelwolff,
vorher ein Wort zu dir allein.

Eitelwolff.

Zu mir?

Franz.

Du trauerſt; wie? Zürnſt du mit deinem Freunde?

Eitelwolff.

Unmuthig bin ich, ich bekenne dir's.
In meinen Händen war bis jetzt dein Herz;
Wie meins in deinen. Mir vertrautest du
was keinem sonst; aus dem Vertrauen sproßte
all' meine Krafft; mit ihm ist sie vernichtet.

Franz.

Du thust mir unrecht. Offen sprich; was grämt dich?

Eitelwolff.

Geheimnisse hast du vor mir.

Franz.

Vor dir?

Eitelwolff.

Des Zuges Plan vertraust du dem Kronberg;
Und mich entfernst du.

Franz.

Da steckts? guter Stein!
Komm, daß ich dich für diese Liebesgrille
an meinen Busen drücke. Aug in Aug!
Nun rechten wir; doch mußt du nicht mehr grollen.
Ich aber möcht' es, daß des ernsten Feldherrn
Geheimniß du dem schwachen Freund entlockst.
Ja, ingeheim besprach ich mich mit ihm;
denn ingeheim hielt ich ihm Unrecht vor.
Ein braver Kriegsmann ist der Bruder Fritz;
Doch wüst und roh, sein Thun und seine Sitten

von Wiſſenſchaften ungemildert; wie's
bey unſern Edlen häufig pflegt. Du kennſt
ja meine alte Klage! Seiner Schuld
Bekenntniß und der Schaam Erröthen, ſollte
kein Dritter hören, ſehen. — Das iſt mein Ge-
heimniß.
Nun grolle, Eiferſüchtiger!

Eitelwolff.
(ihn umarmend.)
Vergieb!
Doch iſt es das nicht alles, was mich härmt.

Franz.
Was noch?

Eitelwolff.
Es frißt ein Wurm in deiner Bruſt.
Der Kaiſer liebt dich; Könige bewerben
ſich um des Teutſchen Helden Gunſt; es ehrt
das Vaterland in dir der Freiheit Retter.
Die Willkühr feſſelt Sickings tapfrer Arm
und fröhlich tönt dein Lob im Lied des Pflügers —
Doch deine Stirne ſehn wir ſtets umwölkt.
Uns giebſt du Frohſinn und dir iſt er fremd.
Iſt deine Pflicht gethan, ſo eileſt du
fern vom Gewühl des Lagers, unbegleitet,
ins einſame Gehölze. Geſtern noch —
— vergieb dem Freunde — folgt' ich heimlich dir;

in wilder, unbesuchter Gegend fand
ich meinen Franz am Ufer eines Baches,
und seine Thränen rollten in die Welle.

Franz.

(sein Gesicht an Eitelwolffs Busen verbergend.)

Mein Eitelwolff!

Eitelwolff.

Es hat mich tief bewegt.
O! deute mir des Auges düstern Schleyer.
Nichts hehle mir! — Mittheilung und Ergießung
in Freundes Brust, ist ja dem Leidenden
sonst Balsam, und nur du verschmähtest ihn?

Franz.

Freund! Laß mir meinen Gram, er ist gerecht,
vor meinem Richterstuhl, doch nicht vor fremdem.
Was ich besitze, Gut und Blut ist euer.
Hab' ichs den Waffenbrüdern nicht bewiesen?

Eitelwolff.

Das hast Du, Hauptmann.

Franz.

Nun! nur meinen Harm,
den ewigen, erlaubt mir, euch zu weigern.
Er kämpft für euch an eurer Spitze. Glaubts:
voran treibt er mich in der Feinde Schaar.
An seinem Arme trotz ich der Gefahr;

entreißt mir ihn, und kraftlos ſink ich nieder;
was ich verlor, bringt eine Welt nicht wieder.

Eitelwolff.

(einen Blick auf ein Gemälde, das der abgewendete Franz in dieſem Augenblicke hervorzieht.)

Ha! Hedwig, deine Gattin!

Franz.

Was du räthſt,
verſchwiege und bewahr' in deinem Buſen.
Verbirg den Waffenbrüdern dieſe Narbe,
die einzige! — Es hangt des Heeres Kraft
am Glauben auf des Herrſchers Ruhmbegierde.
Dem Schmerze abgeborgt, wird goldne That,
zum ſchlechten Bley. —

5.

Fritz von Kronberg. Vorige.

Fritz.

Die Rathsherrn, Hauptmann!

Franz.

Gut! ſie mögen kommen.

6.

Franz von Sickingen. Vorige. Zwey Rathsherrn von Reutlingen.

Franz.

Willkommen, weiſe Herren!

Reutlinger.

Ritter Franz,
Wir grüßen Euch im Namen unsrer Stadt,
und eines edlen Raths.

Franz.

Ich danke Euch.
Ich dank Euch zwiefach, denn der Städte Gruß
ist selten mir geworden. — Doch, sprecht frey.
Was führt Euch zu mir, ihr Herrn? was ist
des Ehrbar'n Raths Begehr?

Reutlinger.

Was wir begehrten,
hat Euer tapfrer Arm uns schon gewährt.
Vom Würtemberger Joch ist unsre Stadt
durch Euch befreyt; an unsern Thoren schwebt
des Reiches Doppel-Adler, teutscher Freiheit
verehrtes Sinnbild wieder: darum sendet
uns der Hochedle Rath, des Bundeshauptmann
den Dank zu zollen. —

Franz.

Ja, die Noth, ihr Herrn
ist wohl der Menschen bester Freund; sie führt
das Ungleichartigste zusammen; einigt rastlos
was Laun und Eigendünkel trennt und sondert.

Reutlinger.

(betroffen.)

Wie, Ritter?

Franz.

Ahn't nichts Arges; ja es wird
in Fried und Eintracht ſich der alte Neid
der Edlen und der Städter löſen; ſie
bedürfen ſich, das iſt das feſte Band. —
Der Teutſchen Freiheit Stützen ſind ſie beyde.
Euch frommet Ruh zum nützlichen Gewerb';
ſie zu erhalten ſchwingen wir den Speer.
So laßt uns denn, geknüpft zu Aller Wohl,
im Schutze des gemeinen Oberhaupts,
des biedern Kaiſer Max, ein jeder friedlich
ſein Weſen und ſein Handwerk fortan treiben.
Zwar ſind, ich weiß es, mir inſonderheit
die Städte abhold, von der Wormſer Fehde.

Reutlinger.

Ihr irrt Euch, edler Ritter.

Franz.

Sorget nicht.
Für Recht und Wahrheit nur zieht Franz
das Schwert!
Gewalt iſt Euch geſchehen. — Wir ſind Freunde!
Drum heiß ich herzlich Euch willkommen! Sprecht!
Was bringt Ihr neues?

Reutlinger.

Herzog Ulrich flieht.

Franz.

Der böſen That Bewußtſeyn wird er nicht
ſo leicht entfliehen; das Gewiſſen iſt
ein treuer Kamerad.

Reutlinger.

Noch eine Bitte
hat unſer edler Rath Euch vorzutragen.

Franz.

Was iſts?

Reutlinger.

Viel litt die Stadt vom Ueberfall
des Herzogs; ſchwere Steuer ward erpreßt.
Drum bitten wir, du wollſt in unſre Stadt
dein Volk nicht legen.

Franz.

So? gehts da hinaus?
Vorüber iſt die Noth, der Freund vergeſſen! —
Ein Kriegsmann bin ich; der weiß nicht zu heucheln,
drum unverholen ſag ich, mit Verlaub.
Wohlweiſe Herren, meines Herzens Meynung.
Seht! daß behagts euch Städtern, daß der Kriegsknecht
im Feld ſein Leben waget, Hitz und Froſt
und Durſt und Hunger duldet, wenn daheim
Ihr hinterm Ofen Eure Thaler zählet;

doch leben meynt ihr, könn' er von der Luft.
Und ist Euch nur ein Pfefferſack entkommen,
ſo ſoll das ganze heil'ge Röm'ſche Reich
zum Schwerte greifen.

Reutlinger.

So iſts nicht gemeynt.

Franz.

Frey ſprech ich, was mir wurmt; zurück bleibt nichts.
Drum ſorget nicht. — Nun ruhet aus, ihr Herrn!
Zum Mahle ſeyd ihr freundlich eingeladen,
nach Kriegsmanier; wir ſchmauſen nicht; es geht
aus armer Leute Beutel.

Reutlinger.

Edler Herr!
Wir eilen. Doch vergönnt noch eines Auftrags
uns zu entledigen vom weiſen Rath: —
daß Ihr mit Eurer Gegenwart die Stadt
beehren möget, unſrer Bürgerſchaft
die Freude gönnet, ihrer Freiheit Retter
in unſern Mauern zu verehren.

Franz.

Groſſen Dank!
Mich freut der weiſen Herren Höflichkeit,
und Eurer Bürger Liebe. Was für ſie,
hätt' ich für jeden Vergewaltigten
gethan, nach Ritterpflicht. — Ich werde kommen —

so bald's die Zeit gestatten will; doch jetzt
giebt's, wie Ihr seht, hier noch vollauf zu thun. —
Nun großen Dank und merkt Euch nur die Lehre:
Dem Kaiser hang ich an, und heil'gem Reich;
des Reiches Bürger sind wir alle; dieß
ist unser schönster Titel; möchten doch
die Fürsten und Gewalt'gen ihn verstehn!
Seht, darum zog ich aus, auf unsers Kaisers,
des theuern Max Geheiß, wie ich gelobte;
für Geld und Gut und eitle Ehre nicht.

(Die Rathsherrn ab.)

7.

Reisige. Vorige.

Reisiger.

Hier eine Botschaft aus des Herzogs Lager.

Franz.

(nimmt sie, leise zu Eitelwolff.)

Mein Gott! die arme Stadt!

Eitelwolff.

Was ist's?

Franz.

Noch heute soll,
so wills der Feldherr, Brand und Sturm beginnen.

Eitelwolff.

Wärs möglich!

(Ein anderer Reisiger bringt Eitelwolff eine Botschaft.)

Hauptmann! fremde Ritter sind
an Eurem Posten eben eingezogen.

(Reisige ab.)

8.

Franz von Sickingen. Eitelwolff.

Franz.

Mein Ulrich? Wär es möglich? Gott! mein Ulrich!

Eitelwolff.

Was sagst du?

Franz.

Wie? du weißt noch nicht? — Mein Ulrich,
mein Hutten kommt!

Eitelwolff.

Schön! doch er ist es nicht.

Franz.

(traurig.)

Nicht?

Eitelwolff.

(der indeß gelesen hat.)

Ritter sinds vom Hof aus Frankreich; sind
gesandt vom König Franz; so meldet man.

Franz.

Er ist mein gnäd'ger Herr.

(zu einem nahe stehenden Ritter.)

Heißt sie willkommen!

Eitelwolff.

Mit neuem Glanz wird dieſe Botſchaft dich
umgeben.

Franz.

Wohl mit neuem Neid und Feinden.

Eitelwolff.

Hat Ritter Sicking dieſe je — gefürchtet?

Franz.

Des Ruhmes Flamme leuchtet andern nur;
Kein Strahl fällt tröſtend in das dunkle Innre.

9.

Franz von Sickingen. Eitelwolff von Stein. Friz von Kronberg. Andre Ritter. Die Geſandten von Frankreich: Ritter von Fleuranges, Grammont und zwey Begleiter.

Franz.

Willkommen, edler Ritter von Fleuranges!
Willkommen, Ritter Grammont, und Ihr Herren!
Hochherrlich ehrt mich Euer großer König,
daß er des Adels Krone abzuſenden,
mich würdiget.

Fleuranges.

Sehr edler Sickingen,
Wir grüßen Euch und freuen herzlich uns,

des Wiederſehens. Drum erbaten wir
uns von dem Könige die Bothſchaft ſelbſt.

Franz.

Das doppelt meine Freude. Seyd willkommen!
Nun ſprecht, was iſt wohl meines gnädigen Herrn
Geſinn und Wille?

Fleuranges.

Seit wir zu Amboiſe
beiſammen waren, liebt der König Euch.
Vom alten Sinn der edlen Ritterſchaft
erglüht, Ihr wißts, der königliche Jüngling.
Am edlen Sicking fand er ſeinen Mann;
an ſeinem Ruhme hänget er mit Liebe.
Ihm brachte Fama, die geflügelte,
zu langſam noch des teutſchen Ritters Thaten.

Franz.

Des Franzmanns Artigkeit iſt mir bekannt.
Auch fühl ich tief des Königs Gunſt; doch arm
an Worten iſt der Teutſche, reich ſein Herz.

Fleuranges.

Glaubts! Ihn verdreußt, daß Ritter Sickingen
nicht als Vaſall Ihm angehört; drum wünſcht
durch Freundſchaftsbande er ihn zu verknüpfen.

Franz.

Wohl hat er Recht, der königliche Held;
denn feſt knüpft nur der freie, innre Trieb

nach Einigung. — Hoch pocht mir zwar das Herz
bey dieſem ehrenvollen Antrag', doch
nicht ſoll des Krieges eitle Ruhmbegier
des Glückes Laune, eure Höflichkeit,
des Edelmannes Wahrheitsſinn beſtechen.
Des Königs angebohrner Mildigkeit,
nicht meinem Thun, verdank ich dieſe Gunſt.

Fleuranges.

Ihr wißt, dem heil'gen Reiche war er ſtets
mit Huld und Gnade zugethan; drum will
er ſeiner Freiheit Stütze freundlich feſſeln.
Mit dieſer Gnadenkette, dem Symbol
der Freundſchaft, Euch zu zieren, ſandt er uns.
Empfangt es denn aus meiner Hand; im Namen
des Königes von Frankreich und Navarra!

(er hängt ihm die Gnadenkette um.)

Franz.

Mit ſtärkern Ketten hat der Edelſinn,
die Anmuth dieſes königlichen Helden
mich längſt umwunden! Der Unwürdigkeit
demüthig eingedenk, nehm ich es an.
Und Seiner Majeſtät mit Gut und Blut
zu dienen, bleib ich ſtets befliſſen.

Fleuranges.

Dies
erwartet er von Sickings Biederſinne.

Auch zeigt sich eben jetzt Gelegenheit
es zu erproben.

Franz.

Sprecht! sie ist willkommen.
Von wenig Worten ist der Teutsche; doch
er handelt.

Fleuranges.

Seiner Majestät ward jüngst
verkündet, daß Ihr einen Waarenzug
von Mayland weggenommen. Eigenthum
französischer Vasallen. Darum fodert
er Rückgab' und Entschädigung; versieht
sich freundlicher Willfahr, nach Billigkeit;
und daß Ihr die unrechtliche Gewalt
ohn anders abthut.

Franz.

Edler Ritter Fleuranges!
Mein Herr und König ist nicht wohl berichtet.
Unrechtlicher Gewalt hat Sickings Arm
sich nie verdungen. Teutsche Handelsleute
aus Augsburg klagten bitterlich; es werde
rechtmäß'ge Foderung an die von Mayland,
längst eingeklaget, ihnen vorenthalten;
das Recht verweigert. Teutsche Bürger sind sie.
Des Landsmanns Beystand foderten sie auf.

So wars! Dem teutſchen Land gehör' ich an;
den Brüdern konnt' ich Hülfe nicht verſagen.

Fleuranges.

Wie, Ritter Sickingen?

Franz.

Mich kennt der König.
Er weiß es; ſchweigen muß des Edlen Herz;
wo Pflicht und Ehre ſprechen.

Fleuranges.

Unbegreiflich!
Der Treue erſtes Merkmal weigert Ihr?

Franz.

Ich weigre nichts, mir weigerts Ehr und Pflicht.

Fleuranges.

Dies hat mein Herr und König nicht erwartet.

Franz.

Der ächten Ritterſitte Kundiger,
Beſchützer, Freund iſt Er, Er richte mich.

Grammont.

Wie? Frankreichs Unterthanen greift Ihr an?
Des Königs Schutz verachtet Ihr? Es will
mit Frankreichs Macht ſich Franz von Sicking
meſſen?

Franz.

Ein teutſcher Mann iſt Franz von Sickingen;
was er gethan, wird er behaupten.

Die Ritter.

Ja!

Grammont.

Ich rath Euch, reizt nicht des Monarchen Zorn.

Franz.

Mit königlicher Gnade war er mir
bis jetzt gewogen; ſchmerzlich wär' die Wunde!
Doch was der Würde, was dem Vaterland
der teutſche Edle ſchuldet, darf er nicht
verrätheriſch vergeſſen.

Grammont.

Dafür zahlte
der König Euch den Jahrgehalt?

Franz.

Mir gab ihn
der königliche Freund; als Freundes Gabe
nahm ich ihn an und nicht als Knechtes Sold.
Nimmt er den edlen Stempel dieſer Münze;
ſo nehm er ſie zurück! Der freye Mann
trägt niemals Feſſeln, wären es auch goldne.

(Geräuſch und Gemurmel zwiſchen den franzöſiſchen und teutſchen Rittern.)

Fleurange s.

Brecht ab! Es fliegt pfeilſchnell das raſche Wort
und trägt, ihm gleich, nur Unglück in die Ferne.
Mit friedlich-freundſchaftlicher Botſchaft ſind wir
geſandt, drum laßt uns freundlich-friedlich ſcheiden.

Beruhiget den König, edler Ritter!
Er liebt, er schätzt Euch; Achtung schuldet ihr
dem mächt'gen Herrscher Frankreichs. Vergewaltigt
sind seine Unterthanen; stellt, ich bitte,
die Unbild ab!

Franz.

Gerechtigkeit verleihe
der König Teutschlands Bürgern, edler Marschalk.
Mehr fodr' ich nicht.

Fleuranges.

Wohl! — Das genommne Gut
stellt Ihr indeß zurück.

Franz.

Zurücke? Nein, Fleuranges!
Nur vorwärts schreitet Sickingen, nie rückwärts.
Verachtung träfe mich! — Fragt meine Brüder.
(Sich an die Ritter wendend.
Sprecht! wär ich dann noch Eurer Achtung werth?

Sickelwolff.

Was Er gethan, behaupte teutscher Muth.

Fleuranges.

Was ich vernahm, verkünde ich dem König.
Zur Schiede mag die Sache dann sich neigen.

Franz.

Wills Gott! Und Ihr, sehr ehrenwerther Freund! —
Nun lebt Euch! Meinem gnäd'gen Herrn, dem König
schreib ich indeß, und dank ihm seine Huld.

Fleuranges.

(ihm die Hand reichend.)

Auf Wiedersehn!

Franz.

Auf freundlich Wiedersehn!

(Die französischen Ritter gehen ab, von einigen teutschen begleitet.)

10.

Franz. Vorige.

Franz.

Nun, Brüder! That ich recht?

Alle.

Es lebe Franz!

Es lebe unser edler Waffenbruder!

11.

Vorige. Ein Knappe tritt ein.

Knappe.

Ein fremder Ritterzmann ist außen.

Franz.

Was begehrt er?

Knappe.

„Ein frey Geleit in Sickings Arme!“ spricht der wunderliche Mann.

Franz.

(in Entzücken.)

Mein Hutten!

(aus dem Zelte stürzend.)

12.

Ulrich von Hutten.

(n seine Arme.)

Ja! er iſts!

Zweiter Akt.

(Morgendämmerung. Gegend am Mayn, vor der Sickingiſchen Burg Ebernburg.)

1.

Beda; auf der Thurmaltane der Burg.

Entwichen ſind die Sternlein; meine Freunde
verlaſſen mich! Schon hüllet ſich die Fluth
in ihren Morgenſchleyer. — Wehe mir!
Der Tag erſcheint, der grämliche, der nie
mir meinen Liebling zeiget! - Raymund! Raymund!
Vergebens! ſeinen Namen tönet nur
das Ufer wieder. — Arme, arme Beda! —
Ha! „Beda!“ rief es! Ach! du täuſcheſt mich,
grauſamer Wiederhall! — Ich hoffe nichts.
Er kommt nicht mehr. — Vielleicht n i e mehr! —
Entſetzen!
Nein! nein! Unmöglich! Es bürgt mir ſein Schwur.
Doch wenn ein Unfall? —

(eine Hirtenflöte in der Ferne.)

Still! Willkommne Laute!
Er iſts! Er iſts! — Mein Raymund!

2.

Raymund, am Fuße der Altane. Beda.

Raymund.

Meine Beda!

Beda.

Du biſts?

Raymund.

Dein Raymund.

Beda.

Stunden harr' ich ſchon.
Im Sternenglanze hofft ich dich zu ſehn;
Nun hüllt der Morgen neidiſch dich in Duft.
Wo weiltest du?

Raymund.

Ins ferneſte Gebirge,
der Herr befahls, mußt ich die Heerde führen.
So eben ziehn wir heim.

Beda.

Was litt' ich nicht?

(man ruft von innen Beda.)

Hilf Himmel! meine Muhme! — Theurer Ray-
mund,
O bleib, verzeuch!

Raymund.

Und wenn man mich gewahrt?

Beda.

Nein! nein! der Morgen iſt der Liebe hold;
auch wacht noch Niemand in der Burg. —
(von innen: „Beda! Beda!“)
O weile!
Ich zitterte, nicht mehr dich hier zu ſehen.
Vielleicht nie mehr!

Raymund.

Wie?

Beda.

Jürge ſagt: den Vater
erwarte man; auch meinen Bräutigam,
vielleicht —

Raymund.

Ich bin verloren!

Beda.

Dir gehör ich an.

Raymund.

Ein armer Hirt' iſt Raymund und nichts weiter.

Beda.

Du täuſcheſt mich! woher dein hoher Sinn?

Raymund.

Des Kirchſpiels Pfarrer nahm mich auf; erzog
mich. —
O laß mich fliehen!

Beda.

Nimmermehr! Erſcheine
in dieſer Nacht, iſt dir mein Daſeyn werth.
Viel ſag ich dann dir von dem guten Vater.

Raymund.

Ein Knecht wagt's Sickings Tochter zu begehren?
Man kömmt! — Leb wohl! —

Beda.

Wohin?

Raymund.

In Krieg und Tod!

Beda.

(man ruft den innen: Beda! Beda!)
Weh mir!

Raymund.

Leb wohl! auf ewig lebe wohl!
(er entfernt ſich.)

3.

Beda. Hedwig.

Hedwig.

Wo ſteckſt du? Tochter! Was führt dich ſo früh
auf unſre Burgaltane?

Beda.

Liebe Muhme,
der ſchöne Frühlingsmorgen lockte mich.

Hedwig.

Rauh iſt der Morgen; vom Gebirge weht
die Luft unfreundlich. Sieh nur jene Nebel!

Beda.

Sie ächt' ich nicht; ein einz'ger Flammenblick
zerſtreuet ſie.

Hedwig.

Gar recht, mein Töchterlein!
Dem Tag zuvor zu eilen ziemt der Hausfrau;
und Gold im Munde, ſpricht man, hat der Morgen.
Doch zart und kränklich iſt ja meine Beda.
Auch giebts im Hauſe manche nachzuſehen.
Der Dirnen keine fand ich an dem Rocken.
Zur Morgenſuppe haben ſich die Knechte
ſchon eingefunden; doch der Heerd iſt kalt!
Vorüber geht die Zeit, und alles lahmt,
und alles ſtockt, du ſiehſt es ja, wenn wir
uns nicht betriebſam rühren.

Beda.

Gute Muhme!
Verzeiht [illegible]eſimal; dieſes Stündlein gönnt mir;
der Nacht entwand' ichs, doch ich will bei Tage
der Wirthſchaft treulich warten.

Hedwig.

Haußlich, emſig,
iſt meine gute Beda; doch ihr fehlt
der Arbeit Würze, froher Muth. Das härmt mich.

Im Kämmerlein trifft man dich oft verſchloſſen;
und öfter noch in deiner Mutter Gruft.
Der Mägde muntres Lied lockt nicht am Abend
dich in die Rocken-Stube. Stille ſuchſt du
und Einſamkeit, gleich einer Kloſterfrau.

Beda.

Die ſind wohl glücklich, denn ſie leben ſich.

Hedwig.

Nicht alſo, Liebe! will es unſer Schöpfer;
Dem Mann, den Kindern leben ſoll das Weib;
in Zucht und Ordnung dann das Regiment
im Hauſe führen, daß ihr ſchönes Licht
den ganzen Kreis der ihrigen erleuchte.
So denn auch meine Beda! — Sechszehn Sommer
ſind nun vorüber. Mancher edle Ritter
hat ſchon um dich gefreyt; wie lange noch,
ſo flecht ich deinen Brautkranz.

Beda.

(erſchrocken.)

Wie? ihr glaubt? —

Hedwig.

Dein Vater wünſcht es.

Beda.

Gott!

Hedwig.

Jüngſt ſchrieb ich ihm
von deinem traurig ſtillen Weſen —

Beda.

Muhme!

Das thatet Ihr?

Hedwig.

Er fragte.

Beda.

Guter Vater! —

Ihr habt ihn sehr betrübt.

Hedwig.

Er meynte denn

der Bräutigam werd deine Wehmuth stillen.

Beda.

(außer sich.)

Der Bräutigam? Und welcher?

Hedwig.

Davon schwieg er;

Ein edler Kriegsgefährte wohl.

Beda.

(ihre Thränen verbergend.)

Weh mir!

Hedwig.

Wie? du erbleichest! Heilige Maria!

Was fehlt dir?

Beda.

Ach! mein Vater wird sich härmen.

Des guten Vaters Schmerz bekümmert mich.

Hedwig.

Erheitre dein Gemüth; mit frohem Sinn
empfang' ihn, wenn er kömmt.

Beda.

Er kömmt! Er kömmt!
Er ſchrieb's Euch?

Hedwig.

Das nicht; noch liegt er vor Stuttgardt.
Doch glaub' mirs, nächſtens wird in Ebernburg
er einziehn; dreimal ſah ich ſchon im Traume
zwei Störche ſchweben über unſerm Thurm;
und das bedeutet Wiederkunft der Seinen.

Beda.

O daß er käme!

Hedwig.

Wohl! doch nicht zu bald;
denn noch iſt nichts geſcheuert, nichts geordnet;
und Reinlichkeit, du weißt's, liebt Bruder Franz.

Beda.

Rein findet er dies Herz, und rein das Grab
der guten Mutter; der geliebten Gattin.
In meinen Thränen hab' ich es gebadet.

Hedwig.

Still, gutes Töchterchen! ich bitte dich!
(Blaſen des Thurmwächters.)
Hörſt du? des Thurmes Wächter bläſt! — Wer

weiß

ob eine Botschaft nicht von ihm? — Mein Traum!
Ich frage! — Folge, Nichte! spät ists schon;
auch hohe Zeit, das Linnen auf die Bleiche
zu breiten.

Beda.

Augenblicklich!
(Hedwig ab.)
Raymund! Raymund!

4.

Lager vor Stuttgardt.

Franz von Sickingen. Ulrich von Hutten.
(im Gespräch.)

Franz.

Bei Gott! zu schnell hast Du nach solchen Leiden
den Zug gewagt. — Du stiehlst mir ja den Dank;
denn grollen möcht ich mit Dir.

Ulrich.

(ihn umarmend.)
Franz, versucht!

Franz.

Die blasse, eingefallne Wange, dieses Aug',
das tief verborgene, aus dem mit Müh,
des Geistes-Strahl sich drängt, mein Ulrich, hättest
Du mir nicht bringen sollen. Es betrübt mich.

Ulrich.

Ein reines Herz, gesunden Sinn, bring ich
dem Freunde, Traulichkeit und frohen Muth:

für Freiheit, Wahrheit, Recht, an ſeiner Seite
zu kämpfen und zu ſterben.

Franz.

Wohl! willkommen,
dreimahl willkommen wäre mir der Tod
an meines Ulrichs Seite; lange noch
bedarf die Wiſſenſchaft, das Vaterland
des hohen Geiſtes; darum ſchone dich.

Ulrich.

Geſund verließ ich Augsburg; unterwegs
warf mich ein furchtbar Schauſpiel kraftlos nieder.

Franz.

Dich?

Ulrich.

Jetzt erſt wird mein guter Sicking grollen;
denn ſelbſt ſuche' ich das Ebentheuer auf.
Der Rache Glut, des Schmerzes tiefe Wunde
Drang der Vernunft die kühne Probe ab.
Gen Eßlingen zog ich; dort liegt, du weißt's,
Johann von Hutten, der Ermordete.
Den Sarg ließ ich mir öffnen.

Franz.

Gott! was thatſt du?

Ulrich.

Da lag ſie nun, des edlen Vetters Leiche;
noch unverſehrt, noch kennbar, unentſtellt,
des Biedern Antlitz! — Und vier Jahre ſinds.

Ich zählte seine Wunden; leblos sank
ich an dem Sarge nieder. Plötzlich flog
des Leides Gluth in helle Flammen auf.
Mit der Verwesung rang ich zürnend; schleudert'
hinweg die Schlangen, faßte seine Hand!

Franz.

Entsetzlich! Ulrich! Ulrich!

Ulrich.

Schwur auf ihr
Haß dem Tyrannen, seinem Mörder, Haß!
Gelobte: Rache, furchtbar und unsterblich.
Ohnmächtig riß man mich hinweg, es grub
sich tief der Anblick in das wunde Herz.

Franz.

Nicht klug hast Du gehandelt, lieber Ulrich.
Bei Gott! nicht recht; Dein Feuergeist bedarf
nicht dieses Oels.

Ulrich.

Ja wohl! Ich weiß es;
Doch zürne nicht. Den Leib hat es geschwächt,
den Geist gestärkt! Sieh! diesen neuen Aufruf
an Teutschlands Edle, an des Bundes Krieger,
schrieb ich mit Flammenzügen nieder; Flamme
soll er in jeden Busen gießen, der
für Tugend schlägt, dem Unschuld heilig ist.
Im Heer vertheile ihn. Vielleicht ergänzt er
des Armes Ohnmacht.

Franz.

Wohl iſt Huttens Geiſt
ein mächt'ger Bundsgenoſſe. Allgewaltig
beweget er der Leidenſchaft Gewäſſer
nach ſeinem Willen. Drum bewahre er
die morſche Hülle zu der Brüder Wohl.

Ulrich.

Wer mag der Wahrheit ernſte Rede hören?
Doch meines Sickings Arm verleih ihr Kraft.
Des Bubenſtückes nähere Entwicklung
empfing ich erſt, ſeitdem zum letztenmahl
wir uns geſehen.

Franz.

Unſern Waffenbrüdern,
ich bitte Dich, verkünde Du ſie ſelbſt.
Vergeſſen iſt die That! — Es hängt, du weißt's,
das Laſter frech ſich an den Arm der Zeit. —
Nicht Frevel an dem Bund alleine, auch des Freundes,
auch des Genoſſen Mord zu rächen, ſind
wir hier. Daran erinnre ſie;
Dies werde ihnen kund. — Sie ſind verſammlet;
Denn heute noch beginnt der Sturm der Stadt.
Ich ruffe ſie. Mit neuem Muthe wird
ſie Huttens Feuerrede dann entflammen.
Sieh! da kommt Eitelwolff.

5.

Eitelwolff von Stein. Vorige.

Ulrich.
(ihn umarmend.)
Mein Eitelwolff!
Wohl mir, daß ich Dich wiederſehe! Längſt
entbehrt' ich Deines Rathes, Deiner Lehre.

Eitelwolff.
Dir fehlte nichts, doch uns Dein reger Geiſt;
und unſern Franz, dem Trauernden, Dein Herz.

Ulrich.
(zu Franz.)
Du grauerſt noch, und mir verbärgſt Du's? —

Franz.
Nein!
Dein iſt was ich beſitze. Nichts iſt theurer,
nichts mir ſo koſtbar, als mein Harm. — Ich werds
mit meinem Hutten brüderlich ihn theilen.
Doch jetzt ruft höh're Pflicht uns beide. Eitelwolff:
an unſern Bund ſchließt ſich der edle Bruder;
Nicht ſeinen Arm allein, auch ſeinen Geiſt,
der Rede Feuerkraft will er uns leihen.
Des Herzogs Mord an ſeinem theuren Vetter
Johann, iſt nun erwieſen. Dieſe Schrift
zerreißt den Schleyer, den der knechtſche Höfling
um dieſe Schandthat warf. Zur Rache fodert
er Teutſchlands Edle auf. — Vertheile ſie

im Heer; es finde nun der flücht'ge Mörder
in jedem Freund der Unschuld seinen Feind.

Eitelwolff.

Wohl!

Franz.

Die Hauptleute rufe, daß sie selbst
aus Huttens Mund des Frevels Deutung hören.

Eitelwolff.

Versammlet sind sie schon, zum nahen Sturm
die Weisung zu empfangen; denn noch zögert
der Rath die Antwort.

(Eitelwolff ab.)

6.

Franz. Ulrich.

Ulrich.

Stürmen wollt Ihr Stuttgardt?

Franz.

So will's der Feldherr Wilhelm.

Ulrich.

Und entflohen
ist Herzog Ulrich? Seine Freveltat
soll nun der Bürger büßen? Was hat er
verbrochen? Was der Säugling, was der Greis,
die nun der Flamme blinde Wuth verzehret?

Franz.

Mit Gott laß uns nicht rechten, lieber Ulrich.
Erst dort löst sich der Weisheit hohes Räthsel.

Ulrich.

Doch jammert mich die gute Stadt; auch Reuchlin
die Zierde Teutschlands, ist ja Stuttgardts Bürger.

Franz.

Wie? Reuchlin! Meiner Jugend treuer Führer,
mein Lehrer und mein Freund in Stuttgardt noch?

Ulrich.

Verleih ihm Schutz.

7.

Franz; zu Eitelwolff der so eben eintritt.

Des Doktor Reuchlin Haus,
laß Dir bezeichnen; daß kein Schuß es treffe;
und kommts zum Sturm, so gieb ihm salva guardia.

Ulrich.

Ins Lager ruf ihn, ehe noch der Sturm
beginnt.

Franz.

Wird er auch kommen?

Ulrich.

Ja, er liebt Dich.
Ich selbst geleite ihn zu Dir.

Eitelwolff.

(zu Franz.)

Die Ritter.

7.

Die Hauptleute von Franz von Sickings Heere. Vorige.

Franz.

Hauptleute! edle Brüder! Vetter Hutten
hat ſich, Ihr ſehr's! zu unſerm Bund geſellt.

Hauptleute.

Willkommen Hutten!

Ulrich.

(ihnen die Hand drückend.)
Herzlich grüß ich Euch.

Franz.

Ein edler Trieb beſeelet ihn; Er kommt
Johanns, des Vetters des Ermordeten,
des Adels, der Genoſſen Schmach zu rächen;
zu ahnden den verruchten Meuchelmord.
Klar iſt ſie nun die ſchreckenvolle That.
Hörts von ihm ſelbſt.

Ulrich.

Genoſſen! Freunde! Brüder!
Nicht Schmucks bedarf die einfache Erzählung;
Als Redner wird der Schmerz gebohren! Klar
iſt's nun: der Herzog iſt des Vetters
Mörder.
Ergraut in ſeinem Dienſt war Ludwig Hutten.
Nach Ruhe ſehnte ſich der edle Greiß.

Zurück vom Hofe zog er ſich; ihm drang er,
den Liebling, ſeinen Johann, ab.
Bald ward er ſein Geſpiele, ſein Vertrauter.
Zum Weibe nahm der Diener, Conrad Thumbs,
des Marſchalks Tochter, eine edle Jungfrau,
holdſel'gen Angeſichts. Sie ſah der Herzog;
entbrannte von unkeuſcher Leidenſchaft;
der Pflicht, der Würde, ſelbſt der Freundſchaft Bande
zerreißt er frevlend; ſtrebt des Freundes Gattin
mit buhleriſchen Künſten nach; Gewalt
verſucht er; doch Johann, der edle Vetter
bewahrt des Weibes Ehre und die ſeine;
den Fürſten will er retten und das Land;
Entlaſſung fodert er in ſeine Heimath.
Sie wird bewilligt; doch verrätheriſch
lockt ihn der Fürſt vorher zu einer Jagd.
Im Wald bey Böblingen umringen ihn
gedungne Mörder — und an ihrer Spitze
der Herzog ſelbſt.

Hauptleute.

O ſchändlich!

Ulrich.

Johann fällt,
Zerſtückt wird ſeine Leiche! ich, ich ſah' ſie!

Hauptleute.

Abſcheulich!

Ulrich.

Triumphirend kehrt er heim.
Noch klebt des Freundes Blut an ſeinen Händen
und ſchon umſchlingt er deſſen Wittwe; ſchon
liegt ſie, die Buhlerin, an ſeinem Buſen!

Ritter.

Verruchte That!

Andere Ritter.

Verwünſchter Meuchelmord!

Ulrich.

Johann von Hutten hieß er; war ein edler,
ein teutſcher Mann! und unſer Schildgenoſſe.
Treu diente er dem Fürſten; treu ſein Vater.
Ihr Lohn war Tod! dem Sohne folgt der Greis.
Vier Jahre ſind es, Brüder! und zum Himmel
ruft laut der Unſchuld Blut um Rache; doch
vergebens! Tapfre Brüder! ſprechet, iſt's
dahin mit teutſcher Freiheit ſchon gekommen,
daß man den Edlen ungeſtraft erwürget?
Wohlan! ſo ſtürzt die Wappenſchilder um,
in Boy verhüllt der edlen Ahnherrn Bildniß!
Doch rollt noch teutſches Blut in Eurey Adern,
ſo rächt des Adels, des Genoſſen Schmach!

Ritter.

Bey Gott! das wollen wir!

Andre Ritter.

Wir ſchwören's!

Andre Ritter.

Auf,
dem Flüchtling nach!

Ritter.

Auf! auf!

Ulrich.

(mit Schwärmerey emporblickend.)

Mein Vaterland!
Kein Traumbild meiner kranken Phantaſey;
nein! nein! Du biſt! — In dieſem ſchönen Kreis
find ich dich wieder. Und in Deinem Schooße,
in ihren Armen iſt dem freyen Mann
der Tod willkommen. — Auf zum Kampf!

Ritter.

Auf! auf!

(ſie ziehen die Schwerdter.)

Franz.

(zu Eitelweiß.)

Es donnre das Geſchoß auf Stuttgardts Mauern.
Den Herold ſendet! Heute fodr' ich noch
die Schlüſſel, oder ſchwer ſoll meine Rache
des Herzogs Räthe treffen.

9.

Ein Reiſiger. Vorige.

Reiſige zu Franz.

Herr! Abgeordnete der Bürgerſchaft
ſind an dem Lager; flehen, Euch zu ſprechen.

Franz.

Die Schlüssel bringen sie?

Reisige.

Nein!

Franz.

Weißt sie ab.

Von Uebergabe kann ich jetzt nur hören.
So will's der Feldherr, Herzog Wilhelm.
(zu den Rittern.)
Kommt!
Die Thore wollen wir nun selbst uns öffnen.

10.

Ulrich; an seinem Arm Reuchlin. Vorige.

Ulrich.

(Reuchlin in Sickings Arme führend.)

Hier, Franz, Dein Freund!

Franz.

(in Reuchlins Arme.)

Ihr seyd's, mein theurer Lehrer!
Wohl mir, ich schließe Euch in meine Arme.

Reuchlin.

O schöner Lohn! Es liebt mich Teutschlands Held;
Es liebt mich Franz von Sicking noch!

Franz.

Dein Schüler!
Dir dankt er, was er ist; von Dir empfing
er mehr als von den Ahnherrn, eignen Adel.

Dem Sumpfe gleich, ſteht das kunſtleere Daſeyn;
der Wiſſenſchaften reiche Quelle giebt
ihm Leben und Bewegung; freudig ſtrömt
es nun durch die beblümte Aue. — Brüder!
Seht, dieſem Mann verdank ich Eure Liebe;
zum Edelmanne hat mich er erhoben.
Mit ſtolzem Dank drück ich ihn an die Bruſt.

Reuchlin.

Beſchämt ſteh ich vor dieſen edlen Rittern;
vom Schüler borgt den unverdienten Ruhm
der Lehrer. Mich beſtrahlet Sickings Glanz.
Wer iſt der Schuldner? — In des Edlen Bruſt
gewahrte ich den Götterfunken, wärmte
an ſeinem Feuer mich; das iſt es alles.

Ulrich.

Erhabner Kampf der Tugend und der Weisheit,
in dem die Gegner wechſelſeitig ſich
den Lorbeer reichen! Er verherrlicht beide.

Franz.

Nicht ihn hört, Brüder! den beſcheidnen Greis,
des Daſeyns Freuden lehrt' mich er genießen;
des Lebens Müh' ertragen; ſorgſam ſchritt
ſein Geiſt beſchützend neben mir. Mein Reuchlin,
mein edler Führer! Womit lohn ich Dir's?

Reuchlin.

Verdient' ich Lohn, es hatt' ihn längſt die Stunde,
die ſchönſte meines Lebens, abgetragen.

Franz.

Was wünſcheſt Du? was fehlt Dir? Soll ich denn
aus meinen Armen traurend Dich entlaſſen?
Des Danks Bedürfniß grubſt Du in mein Herz.

Reuchlin.

Den Wiſſenſchaften leb' ich einzig längſt;
und eiferſücht'ge Freundinnen ſind ſie.
Du liebſt mich, Teutſchland Dich; ich bin beglückt.
Doch ſoll ich bitten, ſey's für meine Brüder;
für Stuttgardts Bürger; ſchuldlos dulden ſie.

Franz.

Des Deinen Abdruck iſt mein Herz! Dich frage,
ob mich ihr Schickſal jammert; doch ihr Herzog
kann's einzig enden.

Reuchlin.

Er hat uns verlaſſen.
Die Stadt zu übergeben, ſind ſie willig.
Doch Sicherheit für Eigenthum und Habe,
für Weib und Kind, erflehen ſie durch mich,
von Teutſchlands Retter.

Franz.

Wohl! Dir ſey's gewährt.
Doch wem ſie's danken, mag der Herzog wiſſen.

Reuchlin.

Dank, Dank Dir! edler Ritter! Königlich
belohnſt Du mir der Vorzeit ſchwache Mühe.

Franz.

(zu Sitelwolff.)

Es schweige das Geschütz! Zum Feldherrn eile,
meld' ihm, was Du vernahmst; ich folge nach.

(Sitelwolff ab.)

Franz.

(zu Reuchlin.)

Nun, guter Greis, nun raste bey mir aus;
im traulichen Gespräche laß uns laben.

Reuchlin.

Die Bürger beben, Herr entlasse mich;
als Friedens-Engel laß zurück mich kehren.

Franz.

(ihn umarmend.)

Ja, Vater! dieser Freude bist Du werth.
Drum ziehe hin, bald seh' ich dort dich wieder.

Reuchlin.

(freudig.)

In meiner Hütte?

Franz.

In der Weisheit Tempel.

(Reuchlin ab.)

II.

Ulrich und Franz.

Ulrich.

Entzückt horcht' ich dem Lehrer und dem Schüler.
O welch ein Mann ist Franz! Mein Franz!

Franz.

Geliebter!

Dein Beifall iſt mein Werth.

Ulrich.

Erhabner Gott!

Groß iſt Dein Abbild in dem guten Weſen!

Franz.

Schon ſah ich traurend dieſe Stadt in Aſche,
der Mütter, der beſorgten, Klaggeſchrey,
der Kinder ängſtlich Wimmern, füllte ſchon
mein ſcheues Ohr. — Wohl mir, ſie ſind gerettet.

Ulrich.

So denkt der wahre Kriegsmann. Edler Franz!
Dir nachzuklimmen laſſ' auch mich verſuchen.

Franz.

Mit hoher Geiſteskraft begabte Dich
der weiſe Schöpfer; mir gab er nur Stärke;
Verachtung der Beſchwerden, reinen Sinn.
Das iſt zu andrer Glück nicht viel; von Dir geleitet,
von Deinem Geiſt beſeelt, kann viel es werden,
zum Heil des Vaterlands. Drum laß uns feſt
und immer feſter noch das goldne Band
der Freundſchaft und der Bruderliebe ſchlingen.
Längſt pflegte — länger kann ich's nicht verhehlen —
mein Herz den ſchönen Traum, mich unzertrennlich
an Dich geknüpft zu ſeh'n.

Ulrich.

Warum nur Traum?

Sprich offen.

Franz.

Wird mein Hutten mich verstehen?

Ulrich.

(mit einem Handschlag.)

Er wird!

Franz.

(mit abgewandtem Gesicht.)

Ich war vermählt.

Ulrich.

(ihn wehmüthig betrachtend.)

Noch unvernarbt

ist diese Wunde?

Franz.

Hedwig! theure Hausfrau!

Mein Daseyn hob dein Tod aus seiner Wurzel;
Noch treibt der Stamm, doch Blätter nur, nicht Blüthen.
Ihr Ebenbild ließ sie, die sorgsame
Gefährtin, dem Verlassenen zurück.

Ulrich.

Ich fasse Dich.

Franz.

Aus ihrem Grabe hob
Ein kleiner Engel kindlich sich empor.
Allmählich dehnte sich die Glanzgestalt;

Als Hedwigs Zwillingsſchweſter, die Verklärte
ſank — Beda an des Vaters Buſen.

Ulrich.

(von ſeinen Gefühlen überwältigt, in Franzens Arme ſinkend.)

Franz!

Franz.

An ihrer Mutter Grabe hangt ſie trauernd.
Es ſenkt die Lilie blühend dort ihr Haupt.
Sie welkt dahin, der Jugend Blumenaue
berühret kaum der ſtets gehob'ne Fuß. —
Dem Manne, dem Geliebten nur gelingt es,
die Sehnende umfangend aufzuhalten.
Dir, dem gekrönten Sänger, Dir allein,
kann es gelingen. — Längſt erkohr ich Dich
zum Sohne; mich zu Deinem Vater!

Ulrich.

Franz!
Der Wiſſenſchaft weiht ich mein kränkelnd Daſeyn;
Ein armer Teufel bin ich auch; das weißt Du.

Franz.

An Haabe wohl; die ſchenkteſt Du den Brüdern;
Doch reich an Edelmuth.

Ulrich.

Wund iſt mein Herz.
Der Minne Kunſt nicht kundig hat Dein Hutten
Dem Hausſtand längſtens abgeſaget; ihm
frommt ſorgenloſe Freiheit nur.

Franz.

Des Mannes Ernst
zu mildern, den Rastlosen abzuspannen
vom Joch der Arbeit, seiner Mühe Schweiß
zu trocknen, Grämlichkeit, den bösen Geist,
zu bannen, gab der Himmel ihm das Weib,
die kosende, die sanfte Dulderin.
Freund! kenntest Du des Vater-Standes Freuden,
der stillen Häuslichkeit bescheidnes Glück;
erwärmen müßten sie die edle Brust.
Vom Panzer war die meine stets umgeben;
den Waffen lebt' ich und der rauhen Fehde;
doch tröstend steht das längst gebleichte Bild
an meiner Seite noch und hilft mir dulden.
Am Pulte sitzest Du in ernster Stille;
da kletert dann ein kleines, naisenweises,
goldlockigtes Geschöpf an Dir hinauf.
Verwischt mit Einem Händchen, was Du mühsam
für Welt und Zeit gebohren; mit der andern
an Deinen Wams sich klammernd, guckt es Dir
mit großen blauen Aeuglein keck ins Antlitz,
noch Beyfall fodernd für den losen Streich!
Dort bringt die Wärterin den rüst'gen Knaben,
den Jährling; ruft ihm: „Kennst du deinen Vater?“
Wild beugt der Junge sich nun vorwärts, stürmt
der Jugge Band zu lösen; alles lebt
und webt an ihm! Zum ersten Mal

erpreßt er den willkommnen Laut; es trocknet
die Mutter horchend an dem Rocken, ſich
die Freudenthräne. — Sieh! das wollt'ſt Du miſſen?

Ulrich.

Tief haſt Du mich erſchüttert; ja, ich folge!
Was ſoll ich?

Franz.

Zieh nach Ebernburg; dort findeſt
Du meine kranke Beda. Heile ſie;
dem Geiſterreich entreiſſe ſie; zur Erde
geleite ſie zurück. Nur Du vermagſt's.
Nur Deines Geiſtes Zauber iſt beſchieden,
was mancher edle Freyer, was der Vater
vergebens oft verſuchte.

Ulrich.

Weh der Armen!
Wen in den Geiſtertanz, den himmliſchen,
des zarten Herzens kühner Flug gewunden;
wer von der Ideale Götter-Koſt
genippt, den ekelt dieſes ſchaalen Daſeyns,
des immer gleichen Taktes Einerley.
Des Lebens Diamant iſt Poeſie. —
Du willſt's — ich reiſe; doch mißlingen wirds.

Franz.

Verſuche! Du biſt mein Freund, und Beda liebt mich.
Die Schweſter Hedwig wird Dich unterſtützen.
Bald folg' ich Dir. Zu Ende iſt der Zug.

12.

Eitelwolff. Vorige.

Eitelwolff.
(zu Franz.)

Geöffnet ſind die Thore. Dich erwartet
des Volkes Jubel.

Franz.
(zu Ulrich.)

Heil dem Sieg der Milde!
Wär er der Menſchheit ſtets beſchieden; froh
hing ich daheim die Rüſtung auf. — Zu Pferd!

Ulrich.
(ihn mit Feuer umarmend.)

Mein Vater!

13.

(Man ſieht in der Ferne Stuttgardts Thore ſich öffnen; das Volk ſtrömt heraus; umringt Franzens Pferd; ſtürzt ihm zu Füßen; Aemilia in ihrer Mitte.)

Volk.

Heil unſerm Retter! Heil dem edlen Sicking!

Ulrich.
(zu Franz.)

Der Freundſchaft ſtärkſte Probe hab ich nun
beſtanden; dieſen Lorbeer neidet Dir
Dein Huſten nicht.

Franz.

Dir,

(auf Reuchlin, den er wahrnimmt, zeigend.)

Ihm gebührt er!

(Die Trommeln werden gerührt; das Heer, Franz, Eitelwolff, Ulrich an seiner Spitze, zieht unter kriegerischer Musik in Stuttgardt ein.

Dritter Akt.

Lager bei Neckars-Ulm.

1.

Franz und Eitelwolff.

(Sie sitzen im Zelte.)

Franz.

(aufstehend.)

Sieh! so ist's!
Des Herzens letzten Vorhang hab ich Dir
nun aufgezogen. Die geliebte Hausfrau
rief früh der Engel schwesterliches Chor.
Gleich Meteoren, die den armen Wanderer
bey dunkler Nacht in Sumpf und Abgrund locken,
entstieg der Edlen Grab das Ebenbild.
Vergebens such ichs sehnend festzuhalten.
Es bleicht, es zückt in abgerißner Flamme.
Mit ihm erlischt auch meines Lebens Glut.

Der Liebe Oel bedarf sie. Möcht es doch
dem edlen Freund gelingen!

Eitelwolff.

Lieber Franz!
Ganz anders lös ich mir das Räthsel. Wahrlich!
Nicht Liebes Sehnsucht ist's, was Beda härmt.
Glaub mir, ein liebend Herz ist nie allein.
Der todten Schöpfung giebt es Glut und Leben;
Gestalt dem Baum, und Sprache jeder Blume.
Nicht so bei Deiner Beda. Ihre Thränen
sind Sehnsuchtsthränen nicht; an ihrer Blüthe
nagt ein geheimer Wurm. Glaub mir, sie liebt.

Franz.

Sie liebte?

Eitelwolff.

Liebt unglücklich; wagt es nicht
Dir's zu bekennen.

Franz.

Dem geliebten Vater
könnt' sie's verhehlen? Nein! du irrst! unmöglich!
Wozu denn das Geheimniß? Hangt er nicht
mit zarter Liebe an der Tochter? Will
beglückt sie wissen!

Eitelwolff.

Freilich, doch es schmückt
fantastisch jedes Alter sich das Glück
mit eignen Blumen.

Franz.

Jeder Ritterſmann,
den Beda wählt, iſt auch mein Sohn. Vielleicht
gelingt es unſerm Hutten, ſie zu rühren.
Gott, welche Wonne, wenn ich ihn, den Bruder,
als Sohn, in meine Arme ſchlöſſe! Wenn
aus unſers Bundes dicht verſchlungnen Wurzeln
ein neuer edler Stamm empor ſich dränge!
der Freundſchaft Denkmahl; durch Jahrhunderte
den heil'gen Wipfel ſtolz zum Himmel ſtreckend;
der Freiheit Sinnbild und des teutſchen Sinnes!
Welch ein Gedanke, Freund!

2.

Ein Reiſiger.

Reiſige.
(zu Franz.)

Ein Wanderſmann
iſt außen, und begehret Euch zu ſprechen.

Franz.

Er komme!

Eitelwolff.

Möcht' er gute Mähre bringen.
(Reiſige ab.)

3.

Raymund, in edler Bauerntracht, einen Helm auf dem Haupte. Vorige.

Franz.

Ein schöner Bursche! — Fremdling seyd willkommen!

Raymund.

Ich grüß Euch, edler Ritter Franz!

Franz.

Woher des Lands?

Raymund.

Vom Mayn-Strohm.

Franz.

Wie?
Aus meiner Heimath? — Doppelt seyd gegrüßt.
Wie gehts denn dort?

Raymund.

Herr! still und friedlich baut
der Ackersmann das Feld; es kämpft, es sorgt
der teutsche Held für unsre Sicherheit.

Franz.

Der stillen Heimath Frieden tauschest Du
mit Kriegs-Geräusch und Fehd'-Getümmel?
Fremdling,
es muß fürwahr ein wichtiges Geschäft Dich treiben.

Raymund.

Im Herzen iſt der Ruhe Wohnplatz. Sturm
gebietet oft der innre, mächt'ge Geiſt;
und thürmt muthwillig des Gemüthes Wogen
auf glatter Fläche. Wir ſind nur ſein Spiel.

Franz.

Wohl! Sinnig iſt die Rede. Landsmann, ſprich!
Worin kann Franz von Sickingen Dir dienen?

Raymund.

Zu dienen komm' ich Franz von Sickingen!
Den hohen Genius will ich beſchauen,
den göttlichen; in ſeiner Glorie
will ich mich ſonnen. Feſt und traulich mich
um ſeine Kniee ſchlingen; unbeweglich
an ihn mich drängen; bis des Helden Adel,
bis ſeine Freundſchaft dann mich auch veredle;
und ich verklärt an ſeinen Buſen ſinke.
Denn nach dem Hohen ſtrebt des Knechtes Sinn.

Franz.

(ihn erſtaunt betrachtend.)

Iſts möglich! Jüngling! Wie? in dem Gewand
verbirgſt Du ſolchen Geiſt? Wer biſt Du? Täuſche
mich länger nicht. Vertraue erſt, wenn Du
um Freundſchaft wirbſt. Noch einmal ſprich: wer
biſt Du?

Raymund.

Womit die Nahrung ich bis jetzt errungen,
sag ich dir einst! Doch, was ich bin, soll erst
von nun der edle Sickingen erkunden.
In freyer Luft war meine Heimath. Durstig
zog ich der Schöpfung reinen Odem ein.
Es engten Eure Burgen, Eure Schlösser
den wilden Sinn.

Franz.

(zu Hermann.)

Ein wunderbarer Jüngling!

(zu Raymund.)

Doch sprich! was suchst Du bei mir?

Raymund.

Dich selbst!
Dich nennt das Vaterland der Freiheit Schutzgeist.
Knecht war mein Vater; ich bin frei geboren.
Denn Knechtschaft giebt der Sinn, und nicht Geburt.
Drum Waffen! Feldherr! Dich verlaß ich nicht.
Am Tage kämpf' ich dann an Deiner Seite,
und wache nächtlich an des Helden Lager.
Dann wehe dem, der sich ihm feindlich naht!
Denn stark ist dieser Arm, und abgehärtet
der Körper; freie Luft hat mich gesäugt:
Ich flehe: nehmt mich auf!

(zu Hermann.)

Franz.

Wer Du auch seyst,
Ein Teutscher bist Du. — Höher pocht das Herz
des teutschen Mannes an des Bruders Brust.
Dein Name?

Raymund.

Raymund ruft mich. Einen Namen
soll Muth an Sickings Seite mir erkämpfen.

Franz.

Komm, Raymund! Ich, ich selbst bewaffne Dich;
und unzertrennlich sind wir.

Raymund.

Bis zum Tod!

(er mischt sich unter den Haufen.)

4.

Ein Reuter.

(ihm folgen mehrere Ritter und Hauptleute)

Ein Hauptmann von dem Herzog Wilhelm
an Euch gesandt.

Franz.

Wohl! seyd willkommen, Hauptmann!
Was bringt Ihr mir?

Hauptmann.

Mit diesem Schreiben sendet
der Herzog Wilhelm eilends mich an Euch.

Franz.

Nicht froh scheint Eure Botschaft. Trauer spricht
der trübe Blick.

Hauptmann.

Ja wohl. Lest, Ritter! lest,
und faſſet Euch.

Franz.

Gebt! — Auf das Unglück ſtets
gefaſſet ſeyn, lehrt uns das Glück ertragen.
Ich bin gefaßt aufs Schlimmſte. —
(lieſt, ſinkt in Eitelwolfs Arme.)
Nicht auf dieſes!
(die Ritter drängen ſich um den Hauptmann.)
Was iſts?

Hauptmann.

Des Reiches Oberhaupt iſt todt.

Ritter.

Der Kaiſer todt!

Hauptmann.

Zu Wels in Oeſterreich,
auf ſeinem Zug nach Wien, erblich er.

Franz.

Max! mein Max!
(zu den Rittern.)
laßt mich allein.

Eitelwolf.

Tief beugt ihn dieſe Botſchaft.

Hauptmann.

Uns alle. Allgemein iſt die Beſtürzung
im Bundes-Heer.

Franz.

Ich bitt' Euch, meine Brüder,
laßt mich allein.

Raymund.

(zu Eitelwolf.)

Jetzt sollen wir ihn lassen?
Du weißt was Max ihm war; kennst seine Lage;
von seinem Schmerze fürcht ich alles.

Eitelwolff.

Ruhig! Freunde!
laßt ihn! — Der Einsamkeit bedarf er, diesen Schlag
zu tragen. — Glaubts! Es darf ein großes Herz
allein sich nur gewahren, und es ist
des Trostes Säule schon gefunden. — Geht!

Ritter.

Du willst's; wir gehn.

Eitelwolff.

Auch ich! doch bleib' ich
hier in der Nähe.

(die Ritter ab.)

5.

Franz. Eitelwolff.

(Eitelwolff entfernt sich; Franz bleibt unbeweglich)

Eitelwolff.

(ihn nahend.)

Du schweigst mein Franz?

Franz.

(ihn aufrichtend.)

Ich glaubte mich allein.

Eitelwolff.

Dein Schmerz hat keine Worte?

Franz.

Keine Thräne.

Eitelwolff.

Auch keine Thräne? das iſt hart. — Doch ich,
Dein Eitelwolff, hat ſie für Freundes Harm.

Franz.

(ihn umſchlingend.)

An meine Bruſt! Hier mag ſie ſich ergießen. —
Wir haben viel verloren, Eitelwolff.

Eitelwolff.

Viel allerdings; doch alles nicht.

Franz.

Was nicht?

Eitelwolff.

Das Herz, den Arm, den Muth, das Vaterland.

Franz.

Das Vaterland! Sein Fall wird es zerſchmettern.
Max war ſein Schutzgeiſt. Ueber ſeiner Leiche
ſchwingt Ehrſucht die Verderbenſchwangre Fackel,
der teutſchen Freiheit Trümmer zu beleuchten.
Er feſſelte der Mächtigen Trotz, er hielt
mit ſtarker Hand des loſen Bandes Schleife.

Er gab uns des Geſetzes ſanften Frieden.
Mein Vaterland! Mein Vaterland!
Verſtümmelt iſt der ſchöne Körper nun.

Eitelwolff.

Ein andres Oberhaupt wählt ſich das Reich.

Franz.

Sprich, welches? Sprich! Wo iſt ein Fürſt wie Max?
Ein Mann war er, im heil'gen Sinn des Worts.
Vom jähen, einſt zur Luſt erklommnen, Fels,
gebot als Jüngling ſchon ſein Herrſcherblick.
Verlaſſen ſind wir nun, verwaiſt, die Beute
des nächſten, der die Zügel nehmen will.

Eitelwolff.

Nicht alſo, theurer Franz! das Vaterland
iſt nicht ſo arm an edlen Männern, werth
die Krone aufzunehmen.

Franz.

Nenne ſie.

Eitelwolff.

(nach einer Pauſe bedeutend.)
Noch lebt ja Franz von Sicking.

Franz.

Eitelwolff!
Iſt das Dir Ernſt?

Eitelwolff.

Es iſts.

Franz.

Du träumst.

Der arme Ritter Franz von Sickingen,
noch kaum durch seines Kaisers Mild und Huld
der Acht des Reichs, der Fürsten Grimm entronnen,
Er sollt' es wagen die verwegne Hand
nach dieses Reiches Zepter auszustrecken?
Dieß duldeten die Fürsten?

Eitelwolff.

Einen Biedermann
heischt das Gesetz der güldnen Bull; nichts weiter.

Franz.

Ja, Biedermänner gaben dies Gesetz.
Das ist nun anders.

Eitelwolff.

Ewig ist die Größe
und ewig ihre Herrschaft. Kaiser ist
Wer es zu seyn vermag.

Franz.

Nicht ich vermag es.
Mich drückt der Jahre und des Kummers Last.
In Hedwigs Gruft liegt meine Kaiserkrone.
Das Reich sollt' ich regieren? — Ja, wo ist's?
Nach Teutschen wirst Du bald auf teutschem Boden
vergebens fragen. Pfälzer, Würtemberger,
Reichsstädter, Bayern, Sachsen, findest Du;
nach Teutschen suchest Du mit der Laterne

am lichten Tag umſonſt. — Ja freilich! freilich! —
Reichs-Unterthanen nennt ſich alles; doch
des Reiches Herr will jeder ſeyn. — Es ſchrecke
des Kaiſers Tod ein furchtbar Traumgeſicht
in meiner Seele auf. Ausländ'ſcher Ueppigkeit,
ausländ'ſcher Sitten ſchnell verzehrend Gift
löſt des ehrwürd'gen Baues feſten Kitt:
Vertrau'n und Treu! Er liegt vor mir in Trümmern,
O laß mich ſterben.

Eitelwolff.

Ruhig; edler Freund!
Des Harmes Thräne um den Hochgeliebten,
den Kaiſer, Freund! verfinſtert Deinen Blick.
Noch ſind wir frey. Es kann in teutſcher Bruſt
der Freiheit Glut, der Heimath Hochgefühl,
der Ahnen Bild, ſo ſchnell noch nicht erliſchen. —
Verloren iſt nicht alles.

Franz.

Max, der Freund!
Das Reich mag ja ein neues Haupt wohl finden;
Ich keinen Max! — Sey mir das neue gnädig;
Der neue Freund erſetzt uns nie den alten.
Drum, lieber Eitelwolff! drum laß uns treu
an ſeinem edlen Fürſtenſtamme hangen,
und ihm den Kaiſerthron bewahren.

Eitelwolff.

Ihm, den Thron;
dem Vaterland die Freiheit.

6.

Ritter.

(die in einiger Entfernung zuhörten, und ſich ängſtlich um Franz ſammeln.)

Dem Vaterland die Freiheit!

Franz.

Edle Brüder!

Ja, ich gelob es Euch, ſo lang der Arm
dieß Schwerd, die Kolbe noch vermag zu führen,
ſoll Teutſchland ſeine Freiheit nicht verlieren.
Ihm opfre ich mein Daſeyn, meinen Harn;
die Willkühr nicht, Geſetz ſoll uns regieren.

Ritter.

Auf! auf zum Bundes-Heer.

7.

Ein Knappe. Vorige.

Knappe.

Herr! eine Edelfrau ſitzt eben ab.
Und ängſtlich forſchet ſie nach Euch.

Franz.

Nach mir?
Wozu denn Meldung? Beyſtand ſucht ſie wohl,
und dem Bedrängten iſt mein Zelt, mein Herz
ſtets offen. — Sollteſt Du's nicht wiſſen? — Geh!

(zu Einigen.)

Das Herren-Spiel behagt den Dienern mehr
als uns.

8.

Eliſabeth von Berlichingen. Vorige.

Eliſabeth.

(ihm freundlich die Hand bietend.)

Mein Bruder und mein Freund!

Franz.

Eliſabeth!

in unſerm Lager?

Eliſabeth.

Edler Herr, verzeiht!

den Freund, den Bruder, nicht den Gegner, nicht
den Bundeshauptmann nahm ich in Euch wahr.

Franz.

Dem Würtemberger bin ichs; Freund dem Freunde.
Euch
noch mehr. Es ſtehet zwar der Schwager Götz
uns gegenüber. Doch im Kampfe nur.
Parthey hat er ergriffen; nicht die rechte;
doch er ergriff ſie und beharrt als Mann.
Ruhmvoller als der Wankelmuth iſt Starrſinn. —
Ihr aber, edle Frau und theure Schweſter,
ſeyd wohl zur Fehde nicht hieher gekommen?
Das Herz iſt ja der Polar-Stern des Weib's.
Seyd herzlich mir willkommen.

Eliſabeth.

Wohl zieht mich
das Herz zu Euch; mein Schwager; denn Vertrauen
kann nur das Herz erfaſſen und erwirken.
Und Edelmuth war' ſtets das Sinnbild Sickings.
Stets ehrte er des Unglücks heil'ge Rechte;
als der Bedrängten Beyſtand, als der Rächer
des Unrechts, der Gewalt iſt er bekannt
im heilgen Reich, ſchon ſeit der Wormſer Fehde.
Drum ſendet mich vertrauensvoll zu ihm,
mein Herr und Gatte, Götz von Berlichingen;
ſein Gegner zwar im Kampf; doch das Panier
mag adeliche Weſen nicht zu trennen.

Franz.

Unlösbar iſt des ächten Adels Band.
Was will der biedre Ritter Götz von mir?

Eliſabeth.

Die Feſte zu Möckmühl vertheidigt' er.

Franz.

Ich weiß es, ritterlich hat er geſtritten.

Eliſabeth.

Bei einem Ausfall wagt' er ſich zu weit,
nach tapfrer Gegenwehr ward er gefangen.

Franz.

Gefangen? Götz?

Eliſabeth.

Man brachte ihn gen Heilbronn.
Ein ritterlicher Haft ward ihm verheiſſen.
Da kam ein Rechtsgelehrter von Konſtanz
und legte eine ſchimpfliche Urphed
zur Unterſchrift ihm vor.

Franz.

So geht es, wenn
die Feder-Helden, Klauſelmacher ſich
in Männerhändel miſchen. — Schwager Göz?

Eliſabeth.

Verweigerte die Unterſchrift.

Franz.

Ganz recht.

Eliſabeth.

Da warfen ſie in einen finſtern Thurm
den Kranken, den Verwundeten. Die Pflege
verſagten ſie der Hausfrau.

Franz.

Wer that das?

Eliſabeth.

Die Herrn von Heilbronn.

Franz.

Und ſie gelobten
ihm ritterlichen Haft?

Eliſabeth.

Mit Hand und Siegel.
Da ſprach mein Herr zu mir: „Eliſabeth!
„Du reiteſt hin zum Schwager Franz von Sicking
„und den Genoſſen; ſagſt die Unbild an.
„Als Redliche von Adel werden ſie,
„des bin ich ſicher, ſich zu halten wiſſen.“

Franz.

Ja wohl! ja wohl! Dank Dir, mein braver Götz!
Nicht trügen ſoll dich dein Vertraun; man ſoll
dein arglos redliches Gemüth nicht foppen.
Seyd ruhig, Schweſter.

Edle Waffenbrüder!
Was dünkt Euch von dem Handel? Sollen wir
des Wortbruchs Schmach im Bundesheere dulden?

Ritter.

Nein, Hauptmann! Nein! Auf, führet uns gen
Heilbronn.

Eitelwolf.

Den biedern Götz befreien wir.

Franz.

(zu Eliſabeth.)

Ihr hörts;
Wir kämpfen ehrlich in der offnen Fehde;
Durch Tücke nicht; Wir üben nicht Verrath. —
Hier meine Hand! eh' ſoll mein Haupt nicht ruh'n,
eh' euerem Herrn das Ritterlich Gefängniß

gewährt iſt, die gelobte; dieſe Schmach
getilgt iſt, von dem Bundesheer Es ſollen
die Herren zu Heilbronn bald von mir hören.
Wer zieht mit mir?

Ritter.

Wir alle!

Eliſabeth.

(mit erhobnen Händen.)

Schwager! Brüder!

Franz.

In Frieden zieht, und meldet was ihr ſaht
dem braven Götz; nebſt ſeiner Brüder Gruß
Was redlich Götz geſucht, hat er gefunden.
Den Wortbruch trifft der Rache Blitz.
Wär' Wortestreu aus dieſer Welt verſchwunden;
es bleibt in teutſcher Bruſt ihr Felſenſitz!

Ritter.

Wär' Wortestreu aus dieſer Welt verſchwunden;
es bleibt in teutſcher Bruſt ihr Felſenſitz!

9.

Dorfſchenke, auf der Straße von Ebernburg nach Heilbronn.

Wirthin. Beda.

Beda.

Von edlem, ſchlanken Wuchs?

Wirthin.

Wohl gröſſer noch
als mein Hans-Jürg.

Beda.

Wo iſt er?

Wirthin.

Tröſt ihn Gott!
mit unſerm Ritter Sicking zog er aus;
Ob er noch lebt? — Ja ſo; Ihr ſahet ihn nie.

Beda.

Ein männlich braunes Antlitz?

Wirthin.

Recht! ganz recht!

Beda.

In niedrer Knechtes-Tracht, doch hohen Anſtands?

Wirthin.

Ein ſtattlicher Kumpen! Fürwahr, es müßte
der Ritter-Harniſch, der bebuſchte Helm,
ihn trefflich zieren.

Beda.

Gott! er iſts! er iſts!

Wirthin.

Den ſucht Ihr auf? Nun, nun, liebwerthe Jungfrau,
ein ſchönes Liebchen habt Ihr Euch erleſen.

Beda.

Er iſt — mein Bruder.

Wirthin.

So? ich dachte wohl
was Vornehm's ſtecke in dem Linnenkittel.
Was wollt Ihr denn bei ihm?

Beda.

Er zog zum Heer;
zu Kampf und Tod! — Im Kampf und Tode will
ich ſchweſterlich an ſeiner Seite ſtehn.

Wirthin.

Ihr? zarte Jungfrau! Was man nicht erhört!
Ein böſer Geiſt trieb ihn wohl aus der Heimath?
Auch war er ja ſo ſtill.

Beda.

War er?

Wirthin.

Und ließ
den Eyerkuchen ſtehn und nippte nur
am Becher; doch war's ſelbſt gebauter Moſt!

Beda.

Er iſt's! — Fort muß ich! Liebe Frau habt Dank.
Was ſchuld ich Euch?

Wirthin.

Ihr habt ja nichts genoſſen.

Beda.

Doch herzlichen Willkomm', ein freundlich Antlitz;
Und viel iſt das dem Wandersmann. So nehmt
den Dank, und dann zu meinem Angedenken,
dieß Schauſtück.

Wirthin.

Ey! was ſoll ich denn damit?

Beda.

Hängt's um den Hals, und denket lieb'voll meiner,
wenn Ihr zur Kirche wallet. — Nun, lebt wohl!

Wirthin.

Wie? So allein wollt Ihr die Reis' beginnen?

Beda.

Allein? was soll ich fürchten? Gottes Engel
geleiten ja die Unschuld überall.

Wirthin.

Ja, ja! doch jung seyd Ihr und schmuck. Es schwärmen
Landsknechte allenthalben, wie's im Kriege
nun hergeht. Rohes Volk! Auch wird es Abend.
Ich bitt' Euch, bleibt.

Beda.

Ich kann nicht. Ist's wohl weit
gen Heilbronn noch?

Wirthin.

Ein weiter, weiter Weg,
und voll Gehölz; unsicher, sagt man, bleibt!
Mein Steffen kehrt indeß zurück; er soll
Euch morgen dann geleiten, mindstens bis
zum nächsten Flecken.

Beda.

Nein! mich reißt mein Schicksal fort.
Ihn muß ich finden oder untergehn.

Wirthin.

Herr Jesus! Vieles wagt Ihr.

Beda.

Thut es Noth,
ſo hab' ich Muth zu ſterben. — Nun lebt wohl. —
(ab.)

10.

Wirthin.

(aufräumend.)

Das arme Kind! fürwahr, ſie dauert mich.
Blutjung und hold, und lauft da ſo allein
hin in die weite Welt! — Ob ich den Steffen
nachſende?

Auſſen.

Halla! ho!

Wirthin.

Das iſt er wohl.
(ans Fenſter.)
Ich muß nur ſehen. — Wie? Ein Ritterſmann
und Reiſige?

11.

Ulrich von Hutten. Reiſige. Wirthin.

Ulrich.

Gott grüß Euch!

Wirthin.

Guten Abend!
Ihr Herren.

Ulrich.

Liebe Frau! könnt Ihr im Dorf
wohl Futter schaffen für die müden Rosse?

Wirthin.

Ja wohl.

Ulrich.

Und für die Knechte einen Trunk?
Denn weit sind wir geritten.

Wirthin.

Was das Haus
vermag, sollt Ihr empfangen. Ruht Euch aus,
Gestrenger Herr.

Ulrich.

(setzt sich, und giebt den Reisigen das Zeichen sich zu setzen.)
Gut, Mütterchen! habt Dank.
Denn Ruhe thut uns Noth.

Wirthin.

(im Auftragen.)

Ja wohl, ja wohl!
Schlimm sind die Zeiten jetzt; und keiner gönnt
dem andern mehr den Bissen Brod im Munde.
Hoch fahren will nun alles; Zucht und Scham
ist ausgeflogen. Ach! vorüber ist
die gute alte Zeit.

Ulrich.
(trinkend.)
Es kehrt der Menſch
von je der Gegenwart den Rücken zu;
und ewig iſt die jetz'ge Zeit, die ſchlimme.

Wirthin.
(ſich zu ihm ſetzend.)
Was bringt ihr aus dem Würtemberger Lande
uns denn für neue Mähr'?

Ulrich.
Des Guten wenig.
Wohl dem der nichts davon gewahrt, erfährt.
Doch freylich, ſo iſt ſchon der Sinn des Menſchen;
er bohrte ſich ins Paradies ein Loch,
den Kampf der böſen Geiſter zu beſchauen.
Bey Euch, in euren Seegenſchwangern Triften
iſt Ruhe, drum genießt ſie unbeſchrieen,
und fragt nicht weiter. — Fraget ja nicht weiter.

Wirthin.
So ruhig iſt's nicht hier, als Ihr wohl denkt.
Schlägt das Gewitter auch bei uns nicht ein,
ſo fällt der Hagel, ſein Genoſſe, doch;
die Schoſſe meyn ich und die Plackereyen.
Auch ſchwärmen die Landsknechte, las Geſindel,
im Lande weit umher.

Ulrich.
Ihr habt wohl Recht.
Des Wohlſtands Quellen trinkt die Kriegesflamme;

des reinen Flusses reg' Gewässer stockt,
und aus dem Sumpfe, welcher allenthalben
zurücke bleibt, hebt sich das schmarotzerische,
verwüstendes Gewürme.

Wirthin.

Lieber Gott!
Wenn's doch die Herren erst bedenken möchten!

Ulrich.

Sie thuns; doch ihrer sind gar viele, und
nur Einen Schlimmen brauchts, den Himmel selbst
in den er tritt, zur Hölle umzuwandeln.
Es hat ja Niemand länger Ruhe, als
der Nachbar will.

Wirthin.

Nun, laßt's Euch schmecken, Herr!
Das Haus vermag nicht mehr.

Ulrich.

Wir werden satt.

Wirthin.

(ans Fenster.)
Wo doch mein Steffen bleibt?

Ulrich.

Wohl Euer Sohn?

Wirthin.

Mein Sohn.

Ulrich.

Für ihn seyd Ihr besorgt?

Wirthin.

Ich nicht für ihn; der Bengel ſchlägt ſich durch.
Doch eine Maid; ein Fräulein wohl ſogar,
— ein ſchönes Kind — die eben jetzt mein Haus
verlaſſen, meine Warnung nicht geachtet;
allein in jenen Wald ſich erſt gewagt —

Ulrich.

Ein Fräulein, ſagt Ihr, und allein?

Wirthin.

Allein!
Den Aeltern wohl entlaufen.

Ulrich.

Jung und ſchön?

Wirthin.

Wie Milch und Blut.

Ulrich.

Und Euer Sohn? —

Wirthin.

Ich ſchickte gern
ihn nach, ſie zu geleiten; doch ich fürchte,
er kömmt zu ſpät.

Ulrich.

Zu ſpät?

Wirthin.

In jenem Wald
hauſt der Zigeuner, des Geſindels, viel;
und Kinder, Jungfrau'n rauben ſie am liebſten.

Ulrich.

Warum habt Ihr nicht augenblicklich mir
das ſchon geſagt?

(ihm Schwerdt umgürtend.)

Wirthin.

Wie? lieber Herr, Ihr wollet?

Ulrich.

Sie ſuchen, ſie geleiten, ſie beſchützen,
wie Ritterpflicht es heiſcht.

Wirthin.

Du lieber Gott;
Die Zeiten dacht' ich, wären längſt vorüber!
Zwar hab' ich in der ſchönen Meluſine,
— ein altes Buch, das meine Muhme mir
zurückließ — mich am langen Winterabend
gar oft geletzet an den Wunderthaten
der Ritter, die, das Frauenvolk zu ſchützen,
nicht achtend Tod und Fährlichkeit, umherzohn;
doch das iſt nun gar anders! Herr und Knappe
macht auf die ſchmucken Dirnen ſelbſt nun Jagd.

Ulrich.

Ihr irrt Euch, Mutter. Noch iſt's Rittervflicht
die Jungfrau'n, Wittwen, Waiſen zu beſchirmen.

(zum Knappen.)

Mein Roß!

Wirthin.

Wie? Herr! Iſt's Ernſt?

Ulrich.

Ihr zweifelt?

Ein Krieg iſt's, der der ganzen Menſchheit frommt.
Der Krieg mit Laſter, der zum Schutz des Schwachen.
Lebt wohl! die Zeche wird der Knappe richten.

(ab.)

Wirthin.

Ein Ehren-Mann!

(zu einem Reiſigen, der ihm folgen will.)

Ein Wort nur, guter Freund!

Reiſiger.

Was ſoll's?

Wirthin.

Wie nennt ihr dieſen wackern Herrn?

Reiſiger.

Heißt: Ulrich Hutten.

(ab.)

Wirthin.

Hutten? Ulrich Hutten?
Den Mann muß ich noch einmal mir beſeh'n.

(ab.)

12.

(Wilde, waldige Gegend; in der Nähe ein Waſſerfall.)

Beda, allein.

Wo flieh ich hin? Warum verſchmähte ich
die Warnung?

(Geräuſch.)

Großer Gott! ſie folgen mir!
Beſchütze mich, gebenedeyte Jungfrau!

Erhör' mein Flehen! — Rette mich! verbirg
in deinem Glanze das verfolgte Mädchen,
der Frevler frechem Blicke! Kraft verleih
der Schwachen, der Ohnmächtigen! — Wohl mir,
ſie weichen! —

(man hört Stimmen.)

Ach! vergebens! meine Kräfte
verlaſſen mich! mich ſchüttelt Fieber-Froſt!
Wenn meine Sinne ſchwänden? — Raymund!
Raymund!
Wo biſt Du? Weh mir! Rette deine Beda!
Dich ſuch' ich auf! Für dich, für dich verließ
die Sünderin der Tugend ſichern Pfad,
die väterliche Freiſtatt! — O mein Vater!
Tief wird dich Beda's raſcher Fehltritt beugen.
Was rauſcht dort? — das Gewäſſer! — Raymund!
Raymund!
Warum verläßt du mich? Du wußteſt's ja,
an deinem Leben hing das meine! Auf! ihm nach!
Umſonſt! Und wenn ich nicht ihn fände? Wenn
er mich vergeſſen hätte? Zweifelte:
ob das entlauf'ne Mädchen rein zurück
in ſeine Arme kehrt'? Wie iſt mir? Gott!
wenn die entehrte Leiche man dem Vater,
dem Guten, dem Verzweifelnden, zurück
nun brächte an der keuſchen Mutter Grab?
Entſetzlich! Welche furchtbare Erſcheinung!

Weh! wehe! Beda! was haſt du gethan? —
Kehr ich zurück? — Umſonſt! Auf ewig fällt
der Unſchuld Himmelsbrücke hinter dem
Gefallenen.

(das Geräuſch nimmt zu.)

Weh mir' im Tod — im Tod
iſt Sühnung nur; er wird mit Raymund
mich wieder einen; auch mit dir, mein Vater!
Hinab! hinab!

(ſie naht ſich dem Waſſerfalle.)

Die jungfräuliche Braut verſchlingt erbarmend;
verberget ſie auf ewig! Raymund! Raymund!

(im Begriff ſich hinab zu ſtürzen.)

13.

Ulrich von Hutten.

(der ſich indeß durch das Gedräng drängte, und ſie in ſeine Arme auffängt.)

Halt ein! was willſt Du thun?

Beda.

Ich bin verloren.

Ulrich.

Gerettet! ſprich.

(er legt ſie an das Ufer.)

Dies ſchöne Leben willſt
Du enden? Dieſes blühende?

Beda.

Gebt mir den Tod;
doch ſchonet meiner Ehre.

Ulrich.

Ihr beſorgtet? —
Daher die raſche That?

Beda.

Den Tod, nicht Schande!

Ulrich.

Ich bin ein Rittersmann; der Jungfrau'n Ehre
zu ſchützen, meine Pflicht. — Ich eilt' hieher —

Beda.

Gebt mir den Tod! des Vaters Zorn zu ſühnen,
die Flucht der Unbeſonnenen —

Ulrich.

Kommt zu Euch, Jungfrau.
In eines Mannes Hand ſeyd Ihr gefallen.
Und weh dem Buben, der es freveind wagte —

Beda.

Wie? Mich beſchützen wolltet Ihr? —

Ulrich.

Geht mich doch an.

Beda.

Rein iſt der Blick. Ja, ich vertraue Euch.

Ulrich.

Ich geb' Euch ſicheres Geleit.

Beda.

Wohin?

Ulrich.

In Eures Vaters Haus.

Beda.

Es iſt verſchloſſen.

Ulrich.

Verſchloſſen?

Beda.

Der entflohnen Tochter.

Ulrich.

Reue ſühnt!

Ihr öffnet ſich ja ſelbſt des Himmels Pforte.

Beda.

Verſchloſſen! Offen nur der Mutter Grab.

Ulrich.

Der Mutter Grab? Wärs möglich? Beda! Beda!

Beda.

Weh mir!

Ulrich.

Franz Sickings, meines Sickings Tochter?

Beda.

Weh mir Unglücklichen!

Ulrich.

Sie iſt's! Sie iſt's!

Vierter Akt.

Saal auf dem Rathhause zu Heilbronn.

I.

Franz von Sickingen. Eitelwolff von Stein. Ritter. Knappen.

Franz, eintretend.

Wie? noch nicht hier?

Eitelwolff.

Es ist noch früh am Tage, und die Perücken wohl noch nicht gekräuselt.

Franz.

Der Reichsjustiz sind sie gewohnt; ich will ihr Beine machen, wie den Herren.

(zu einem Knappen.)

Geht zum Bürgermeister; sagt ihm: Franz von Sicking sey hier, und Wartens ungewohnet.

(Knappe ab.) (zu den Rittern)

Wo ist Raymund? Er ritt doch mit uns aus.

Ein Hauptmann.

Er liegt verwundet da außen in der Mühle.

Franz.

Wie? Verwundet?

Hauptmann.

Ein Fähnlein Wirtemberger, ihrer dreißig,
verbarg sich im Gebüsch bey Linzingen,
Euch aufzulauern. Des erhielt er Kundschaft.
Drei Reisige nahm er zu sich, und ritt
gemuths dem Holze zu. Da sprengten sie
heraus mit viel Geschrey; sie dachten sicher
den Hauptmann Franz zu fahen.

Franz.

Mich? die Buben?
Wie weiter?

Hauptmann.

Unser Raymund stürzet sich
ins dichte Häuflein, macht sich Platz zum Führer,
reißt ihn vom Roß; er wird umringt, sie hauen
baß auf ihn ein. Luft machen ihm die Knappen;
von ferne sieht es Jörg von Frohnsbergs Haufe,
der auf der hohen Straße zog; wir eilen hin.
Zerstoben ist bald das Häuflein! Raymund lag
am Boden; den gefangnen Führer hält
er dicht umfaßt; ohnmächtig trugen wir
ihn weg.

Franz.

Der brave Junge! pflegt ihn wohl! ich hoffe
die Wunden sind nicht tödtlich?

Hauptmann.

Tödtlich nicht; doch schwer.
Kaum hat er sich erholt, so fodert' er
sein Roß, Euch nachzureuten; wir versagtens. —
Was Teufel? Seht, da ist er selbst!

2.

Raymund, mit verbundnem Arm und Kopf unter dem Helme. Vorige.

Franz.

(ihm die Arme entgegenstreckend.)

Mein Raymund!

Raymund.

(ehrerbietig es erwiedernd.)

Mein theurer Hauptmann!

Franz.

Viel hast Du gewagt.

Raymund.

Was ich gesollt, hab' ich gethan.

Franz.

Weit mehr.

Raymund.

Euch retten mußt' ich, oder untergeh'n.

Franz.

Und Deine Wunden?

Raymund.

(nach einigem Sinnen bedeutend.)

Ihr nur könnt sie heilen.

Franz.

(ihm die Hand drückend.)

Nun pfleg' Dich, Sohn, und heile Deine Wunden.

Raymund.

(entzückt seine Hand fassend.)

Ein goldnes Wort sprachst Ihr. — Ihr nennt mich Sohn. —

Die Wunden sind geheilt.

3.

Ein Knappe tritt auf. Vorige.

Knappe.

Die Rathsherrn.

Franz.

Gut.

4.

Zwei Rathsherrn von Heilbronn. Vorige.

(nur Einer spricht.)

Rathsherr.

(Verbeugen.)

Im Namen des Hochweisen Raths —

Franz.

Wie kommt's, Ihr Herrn daß Ihr so lang verweilet? Die Trompete hört', dächt ich, früher Euch gerufen.

Rathsherr.

Ein Edler, Hochweiser Rath hat sich, sobald die Nachricht von Eurer Ankunft er vernahm, versammelt.

Franz.

Ganz recht. Ihr kennet alſo mein Geſchäft.

Rathsherr.

Vergebt!
Wie Hauptmann Sickingn ſchicklich zu empfangen,
hat ſeit drey Stunden ein hochweiſer Rath
Deliberiret.

Franz.

Seit drey Stunden? Die Berathung
hätt' ein Hochweiſer Rath erſparen mögen.
Ein bied'rer Handdruck, iſt des Teutſchen Gruß.
Weshalb ich komme, iſt Euch nicht bekannt?

Rathsherr.

Vernehmen ſollen wir's als Deputirte,
und dem Senat gebührend referiren.

Franz.

Was referiren! Das will ich. Seit acht!
Den Ritter Götz von Berlichingen haltet
in ſchmählichem Gefängniß Ihr verhaftet.

Rathsherr.

Im Rathhausthurme, veſter Herr.

Franz.

Wan denke!
An einer Innſchrift freylich fehlt es niemals,
die findet Beelzebub für ſeine Hölle.

Rathsherr.

Mit freyer, weiter Ausſicht in das Land.

Franz.

Des Kerkers Pein zu schärfen dem Verschloßnen!
Man merkts, Hochweise Herrn, Ihr habt studirt.
Ich Laie frage Euch einfältiglich: Kurzum:
Ist das ein ritterlicher Haft? Habt Ihr
dem Götz nicht ritterlichen Haft versprochen?

Rathsherr.

Als Reichs-Feind, als Empörer wider
des Kaisers, Unsers Allergnädigsten
Herrn und Gebieters Majestät, ward er ergriffen.

Franz.

Mag seyn! Wort halten müßt Ihr; Ihr seyd Teutsche.

Rathsherr.

Ein Kommissarius des Kaisers, von Konstanz,
gebot es und des Kaisers allerunterthänigste,
getreuste Knechte sind wir.

Franz.

Schämt Euch! Pfuy!
Reichs-Unterthanen sind wir, Knechte nicht.
Weit ist der kaiserliche Mantel; recht bequem.
Daß allen Unrath man im heil'gen Reiche
darunter bergen mag. Das ist der Brauch.
Gibt's etwas zu verkleistern; ja, da ist
der Kaiser der Nothhelfer. Er ist fern,
und kann nicht jeden Handel sehn und schlichten. —
Wort halten müßt Ihr; das ist teutsche Sitte
und Kriegsgebrauch. Kennt Ihr ihn nicht! Wohlan!

Ich Franz von Sicking will ihn baß Euch lehren.
Deswegen zog ich aus. Dem Ritter Götz
gelobtet Ihr ein ritterlich Gefängniß.
Gewähret's ihm! Augenblicklich! Ich gebiet's!
Der Bundeshauptmann, in des Kaisers Namen.

Rathsherr.

Des Kaisers Majestät, vernehmen wir
mit Kümmerniß, ist allerhöchsten Tod's
verblichen, ohne Haupt das Reich, und wir —

Franz.

Steckt da der Schalk? Ja, ja; todt ist der Kaiser,
wenn's ans Gehorchen geht. Es stirbt das Oberhaupt
in Teutscher Herzen nicht. Das Recht-Gefühl
ist ewig, ist unsterblich. — Haltet Wort.

Rathsherr.

Was wir gehört, das werden wir getreulich
nun dem Hochedlen Rathe hinterbringen.
Er wird sogleich deliberiren —

Franz.

Was
brauchts da Deliberirens? Was Berathens,
ob man gerecht und ehrlich handeln soll?
Dem Berlichingen gebt Ihr ritterlich Gefängniß,
wo nicht? Seht zu! —
Jetzt führet mich zu ihm.

(Die Rathsherrn ziehen sich zurück.)

5.

Knappe.

Ein Bote aus Ebernburg verlangt zu Euch.

Franz.

Aus Ebernburg? Willkommen iſt er. —
(zu Entweich.)
Kunde
bringt er mir wohl von meiner Beute; lang —
erſehnte.

Jürge. Vorige.

Franz.

Du biſt's, Jürge?

Jürge.
(ihm die Hand küſſend.)
Herr!

Franz.

Wie? alter Knabe,
Dich ſendet man zu raſcher Botſchaft?

Jürge.

Stets zu früh,
wird ſie Euch kommen.

Franz.

Wie? Iſt denn kein Knappe mehr
auf meiner Burg? — Des Lebens Mühe haſt
Du lang genug getragen. Ruhen ſollſt Du;
das war dein Abſchied mein Befehl.

Jürg.

Ich weiß es,
mein theurer Herr! Doch Ruhe iſt hienieden
des Strebens Ziel nur. In den Wolken ſteckts.
Auch meynte Fräulein Hedwig, dieſe Botſchaft
dürft' Euch der alte Jürge nur verkünden.

Franz.

Was iſts denn? Sprich! Wie ſtehts in unſrer Heimath?
Wie ſteht's um meinen Liebling, meine Beda?

Jürge.

Nach allem magſt Du fragen; nicht nach ihr.

Franz.

Wie? Nicht nach ihr?

Raymund.
(erſchrocken.)
Was iſt's?

Franz.

Du wankſt?
Du biſt ermüdet; ſetze Dich.

Jürg.

Den Körper wohl;
den Kummer mögen dieſe Beine nicht mehr tragen.

Franz.

Um Gottes willen, ſprich, was iſt geſchehen?
Wie iſt's mit Beda?

Jörge.

Veda iſt — verſchwunden.

Franz.

Verſchwunden?

Jörg.

Aus der Burg entflohn.

Franz.

Entflohn?

Jörge.

Wahrſcheinlich.

Franz.

Veda? Nimmermehr! Weswegen?

Jörge.

In einem Anfall von Melancholey;
— Ihr kennt ſie ja. — Seit Eurem Abzug wuchs
ſie täglich.
(Raymund ſinkt ohnmächtig einem Knappen in die Arme.)

Franz.

Raymund! was iſt Dir?

Ein Ritter.

Ohnmächtig ſank er.

Franz.

Bringt ihn ins Zelt. Noch bluten ſeine Wunden.
Pflegt ihn! Dem Geiſt vertraute er zu kühn. —
(zu Jörg.)
Entflohen, Veda, ſagſt Du, und wohin?

Jörge.

Wir wiſſen's nicht.

Franz.

Wie? Keine Spur?

Jörge.

Vergebens

war alle Forſchung noch bis jetzt. Das Fräulein

flieht Euch, nach Ebernburg zu eilen.

Franz.

Ja!

Ich komme! Doch der Freundſchaft Pflicht erfüllt' ich erſt.

Dann fort nach Ebernburg! — O meine Beute!

(Ein Ritter tritt auf.)

Herr! Raymund wüthet, den Verband drohet er zu reiſſen; Euch begleiten will er.

Franz.

Edler Junge.

Bewacht ihn. Schnell kehr ich zum Heer zurück.

Mit Rieſenarm umſchlingt das Unglück mich.

Den Gegner kennt es; ſtark ſoll es mich finden.

Jetzt pflege Dich; ruh' aus.

Jörge.

Im Grab' iſt Ruhe.

6.

Rathhausthurm zu Heilbronn.

Götz von Berlichingen. Eliſabeth.

Götz.

(Sie umarmend.)

Gott grüß Dich, Herzens-Liesel! ſey willkommen!

Eliſabeth.

Wohl mir, ich find' Euch kränker nicht.

Göz.

Die Hofnung
auf Deine Rückkehr hielt mich aufrecht.

Eliſabeth.

Deine Wunden?

Göz.

Sie ſchmerzen; denn verbunden ſind ſie nicht;
ſeit Du mich ließeſt.

Eliſabeth.

(erſchrocken.)

Wie?

Göz.

Nur Deiner Hand,
der lieben, ſchonenden vertrau ich ſie.

Eliſabeth.

So laß mich augenblicklich —

Göz.

Dann! Erzähle
mir jetzt was Du gerichtet.

Eliſabeth.

Franz von Sicking
empfing mich freundlich; ſo auch die Genoſſen.
Das Unbild abzuthun, das Ihr erfahrt,
gab er ſein Ritterwort.

Göz.

Er gabs?

Eliſabeth.

Iſt hier.

Göz.

Iſt hier? O Schwager Franz! So ſoll der Himmel
mich einſt vergeſſen; wenn ich dies vergeſſe.
Eliſabeth! Es giebt noch teutſche Männer!
Wort-Treue, Biederſinn iſt nicht erloſchen
in teutſcher Bruſt! — Eliſabeth! Es ſchmerzen
die Wunden jetzt nicht mehr.

Eliſabeth.

Den ritterlichen Haft
ſoll Euch der Rath gewähren; ſo verlangt er.

Göz.

Daran erkenne ich den Schwager Franz.
Eliſabeth! mein treues Weib! Nun, nun
iſt alles gut. Es kann die emſ'ge Hausfrau
jetzt nach Jaxthauſen ruhig ziehen.

Eliſabeth.

Wie?
Ich ſollte Euch verlaſſen?

Göz.

Braucht man Deiner
nicht in der Burg?

Eliſabeth.

Und Ihr?

Göz.

Und unſer Hanns,
der wilde Knabe? und die Adelheid,
die, Kletten gleich, an ihrer Mutter hangt?

Eliſabeth.

Den Dirnen freilich ſind ſie überlaſſen;
doch Ihr ſeyd krank.

Göz.

Das loſe Geſind,
der Hausfrau meinem Aug entrückt, was treibt's?

Eliſabeth.

Bunt wird es hergehn. — Doch bedenkt die Wunden.

Göz.

Still ſtehn die Räder des Geſpinnſts; die Bleiche
wird nicht begoſſen. —

Eliſabeth.

Freilich!

Göz.

Nichts geſcheuert, nichts geordnet.
Der Hausfrau Spiegel, Zucht und Reinlichkeit,
fehlt unſrer Burg. — Bedenk's!

Eliſabeth.

Ich hab's bedacht.
Doch mehr als Kind und Burg, iſt Herr und Mann.
Der fremden Pflege ſollt' ſein treues Weib
ihn überlaſſen? Göz! Laß mich bey Dir.

Götz.

In diesem Mörder-Loche?

Elisabeth.

Schwager Franz
wird dafür sorgen. Lös nun den Verband.

Götz.

(Er umarmt.)

Ein Edelstein ist ein getreues Weib!

7.

Franz von Sicking. Vorige.

Franz.

Gott grüß Dich Schwager!

Götz.

(ihm die Hand schüttelnd.)

Herzlich sey willkommen!

Franz.

(Sie umschauend.)

Wie? In das Loch hat man den Ritter Götz,
den braven Berliching gesteckt?

Götz.

Du siehst's.
Das nennen sie ein ehrliches Gefängniß.

Franz.

Ja ja, für arme Sünder, wie sie selbst.
Sie sollen's büßen!

Göz.

Schau! ſo geht im Reich
man mit den Edlen um, des Reiches Stützen.
Was ihn gelüſtet, treibet Jeder.

Franz.

Wer
iſt daran ſchuld? Der Zwieſpalt der Genoſſen.
Auf ſeinem Miſt will jeder Kaiſer ſeyn.
Er ſeys! Doch kräh er nicht; doch ſtöhr er nicht
des Nachbars Ruh!

Göz.

Du predigſt tauben Ohren.

Franz.

Laß gut ſeyn, Alter! Wunderlich und krauß
muß in der Welt einmal es hergehn! Unſer Herr Gott
weiß wohl warum?
Wie geht Dir's, Kriegskamerad?

Göz.

Schlecht, wie du ſiehſt. Es haben mich die Turen
beym Fell gepackt; doch manche Beule auch
von dieſer Fauſt, der eiſernen, geholt.

Franz.

Brav haſt Du Dich gewehret bey Möckmühl.
Nur ſchade, daß für eine ſolche Sache
mein biederer Göz das Schwerdt zog.

Göz.

Recht magst Du
wohl haben. Wie's nun geht! Vom Rathhaus kehre
man stets gescheuter heim. Ein Kriegsmann bin ich;
versteh' mich auf Rechtshändel nicht.

Franz.

Verdacht
hat man Dein ehrlich, Dein arglos Gemüth.
Du irrtest; doch im Irrthum hielt'st Du Wort.
Wort halten sollen auch die Herren hier,
die Ritterlich Gefängniß Dir verhießen.
Deswegen bin ich da.

Göz.

Das lohn' Dir Gott!
denn alt und krank ist Göz, bedarf der Pflege.

Franz.

Gefochten hast Du als ein braver Mann.
In ehrlicher, in Fürsten-Fehde hat
man Dich ergriffen; ehrlich soll man handeln.
Und schmählig Ding, so hör ich, hat man Dir
hier angemuthet.

Göz.

Ja, ein Schreiber von Konstanz
legt' eine Urphed vor; drinn sollt' ich als Rebell
am Kaiser und am Bunde mich bekennen.
Das bin ich nicht. Geirrt wohl mag ich haben;
Wurmstichig mag der Würtemberger Handel

wohl ſeyn; doch kein Rebell iſt Götz;
ehrt kaiſerliche Majeſtät, das Reich;
und zieht das Schwerdt nur in ehrbarer Fehde.

Franz.

Da liegt's! Mein Wort haſt Du; ich will den Handel
zu ſchlichten ſuchen. Ritterlichen Haft
gewähr' ich Dir indeß. Sprich! Freund und Bruder,
worin kann Sickingen Dir weiter dienen?

Götz.

Eliſabeth ſehnt ſich nach unſrer Heimath.
Der Hausfrau Himmel iſt, ihr häuslich Weſen.
Und mich will doch die Treue nicht verlaſſen.
Auch thut mir ihre Pflege wohl; man laſſe
mich friedlich nach Jaxthauſen ziehn.

Franz.

Ich will vermitteln.
Doch wirſt Du ruhig Dich alldort verhalten?

Götz.

Des Tummelns hab' ich ſatt. Die Wunden ſchmerzen.
Der Ruhe will ich pflegen. Mag's im Reich
hergehen wie es will; mich ſolls nicht kümmern.

Franz.

Das ſpricht Dein Unmuth; nicht der Ritter Götz;
der Berlichingen nicht; denn ohne Haupt
iſt nun das Reich und aufgelöſt das Band.
Wohin Du blickeſt Zwieſpalt, Mißtrau'n, Tücke.
Wie? wenn des Reiches Feind, die Zwietracht nährend

mit frembem Kriegsvolk nun uns überzöge?
Wenn denn der Ahnherrn ſchwer erkämpftes Erbtheil,
Verfaſſung, Freiheit und Geſetz, der Willkühr
verwüſtenden Orkanen unterliegen,
des mächtgen römſchen Reiches Wappenſchild
umſtürzen; alles ſchweigen, kriechen ſoll; —
da ſollte in des Gottes-Ackers Stille
der teutſche Edle nicht die Stimm' erheben?
da könnt' er aus des hohen ſtolzen Bau's
ehrwürd'gen Trümmern eine Sklavenhütte
ſich zimmern? Friſten wollen das Inſekten-Daſeyn?
Was iſt das Leben ohne Freiheitsglanz?
Und ſtieg ich über Flammen und Ruinen,
erſchien vor Dir, und rief Dich auf zum Kampf,
für Freiheit, Heimath und der Ahnherrn Rechte,
Franz Sicking böte ſeinem Götz die Bruderhand,
und er, des Stamms uneingedenk, ergriffe ſie nicht?

Götz.

(einſchlagend.)

Schlag ein! Da iſt ſie! Zwar von Erz, doch ehern,
auch dieſe Bruſt, der teutſche Sinn!

Franz.

(an ſeinen Hals.)

Götz!

Götz.

Franz!

Franz.

Fort! fort aus dieſer Kerkerluft, mein Bruder!
Aufs Rathhaus führ ich ſelbſt Dich im Triumph.

8.

Zimmer im Schloß zu Ehrenburg.

Hedwig. Kunigund.

(beyde am Roken.)

Hedwig.

„So endete ſich das Turnier; es zogen
„den Wappen-Herold an der Spitze, nun
„die Ritter mit geſenktem Speere hin
„zum Thron des Königs.“ — Kunigund!

Kunigund.

Ja, ja!

Hedwig.

Das nickt und ſchläft! Was hilft mir's, daß ich Dir die Mähr' erzähle?

Kunigund.

Hört ich's nicht?

Hedwig.

Was hörteſt Du?

Kunigund.

Vom Speer des Herolds, des Kampf-Richters. —

Hedwig.

Schön!

Das heißt Du wachen? Weißt Du nicht daß wir auf unſers Herren Bothen warten müſſen?

Kunigund.

Ja freilich! O, ich wache! Hört nur, wie das Mädchen ſchnurrt! — Doch faheret fort, ich bitte.

Hedwig.

Nun! halt Dich munter! Ja — wo blieb ich denn?

Kunigund.

Beym Speere, denk' ich.

Hedwig.

Was? vom Ende des Turniers war ja die Rede!

Kunigund.

Recht!

Hedwig.

„Die Ritter zogen „zum Thron des Königs, und die Preiße ſollten vertheilt nun werden.“ Kunigund! ſchon wieder! — Ja, ja! ſo iſt die leichte Jugend! — Kunigund!

Kunigund.

Ja, Baſe!

Hedwig.

Sieh nur zu; die Spindel fällt.

Kunigund.

Vergebt!

Hedwig.

Ich ſeh' ja wohl, Du biſt nicht wach zu halten. Geh zu Bette!

Kunigund.

Laſt mich hier,

und fahrt nur fort.

Hedwig.

Noch Eins will ich verſuchen.

„Es drängte ſich der blaue Ritter vor,

„ein ſchöner, ſchlanker Jüngling.“ —

Kunigund.

Das war Doolin,

von Mainz. Nicht, Baſe?

Hedwig.

Allerdings; Er war's.

„Er ſprach zum König: keinen Preiß begehr ich.

„Ich kämpfe für den Sold der Minne nur. —

Kunigund.

Den Sold der Minne? Was iſt das? Erklärt mir's.

Hedwig.

Der Minne Sold?

Kunigund.

Ja, ja! was iſt's?

Hedwig.

Ey ſeht!

wie ſie auf einmal nun ſo macker wird!

Kunigund.

So ſprecht doch!

Hedwig.

Welche Neugier! Viel zu jung
bist Du dazu.

Kunigund.

Wie? Und Ihr nanntet doch
das Wort?

Hedwig.

Die Schuld der Minne-Sänger ist's.
Nicht eine Mähre, wo sie's nicht gebrauchen.

Kunigund.

Da mag's wohl nöthig seyn. Es klingt so sanft.
Erklärt mir's doch!

Hedwig.

Wie? Der ehrbaren Jungfrau
geziemt das nur zu wissen, nicht dem Kinde.

Kunigund.

Zum Lernen, ist man nie zu jung; so sprecht Ihr oft.

Hedwig.

Horch! ein Geräusch! — Der Wächter bläßt! —
Sieh nach!

Kunigund.

(ab.)

Hedwig.

Wenn es der Bote wäre? — Wenn er selbst? —
Mein armer Bruder! — Grollen wird er freilich;
Er ist gerecht, ist gut; er wird mich hören.
Was ich gekonnt, that ich. Du lieber Gott!
Wer mag die Jugend heut zu Tag wohl hüten!

Kunigund.

(laut.)

Sie iſt's! Sie iſt's!

Hedwig.

Was ſagſt Du? Wie? Wer?

Kunigund.

Beda!

Hedwig.

Wär's möglich?

9.

Beda.

(hereinſtürzend, und zu ihren Füßen ſinkend. Hinter ihr Ulrich von Hutten.)

Hedwig.

Beda! — Heil'ge Mutter Gottes!
Sie iſt's! mein Kind! — mein ungerathnes Kind!
O welchen Jammer haſt Du über dieſe Burg —

Ulrich.

Schont ſie, mein Fräulein. — Sehet!

Hedwig.

Meine Beda!
Erwache! — Hülfe! — Alles iſt vergeben!

Fünfter Akt.

Gemach in der Burg zu Eberuburg, mit einer Nebenthüre.

1.

Ulrich. Hedwig. Kunigund.

Ulrich.
(eintretend.)

Wie ſteht's denn um das Fräulein?

Kunigund.
(aus dem innern Zimmer.)

Beſſer! Sie
erholt ſich; ſie entſchlummerte ſo eben jetzt.
(ab.)

Hedwig.

Das dacht' ich wohl; zwey Löffel gab ich ihr
von der Eſſenz, die ſelbſten ich bereite.
Von meiner Mutter erbt' ich das Rezept.
Und Wunder hab ich ſchon damit gethan.

Ulrich.

Doch die Eſſenz, den tiefen Harm zu heilen,
der ingeheim an ihres Daſeyns Blüthe
zu nagen ſcheint, beſitzt ihr ſie doch auch!

Hedwig.

Die Mutter liebte ſie. Das zarte Kind
ſchloß Tage lang in ihrer Gruft ſich ein.

Des Vaters Milde ſah' es nach; daher
der Schwermuthshang.

Ulrich.

Viel tiefer ſcheint er mir
zu ſiegen. Jung und reizend iſt das Fräulein;
der Minne Allmacht hätt' ſie nicht erfahren?

Hedwig.

Vergebt! Herr Ritter! Beda iſt mein Pflegkind,
zur Zucht und zum Gebet von mir erzogen,
in dieſer ſtillen Burg.

Ulrich.

Ein Vogel iſt die Minne
und niſtet ſich, wo Niemand ihn vermuthet.

Hedwig.

Nein! fromm und tugendſam war Beda ſtets.

Ulrich.

Iſt denn die Liebe nicht der Tugend Mutter?

Hedwig.

Was ſagt Ihr? Ritter! Wahrlich Ihr erſchreckt mich.
Vor einer züchtigen Jungfrau ſolltet Ihr
dergleichen weltliches Geſpräch nicht führen.

Ulrich.

Fräulein!
Das Menſchliche wird immer Weltlich bleiben.
Erzürnt Euch nicht. Von keuſcher Minne ſprech' ich;
wie ſie der Tochter meines Sicking ziemt.
Laßt uns des Harmes Grund vielmehr erforſchen.

damit ſie heiter in des Vaters Arme,
des Hochbetrübten, ſinke.

Hedwig.

Sandtet Ihr ihm Botſchaft?

Ulrich.

Woher er kommt, iſt mir noch unbekannt.
Man ſagt, den Ritter Götz zu löſen, zog
er gen Heilbronn. Auf alle Straßen ſandt'
ich Bothen aus. Ich ſelbſt eil' ihm entgegen.
Doch mit der Tochter laßt zuerſt mich ſprechen.

Hedwig.

Wir wollen ſeh'n, ob ſie's vermag. Doch ſchont
des frommen Kindes Ehrbarkeit, ich bitte.

Ulrich.

Seyd ruhig, Fräulein! Als ein lockrer Burſche
bin ich verſchrie'n durch meine Abentheuer
in Wälſchland; doch es trüget oft der Ruf.

Hedwig.

(zu der eintretenden Kunigund.)

Wacht Beda?

Kunigund.

Sie wacht.

Hedwig.

Ich rufe ſie.

Ulrich.

Es drängt die Zeit.

(Hedwig geht ins Nebenzimmer, Kunigund mit ihr folgend.)

2.

Ulrich.

(ſie auffordernd.)

Wohin denn, Bäschen?

Kunigund.

Laßt mich!

Ulrich.

Wie? Ihr wollt

nicht einen Augenblick Geſprächs mir gönnen?

Ihr zittert ja! was iſt Euch?

Kunigund.

(ihn ſtrafend.)

Laßt mich! Blickt

mich ſo nicht an.

Ulrich.

Was fürchtet Ihr?

Kunigund.

Gefährlich,

— ſo ſpricht die Baſe — iſt's, mit einem Manne

allein zu ſeyn.

Ulrich.

Gefährlich? Ritterpflicht

heiſcht ja, die zarten Jungfrau'n zu beſchützen;

Und erſt die holden, ſchönen!

Kunigund.

Ja, ja! loſe Künſte

— ſo ſpricht die Baſe — treiben gern die Männer

die armen Mädchen zu beſtricken.

Ulrich.

Gutes Kind!

Die Männer nicht, der Gott im Herzen treibt
die Künste. Wer mag darum mit ihm rechten?

Kunigund.

Ich faß' es nicht.

Ulrich.

(ihre Hand ergreifend.)

Doch fühlst Du's?

Kunigund.

Ach!

Ulrich.

Bewahre
den Gott im Herzen; und der Unschuld Blüthe
beschützet er, er selbst.

3.

Hedwig.

(aus dem Nebenzimmer.)

Zwar schwach ist sie; jedoch,
sie kömmt.

(zu Kunigund.)

Geleite sie. Was hast Du denn noch hier
zu schaffen? Ziemt sich das?

(Kunigund ab.)

Ulrich.

Zürnt nicht, gestrenges Fräulein.
Ich hielt sie auf.

Hedwig.

Wozu?

Ulrich.

(lächelnd.)

Nach Beda's Zustand forsch' ich.

4.

Beda.

(von Kunigunden geführt; mit sichtlicher Schwäche, im einfachen Morgenanzug; sie setzt sich.)

Ulrich.

(grüßt sie, dann zu Hedwig.)

Mit Beda lasset nun allein mich sprechen.

Hedwig.

(geziert.)

Herr Ritter!

Ulrich.

Fräulein! Sickings Freund bin ich;
und Hutten ist mein Name.

Beda.

Base, laßt,
ich bitte, uns allein.

Hedwig.

Wohl, Die vertrau' ich
noch Einmal. Will indeß in Küch und Keller,
zu meines lieben Herrn und Bruder Franz
Empfange, Anstalt machen.

Ulrich.

Thut das, Base;
denn nah' iſt ſeine Ankunft.

(Hedwig und Kunigund ab.)

5.

Beda. Ulrich.

Ulrich.

(nach einigem Schweigen ihr nahend.)

Fräulein!

Beda.

(verlegen.)

Ritter!
Er kommt! mein Vater kommt! — O ſprecht, wie ſoll
die Schuldige des Vaters Blick ertragen?

Ulrich.

Nicht zürnen wird er.

Beda.

Das iſt's, was ich fürchte.
Wohin verberg ich mich vor ſeiner Milde?

Ulrich.

Beruhigt ihn; löſt ihm das dunkle Räthſel.

Beda.

Ich werd' es; doch zugleich des Lebens Bande
der Schmerz, die Schaam.

Ulrich.

Was ſagt Ihr, Fräulein? Wie?
Ihr kenntet nicht des Vaters heiſſe Liebe?

An Eurem Daſeyn hangt das Seine. Ihr,
der Mutter theures Ebenbild, ſeyd ja
die diamantne Kette, die hienieden
ihn einzig feſſelt. Reißt ſie, und der Held,
der Schutzgeiſt, iſt dem Vaterland entriſſen.

Beda.

Mein Vater! — Weh mir!

Ulrich.

Tief hat Eure Flucht,
die unerklärbare, ihn ſchon gebeugt.
(nach einer Pauſe.)
Schuldlos war wohl ihr Zweck.

Beda.

Nein! nein! Doch ich
blieb rein und ſchuldlos. Knieend flieh ich Euch,
bezeugt mir das.

Ulrich.

(ſie aufhebend.)
Mit dieſem Schwerdte will
ich jedem Frevler das beweiſen, der
auf Euren Ruf den frechen Angriff wagt.
Auch ehr' ich Euer Schweigen.
Doch das Meine
zu brechen, zwinget mich die ernſte Pflicht.
Franz Sicking iſt mein Freund, mein Buſenfreund.
Das wißt Ihr; doch den Reſt verſchwieg ich Euch.
Ich ſchonte Euren Schmerz.
(Pauſe.)

Der Zufall führte früher mich zu Euch
als ich's gedachte. — Doch nach Ebernburg
zog ich; gesandt von Eurem Vater, diese Botschaft
zu überbringen.

(giebt ihr ein Schreiben.)

Beda.

(freudig.)

Von dem Vater?

Ulrich.

Les't.

Und was sie auch enthalte, zürnet nicht
und hört mich ruhig an.

Beda.

Nur Glück und Freude
kann diese heil'ge, theure Schrift mir bringen.

(sie lieſt.)

Ulrich.

Was ist Euch? Fräulein! Ihr erblaßt, seyd ruhig;
die Deutung hört des räthselhaften Briefs,
und trauert nicht, ich fleh Euch, trauert nicht.

(nach langem Schweigen.)

Faßt Euch, mein Fräulein!

Beda.

Sprecht! Ich bin gefaßt.

Ulrich.

Mein Freund ist Franz; uns wärmt Eine Gluth
für Freiheit, Heimath, Kunst und Wissenschaft.
Und stark ist dieses Band, das himmlische.

Die allgeliebte Hausfrau riß der Tod
aus seinen Armen; Euch ließ sie zurück.
Im Schoos der Heimath, in dem Kreis der Seinen
sehnt' er vom Lebenssturme auszuraſten.
Der Liebe Himmelspforte schloß die Gattin;
der Freundschaft Paradies hofft' er zu öffnen.
Denn wißt es: Himmel thürmt der Sterbliche auf
Himmeln.
Hinan zu klimmen, ist sein Thun und Treiben,
so lang er athmet.
Freundlich dacht er, sollte
des Daseyns Abendstern dem Müden leuchten.
Auf mich fiel seine Wahl.
Ich hehl's Euch nicht.
Unstät und flüchtig war von je mein Sinn.
Das Schöne sucht' ich auf in jeder Form,
im Weibe, wie in Kunst und Wissenschaft.
Nichts hielt mich fest; denn alles zog mich an.
Durch Schriften lebt' ich mit und in der Welt.
So trieb ich mich umher seit zarter Jugend,
von Land zu Land, in Fahr und Abentheuern,
im raschen Wechsel dieser bunten Bilder,
des Menschen Lebens, des gemeinen; strebte
des Geistes Flug hienieden aufzuhalten.
Ein lockrer Zeißig war ich, ich bekenn' es.
Da fand ich meinen Franz, den ernsten, biedern.
Den Schwärmer zog er an der Freundschaft Banden

zum Menſchlich-göttlichen an ſeine Bruſt.
Des Hausſtands Freuden mahlt' er mir; zum Sohne
erkohr er mich; in ſeines Glückes Tempel
weiht' er mich ſelbſt zum Prieſter; nannt' mich Sohn!
In dem geliebten Kinde ließ er mir
das treue Weib, die wackre Hausfrau ahnen.

(er betrachtet ſie einige Zeit ſchweigend.)

Ich ſah' Euch, holde Beda! und gewahrte
zum erſten Male nun die goldne Leiter,
die bindend von der Welt zum Himmel reicht.
— Ein weiſer Gott hat ſie dahin geſtellt. —
Die erſten Sproſſen, Sehnſucht, Glaube, Hoffnung,
betrat ich zagend; immer näher rückte
dem trunknen Blick der Kranz von Aether-Roſen,
der an der Spitze krönend glühet! — Beda!
Soll vor- ſoll rückwärts nun der ſcheue Fuß?
Entſcheidet! Was Ihr auch beſchließt, es ſey
des Herzens freye Stimme.

Hutten iſt ein Kriegsmann.
Zwar wild, doch bieder; Dulden und Entſagen
hat in der Leiden Schule er gelernt.

Beda.

Entſcheidung fodert Ihr; des Herzens Stimme
heiſcht Ihr zu hören; wohl, in ſeine Tiefen
ſteig ich mit Euch hinab. Denn Wahrheit,

ſchuld ich dem edlen Retter meiner Unſchuld.
Um Nachſicht fleht das ſchwache Mädchen.

Ulrich.
(mit Rührung.)
Fräulein!

Beda.
(nach einer Pauſe, in der ſie ſich zu ſammeln ſtrebt.)
Hier wuchs ich auf, in dieſer ſtillen Burg;
bewahrt vom Aug' der liebevollen Mutter;
zu ſanfter Häuslichkeit ward ich gebildet,
und dieſe Mauren waren meine Welt.
Mit heiſſer Liebe ſchlang ich mich an ſie,
die treue Freundin, Lehrerin. Sie ſtarb,
die Einzige!
(in Thränen ausbrechend.) (ſie ſteht auf.)
Der Liebe Zauber-Inſel,
ſank unter meinen Füßen in die Fluth.
Fort riſſen mich die Woogen, ſchleuderten
die Sinnungeloſe an den kahlen Strand
der todten Wirklichkeit.
Da ſtand ich nun
erwacht, zum Leben nicht, zum folternden
Bewußtſeyn; ſtand verlaſſen, einſam! blickte
hinaus ins Grab der Welt.
Fern war der Vater;
Er kam, er reichte liebend mir die Hand.
An ihr beſtieg ich noch einmal den Nachen,

das goldne Eiland aufzuspähen. Ach!
verschwunden wars. Ihn riefen Krieg und Fehde;
des Herzens zarter Liebeston verhallte
im Waffenklang; des Busens sanftes Beben
traf auf des Panzers Erz.

Ich war allein.

Allein! allein! Zu Himmels Höhen zückte
der Liebe Sehnsuchtsflamme gläubig auf.
Im Sarg der Mutter sucht ich Ruh und Frieden.
Ich fand — doch edler Ritter — dies Geheimniß,
dies einzige, erlaubt mir zu bewahren.
Es ist der Talisman, durch den ich lebe;
verschlossen liegt er in der Mutter Grab.
Dort kann, dort soll der Vater nur ihn finden.
Nicht dieser Welt gehöret Beda an;
Hier kann sie nicht mehr weilen, nicht beglücken.
Dies meine Antwort! —

Retter! Bruder! Freund!
Ein Edelmann seyd Ihr; ich hab' entschieden.

Ulrich.

Des Räthsels Heiligthum verehr' ich schweigend.
Ein Edelmann bin ich; frei seyd Ihr.

Beda.

(Sie breitet die Arme gegen ihn aus.)

Ulrich!

(Der Wachtthürmer bläst, ein Knappe stürzt herein.)

Ulrich.

Was ists?

Knappe.

Er kommt!

(ab.)

Beda.

Mein Vater!

Ulrich.

Franz! mein Franz!

(abſtürzend.)

Beda.

(ihn aufhaltend.)

Der Augenblick iſt da! das Loos geworfen!
Ich darf ihm nicht entgegen, darf ihn nie
mehr ſehen, anders als am Sarg der Mutter.
Dort harr ich ſein; ſieht, daß ich dort ihn treffe.

Ulrich.

Um Gottes willen, Fräulein!

Beda.

Sorget nicht.

Ulrich.

Bedenkt des Vaters Sehnſucht, ſeinen Schmerz.

Beda.

(außer ſich; ans Fenſter.)

Gewährt mir's, wollt Ihr nicht, daß ich hinab
mich ſtürze, und mein blutiges Gebein
dem Vater man entgegen trage.

Ulrich.

Schrecklich!
Wohlan! Doch, Euer Wort; ich ſeh Euch wieder!

Beda.

Ja, an der Mutter Gruft.

Ulrich.

Und lebend?

Beda.

(nach einigem Sinnen, feſt.)

Lebend.

6.

Ein andrer Knappe.

Er iſt's! Er kommt!

Ulrich.

(abkürzend.)

Mein Franz!

Beda.

Hinab!

Im Grab' iſt Sühne, Liebe iſt im Grab.

7.

Freye Gegend am Mayn, in der Nähe von Ebernburg. In der Nähe eine ſanfte Höhe.

Franz. Eitelwolff. Jürg. Einige Reiſige.

Franz.

Da ſind wir nun. Der alte Jürg iſt müde,
wir wollen uns hier lagern.

(ſie lagern ſich.)

Welche Ausſicht!

Eitelwolff.

Ein ſchönes Land iſt unſer Teutſchland.

Franz.

Wohl!

Und werth, daß freye Menſchen es bewohnen.

Eitelwolff.

Siehſt Du das Silberband im grünen Stoff?

Franz.

Er iſt's! er iſt's! der heimſche, teutſche Mayn!
Sieh, wie er zögert, Franken zu verlaſſen;
Des mütterlichen Urſprungs eingedenk,
ringt er mit des Natur-Geſetzes eh'rner,
forttreibender Gewalt, und ſchlinget ſehnend
in jeder üpp'gen Au' ſich rückwärts.
Sieh, wie er freundlich in der glatten Fluth
den Spiegel biethet den verwandten Burgen.
Die Nachbarn, die Sinnbilder teutſcher Freiheit,
Wiegt traulich ſeine ewig jugendliche Welle;
denn kühn entſtürzt dem trotzenden Gebürg,
die ferne Größe ahnend, ſeine Quelle.

Eitelwolff.

In ſtiller Majeſtät wogt er dahin,
dem Rieſen-Kind, dem Rhein entgegen! Doch
zermalmend drückt ihn dieſer an die Bruſt
und fluthet fort mit fremdem Schatze prunkend;
des Menſchen-Danks, der Menſchen-Freundſchaft
Bild.

Franz.

Bald müſſen wir nun Ebernburg erblicken.

Jürg.
(auf der Höhe.)

Dort liegt's!

Franz.

Wo?

(er steht auf und besteigt die Höhe.)

Jürg.

Links! Seht Ihr den weissen Punkt,
der hinter dunkler Waldung stolz sich hebt?

Franz.

Ich seh's. — Dein Aug' ist jung.

Jürg.

Ich hab's geübt;
Mach Euch zu spähen, wenn Ihr heimwärts zogt.

Franz.

Wohl auch nach Deiner Maid, im nächsten Dorf?

Jürg.

Mag seyn!

Franz zu Eitelwolff.

Es ist die Burg.

(herabsteigend.)

Nun athm' ich freyer! Heim'sche Luft umweht mich.
Sprich Eitelwolff, wo ist das starke Band,
das mich mit diesen Hügeln, dem Gebüsche
mit diesem Aether, nur mit ihm verschlingt? —
Groß ist die Welt, des Menschen Heimath ja,
so weit der Aether reicht.

Eitelwolff.

Im Herzen iſt die Welt.
Aus jedem Strauch, aus jeder Quelle blickt
Dich eine Jugendfreude kindlich an;
ein holder Knabe; denn Geſtalt und Leben
giebt die Empfindung gern dem todten Weſen
und Regung der Natur. Sie haßt das Todte.

Franz.

Sollt' tiefer wohl des Talismannes Sinn
nicht liegen? Aus dem Paradieſe tritt das Kind.
Und ahnend hüllt der Bildner ſeinen Engel
in kindliches Gewand.

Mich faßt es tief.
Und doch; was wartet mein zu Ebernburg?
Der Gattin Grab, Gewölbe, leer genug
um des verwaiſten Vaters Klag-Geſchrey
den Namen Beda ihm zurück zu hallen.

Eitelwolff.

Ermanne Dich! mir ahnt, wir finden ſie.

Franz.

Umſonſt! Die Hoffnung iſt der Jugend Schweſter.

Eitelwolff.

Es welkt die Zeit, die Kraft treibt ew'ge Blüthe.

Franz.

Dem Sänger gleich, nährt mich der Vorzeit
Buſen.
Ein Gottes-Acker iſt für mich die Welt.

Eitelwolff.

Den Freund, den Ulrich Hutten find'ſt Du dort.

Franz.

Der Träume letzter, ſchönſter, iſt entflohn.

Eitelwolff.

Komm, laß uns weiter rücken.

(ſie ſtehen alle auf.)

Jürg.

(immer auf der Höhe.)

Irr' ich nicht,

zieht eine Wolke Staubs dem Mayn entlang.

Eitelwolff.

Die Knappen ſind es wohl, die, Euch zu grüßen vorausgeeilt.

Jürg.

Nein! nein!

Franz.

Wer iſt's? Du Falk!

Jürg.

Es weh't ein Federbuſch.

Franz.

Von welcher Farbe?

Jürg.

Noch unterſcheid' ichs nicht. — Grün, denk ich.

Franz.

Grün?

Mir ſchwillt das Herz.

Eitelwolff.

Wie ſo?

Franz.

Du ſollſt es wiſſen.

Aufs Roß! Entgegen!

Jürg.

Harrt! Gleich ſind ſie hier.

Raſch geht's die Höh' hinan. — Er ſprengt voraus.

Franz.

Wer denn?

Jürg.

Der Federbuſch!

Franz.

Er iſt's!

8.

Ulrich und ein Knappe.

(die Höhe von der entgegengeſetzten Seite heraufſprengend, und in Sickings Arme ſtürzend.)

Er iſt's!

Franz.

Mein Ulrich!

Ulrich.

Franz! mein Franz! Willkommen
in Deiner Heimath.

Franz.

Iſt ſie's noch?

Ulrich.

Sie iſt's!

Franz.

Lebt Beda??

Ulrich.

Beda lebt.

Franz.

Gefunden?

Ulrich.

In der Burg,
In Ebernburg harrt ſie des guten Vaters.

Franz.

Erkläre mir —

Ulrich.

O eile! —

Franz.

Auf!

Ulrich zu Eitelwolff.

Gott grüß Dich, Stein!

Eitelwolff.

(ihm die Hand ſchüttelnd.)
Hab' Dank! den Hauptmann haſt Du uns gerettet.

Ulrich.

Will's Gott! Doch ſchwere Prüfung harret ſeiner.

(indem ſie abziehen wollen, kommt ihnen ein Haufe Bauern, Knappen u. ſ. w. von der Höhe entgegen.)

Ulrich.

Siehſt Du den Haufen Deiner armen Leute?
Sie drängen ſich; es möcht' die erſte Hand
Dir jeder reichen.

Franz.

Guter Gott! ich dank' dir.
Nicht alle Lebensblüthen ſind verwelket.

Eine Stimme aus dem Volk.

Willkommen, edler Herr! in unſrer Heimath.
Hoch lebe Franz von Sickingen!

Volk.

Hoch! hoch!

Franz.

Ich dank' Euch, Kinder!

Hedwig.

(ſich durch den Haufen drängend, und Franz die Hand reichend.)

Bruder! ſeyd willkommen.

Franz.

(ſie umarmend.)

Willkommen Schweſter! Wo iſt meine Beda?

Hedwig.

(betroffen.)

Daheim. —

Franz.

Dem Vater eilt ſie nicht entgegen?
Sie nicht? Ihr alle, und die Tochter nicht?

(Alle ſtehen beſtürzt und ſchweigend.)

Franz.
(nach einigem Schweigen; finſter.)
Sie lebt?

Hedwig.
Sie lebt.

Franz.
Sie lebt, und iſt nicht hier?

Ulrich.
Sie lebt, doch krank, ſehr krank iſt ihr Gemüth.
Was ſich ſeitdem begab, erzähl ich Dir. —
Nun raſte aus, und faſſe Dich.

Franz.
Wo iſt ſie?

Ulrich.
Am Sarge ihrer Mutter harrt ſie Dein.

Franz.
(beſtürzt.)
Dort? — Wohl! Sie kennt des Vaters letztes Ziel.

Hedwig.
Du zürneſt nicht?

Franz.
(ihr die Hand reichend.)
Ich zürne nicht.

Hedwig.
Komm Bruder!
In Prunk und Ordnung wirſt Du alles treffen.

9.

Die Sickingiſche Familien-Gruft.

(Denkmähler mit dem Sickingiſchen Wappen, in der Mitte der einfache Sarkophag Hedwigs von Flörsheim, der Gattin Franzens, mit dem Sickingiſchen und Flörsheimiſchen Wappen; vor ihm brennt eine Lampe.)

Beda.

(am Sarkophag der Mutter liegend; ſie erhebt ſich)

O Mutter! Mutter! weilt Dein Geiſt nicht hier,
bey Deiner Hülle? Ach! den kalten Stein
erwärmt der Thränen Gluth, und dich, den Engel
vermöchte nicht der Tochter Flehn zu rühren?
Die Gottheit ſelbſt zieht Andacht und Gebet
zu uns herab; Du weigerſt zu erſcheinen?
Nur Liebe, heil'ge, unentweihte Liebe,
iſt meine Schuld, und Liebe zog ich ein,
an deiner frommen mütterlichen Bruſt.
Dir opfr' ich den Geliebten; in dein Grab,
leg' ich des Paradieſes Schlüſſel nieder.
Dein bin ich nun; nur dir gehör' ich an.
O zürne nicht! Denn Freude iſt im Himmel,
ob des geſunk'nen Reue. Zürne nicht!
O ſteig' herab und reiche mir die Hand.
Schon fühle ich der Erde mich entſchweben;
Ich überſpringe kühn die grauſe Kluft.
Ich athme ſchon des Himmels Balſam-Luft.
Im Aether-Strohme iſt der Liebe Leben.
Hinaus! hinaus aus dieſes Daſeyns Gruft.

(ſie ſinkt erſchöpft auf das Grabmal.)

10.

Franz.

(Steigt langsam und leise die Treppe des Gewölbes herab; er erblickt Beda; und bleibt eine Zeitlang schweigend vor ihr stehen; endlich ruft er im liebevollen Tone:)

Beda!

Beda.

(fährt erschrocken auf.)

Jesus Maria!

(Sie sinkt zusammen, und bleibt in der ganzen Szene kniend an der Schwelle des Grabmahls.)

Franz.

Am Grab' der Mutter nur willst Du mich sprechen?
Hier bin ich!

(er naht sich ihr.)

Wohl mir, daß ich hier Dich finde.
Dem Heiligthum kann nur die Unschuld nah'n.
Gesunken wäre Beda, und sie wagt' es,
Die heiligen Gebeine zu berühren?
Beda! Kind! mein Kind!
Der reinsten, zart'sten Liebe theures Pfand,
O sprich, Du seyst nicht schuldig; Du seyst noch
der Unschuld Bild; wie einst der kleine Engel
am mütterlichen Busen lächelnd lag.

Beda.

(fest.)

Ich bins.

Franz.

Du biſt's! —

Wohlan! ich glaube Dir.
Mag nun des müden Lebens morſcher Kahn
zerſchellen; dieſen Glauben will ich retten.
Er lächle mir im nahen Todeskampfe. —
Die Ruhſtadt dieſer Heil'gen ſey Dein Altar.
Berühre ihn; der Tugend Schwur erneue.

Beda.

Ich ſchwöre!

Franz.

Beda! Wahrheit heiſch ich nun.
Unſchuldig biſt Du; doch Dein Ruf befleckt.
Erkläre mir das Räthſel Deiner Flucht.
An dieſer reinen, vorwurfsfreyen Bruſt,
darf nur die reine Jungfrau liegen.

Beda.

Vater!
O zürnet! ich fleh' Euch kindlich, zürnet! Muth
kann dies allein mir geben.

Franz.

Zürnen? Ich?
Ich zürnen mit dem Liebling?

Beda.

Wendet mindſtens
den milden Blick. Entſühnen muß ich erſt
der Schuld Bekenntniß. Sterbend nur, verkläret,

an ihrer Mutter Hand, darf Deine Tochter
an Deinen Busen wieder sinken. — Doch dann
darf sie's.

Franz.

So löse denn das Siegel dieser Gruft.
Kann ich hienieden Dich nicht mehr erfassen,
so schwing' Dich auf, doch rein, entsühnt, als Engel;
daß zürnend Dich die Mutter nicht verläugne.

Beda.

(sie erhebt sich, an das Grabmal gelehnt.)

Du weißt's, der Liebe sanfte Welle trug
mich an des Daseyns Ufer. — Einsam stand
die Liebende so bald in dieser Oede.
Die Mutter starb; fern warst Du, ach! da schlang
der Liebe Sehnen, der kindliche Glaube
sich glühend an der edlen Mutter Grab.
Hier schien ihr Bild mich liebend zu umfangen;
zerfloß die schöne Luftgestalt in meinem Arm,
so schloß sie doch der Thränen Quelle auf,
und freyer hob sich die gepreßte Brust.
Hier pflückt ich meiner Jugend schönste Blumen;
mein Lebensgarten war der Mutter Gruft.

Franz.

Ich hört es oft, und trauerte.

Beda.

Mein Vater!
Gieb Du mir Worte für den Rest!

Versunken
in sanfte Schwermuth, kniet' ich eines Abends
an dieser Gruft.
Des Mondes stiller Glanz
beleuchtete durch des Gewölbes Gitter
den Sarg, und ober ihm, an diesen Mauern,
sah ich die Bilder der Entschlafnen zittern.
Ich bebte. — Ach! da traf ein Flötenton
mein scheues Ohr. — Der Trennung herben Schmerz
schien er zu klagen — jede zarte Saite
der Seele rührte ein verwandter Laut.
Der Sel'gen Harmonie'n wähnt' ich zu hören;
zur Höhe zogen sie Gemüth und Blick.
Gott! da gewahrte ich an diesem Gitter, —
an diesem — Vater! O blickt dahin nicht!

Franz.

Was ist Dir? Welches Räthsel? — Die Erscheinung? —

Beda.

(nach langem Schweigen.)
Ein Jüngling war's, der erste, einzige,
den dieses Aug', das Herz, erblickt, geheftet.
(mit gewaltsamer Anstrengung.)
Wir sprachen uns — wir liebten uns. —

Franz.

Er ist? —

Beda.

(nach einer langen Pause, mit der Festigkeit der Verzweiflung.)
Ein Hirte.

Franz.

(zurückschaudernd.)

Hirte? — Großer Gott! —

(finster und ruhig.)

Vollende!

Wo sah't, wo sprach ihr Euch?

Beda.

Erst hier,
durch dieses Gitter, das er einst erstieg;
von meiner Wehmuth Klageton gelockt;
dann von der Zinne dieser Burg.

Franz.

Sonst nirgend?

Beda.

Nirgend Zeuge unsers Bund's
war meine Mutter, der Altar, ihr Grab.
Hier schlangen sich die Herzen und die Hände.

Franz.

(nach neuem Schweigen.)

Und Deine Flucht?

Beda.

Verschwunden war er einst.
In Krieg und Fahr wollt' er sich gläubig stürzen,
die Braut erringen, oder untergehn.
Verzweiflung trieb mich fort, ihm nach.

Franz.

Entsetzlich!

Beda.

Da fiel das scheue, unerfahrne Mädchen
in Räuberhände. Meiner Unschuld Schutzgeist,
die Mutter, sandte mir den Ritter Hutten.

Franz.

Mein Hutten? — Er verschwieg es? —

Beda.

Alles weißt Du.
Laß ruhig nun mich enden. — Reiche mir
versöhnt zum letzten Schritt die Vaterhand.

Franz.

Unglückliche! was willst Du thun?

Beda.

Ich? — Nichts.
Der Harm vollende, was er hier begonnen.
Aus dieser Gruft soll nicht Gewalt mich reissen.
Ich sah Dich, sprach Dich und es ist vollbracht.

Franz.

Mit Schmach hast Du dies graue Haupt bedeckt;
ins Grab willst Du mit Dir den Vater stürzen?
Den Namen, unsern Stamm, hast Du entweiht,
und wo? blick auf! — In Deiner Ahnherrn Gruft!
Ihr edlen Schatten! konnte dieser Frevel,
die Schmach des Hauses, des Geschlechtes, nicht
des Grabes diamantne Siegel sprengen?
Warum entstiegt ihr zürnend nicht dem Kerker,
die Frevlerin zu warnen, zu zermalmen?

Mit Ruhm stieget ihr zur Ruhestatt hinab;
jetzt war's nicht Zeit zu ruhen und zu schweigen.
Wohlan! schweigt ewig nun! Erloschen ist
des Hauses Glanz! Den Helm, die Adelskrone,
riß eine Dirne kühn von euren Häuptern;
denn niedrer Buhlschaft gab sie frech sich hin.
Gebrandmarkt ist des Hauses edler Name.
Nie werd' er mehr gehört.
Mich nehmt noch auf,
ehrwürd'ge Ahnen! Eurer blieb ich werth.
Dann schließe sich auf ewig diese Gruft.
Das umgestürzte Wappen stelle man
vor ihrem Eingang' warnend auf.

Beda.

(verzweifelnd zu seinen Füßen stürzend.)

Mein Vater!
Ich dank' Euch. Jetzt gabt Ihr mir Kraft zu sterben.

Franz.

Fleuch! — Todt und lebend darfst Du hier nicht
weilen.
Nicht sterben darfst Du.
Ich verzeihe Dir.
Im naß geweinten Schleier heil'ge sich
die Büßende zur Himmels-Bürgerin.
Verlaß mich! störe nicht die fromme Andacht
des Gatten, des verwaisten Vaters!

11.

Raymund.

(blutend, mit gezücktem Schwerdte, ſtürzt die Stufen des Gewölbes herab; einige Knappen bemühen ſich, ihn zurück zu halten.)

Laßt mich! Laßt mich! —
zu ihm! zu ihr! und ſollt' ich kämpfend fallen.

(er läßt ſein Schwerdt fallen, umfaßt Beda, und ſinkt zu ihr auf die Erde.)

Franz.

(mit Entſetzen.)

Was iſt das?

Beda.

(ſie ſtürzt nieder.)

Großer Gott! Er iſt's! er iſt's!

Franz.

Er iſt's? Allmächt'ge Vorſicht! Raymund! Raymund!
Nun theilen ſich des Räthſels dunkle Wolken.

(zu den Knappen.)

Sprecht, Knappen, wie kam er hieher?

Ein Knappe.

Zürnt nicht,
Vergebens ſtrebten wir ihn aufzuhalten.
Wahnſinnig riß er den Verband der Wunden,
ſchwang ſich aufs Roß, und ſprengte in den Burghof.
Die blut'ge Spur verfolgten wir, wir rangen
mit dem Verzweifelnden.

Franz.

Genug. Entfernt Euch.

(die Knappen ab.)

12.

Franz. Raymund. Beda.

Franz.

(er betrachtet Raymund einige Zeit ſchweigend.)

Ein Daſeyn Raymund haſt Du mir erhalten,
und tauſend, tauſende haſt Du gemordet.

Raymund.

Sie ſehen will ich nur und ſterben.

13.

Ulrich, (die Stufen des Gewölbes herabeilend.)

Vorige.

Ulrich.

Franz!
Wo weilſt Du? O entreiſſe Dich dem Anblick! —

Franz.

Den Anblick ſelbſt entreiſſe mir, vermagſt Du's.
Mich hält er feſt. — Der blätterloſe Stamm
kann Blüthen nicht, nur Wurzeln kann er treiben.
Der Schwan des Wappens ſingt den Sterb'
Geſang.

Ulrich.

(er gewahrt Beda und Raymund.)

Was iſt das? Beda? Raymund?

Franz.

Die Verlobte
in ihres Buhlen, eines Hirten Armen.

Raymund.
(auffahrend.)

Franz!

Ulrich.
(auf Beda deutend.)

Lebt ſie?

Raymund.
(neben ihr knieend.)

Ja, ſie lebt, ſie athmet noch.
Mein iſt ſie lebend, ihre Leiche Euer.
Und Niemand wag's —

Franz.
(das Schwerdt ziehend.)

Vermeßner!

Ulrich.
(ihn zurückhaltend.)

Haltet ein!
Bey unſers Bundes heiligem Gelübde. —

Franz.

Was willſt Du?

Ulrich.

Höre mich. — Gieb mir Dein Schwerdt!

Franz.

Da iſt's! Was nun?

Ulrich.
(ihn in den Vorgrund führend.)

Nun hör' mich ruhig an:
Dort liegt die Tochter, das geliebte Kind,
dem Grabe nah'; hinab willſt Du ſie ſtürzen?

Wofür? Sie liebte! Was? — Das Liebens-
werthe.
Und dafür sollte Beda blutig büßen?
Das Heilige ergreift die fromme Liebe,
und heilig ist dem Kindsinn nur das Schöne.
Es wähnt Dein stolzer Geist, des Adels Glanz,
des Nahmens Ruhm befleckt und entweihet;
steig in der Vorzeit Abgrund kalt hinab:
Wer war der Ahnherrn erster? Wer entriß
dem Aether kühn das glänzende Gestirn,
das dieses Baumes hohen Gipfel krönt?
Er, er allein flammt rein in eigner Gluth;
Geborgt ist der Nachkömmlinge Beleuchtung.
In'n Schooß der Erde legt den Edelstein
ein Gott, und Menschenhand mag ihn nicht schaffen.
Von fremder Macht ist selbst des Adlers Fittig
zum Sonnen-Flug geborgt; den Menschen treibt
die innre Kraft empor; das ist sein Vorzug.
In Deiner Liebe Rosengarten drang
die schöne Pflanze kraftvoll aus dem Boden.
Frei ist sie nun, gehört dem Weltall an.
Die liebende, die weise Vorsicht schlang
der Wesen Band, frey ließ sie die Empfindung.
Sie fehle, und das menschliche Geschlecht
erscheint in ferner, in endloser Reihe —
ein Sklavenhaufe durch die eh'rne Kette
zusamm'n geschmiedet. —

Franz.
(seine Hand fassend.)
Wohl! Dir huldigt die Vernunft;
doch widerstrebt das Herz.

Ulrich.
Ja, ich bekenn's.
Schön ist's, den angeerbten Wappen-Schild
mit Ruhm zu tragen; die empfangne Tugend
den Kindern, Enkeln, treu zu überliefern.
Schön ist's, dem Schoos der Sonne zu entsteigen;
doch schöner noch im jugendlichen Glanze,
am dunkeln Horizont hervorzubrechen,
auf selbst entflammter Bahn; ein neu' Gestirn. —
Greif in die Brust! Nicht Wappen, Nahmen sind's,
die dieses hohe Herz, das stolze, schwellen. —
Gesprochen hab' ich; Sickingen entscheide.

Eitelwolff.
(der indeß im Hintergrunde erschienen war, und sich nun zwischen beide stellt.) [zu Franz.]
Und die Entscheidung sey des Namens werth.

Franz.
(bestürzt.)
Auch Du?
(gefaßter.)
Was soll ich?

Ulrich.
Was? — Verzeih'n.

Franz.
(bebend.)

Verzeihen?

Ulrich.
(auf beide zeigend.)

Schon schwebt der Geist auf den erbleichten Lippen;
sie stirbt. —

Franz.
(einige Schritte gegen sie; die Arme unwillkührlich aus-breitend.)

Unmöglich! Tochter! Kind!

Beda.
(ihre letzten Kräfte sammelnd.)

Mein Vater!
Verzeihung!

Franz.

Leben sollst Du! mußt Du! —

Ulrich.

Leben?
Und den Geliebten ihres Morgen-Traums
entreißt Du ihr —

Franz.
(zürnend.)

Nicht weiter!
(liebevoll, schmerzlich.)

Ulrich! Sohn!
(Ulrich umarmend.)

O meine goldne Träume!

Ulrich.

Grollte ich?

Dem ew'gen Kind, dem Menſchen, gab die Vorſicht
des Traumes Puppe; des Geſetzes Troß
zu mildern. Franz! für uns ſind Puppen nicht.
Die ernſte Wirklichkeit iſt unſre Heimath.
Geſchehen mußte, was von je geſchah.
Hieher den Blick! Die Todesqualen ende!
Wo nicht, ſo nehm ich die verlobte Braut.

Franz.

Nimm ſie!

Ulrich.

Dem Jüngling leg' ich ſie in'n Arm',
kraft meines Rechts.

Franz.

Dem Hirten?

Ulrich.

Ihm! Zur Größe,
zum Hohen ſtrebt des niedern Hirten Sinn,
das Hohe, Edle, hat er ſich erleſen.
Und er iſt brav, Franz! das bewies er Dir.
Noch kämpfeſt Du? So mächtig iſt der Schatte
des Vorurtheils? Mit wahrer Größe ſelbſt
wagt er zu ringen?

Ich entwaffne Dich.
Als Kriegsgenoſſen nehm' ich Raymund auf.
Zwey Jahre dien' er unter meiner Fahne.

Er adle ſich durch edle Kriegesthaten,
und den erſehnten Preis erringe er.

Raymund.

(aufzuckend, und nach ſeinem Schwerdte greifend.)

Ich werd's, bey Gott! ich werd's!

Ulrich.

Es bürget mir
die Liebe; dieſe Wunden.
Franz! Du nimmſt
als Sohn dereinſt den Bruder Ulrichs auf.

Franz.

(nach einem ſichtbaren Kampfe an ſeine Bruſt.)

Es ſey! — Du Stolzer! nicht ſoll Dir's gelingen,
vor Deinem Sickingen an Edelmuth
empor zu ragen.

Ulrich.

(zu Beda und Raymund ſtürzend, und dieſe umarmend.)

Beda! Raymund! lebt!

Raymund.

(an Ulrichs Hals.)

O Ulrich!

(auf Beda ſinkend.)

Beda! Großer Gott! Seht! Seht!
— Es glüht ihr Blick!

Ulrich.

(ſich ihr nahend.)

Sie lebt! doch nicht hienieden.

Beda.

(auffahrend, in höchſter Exaltazion, mit emporgehobnen Armen.)

Sie iſt's! Sie iſt's! die himmliſche Geſtalt!
In Silberwolken ſenkt ſie ſich herab.
Der Sühnung Palmzweig neiget ſie zu mir.
Ich komm! O weile, freundliche Erſcheinung!

(ſie ſinkt ohnmächtig nieder.)

Raymund.

(ſie in ſeine Arme faſſend.)

Erwache! Mein biſt Du!

Franz.

Weh mir!

Ulrich.

Freund! ſorge nicht.

(zu Raymund.)

Den Abſchiedskuß gieb Deiner Braut; mit ihm
der Hofnung neues blüthenreiches Leben.
Dann folge mir!

Raymund.

(er drückt Beda an ſein Herz; und legt ſie an die Schwelle des Grabmahls; er ſpringt dann auf und ergreift ſein Schwerdt)

Ich folge.

Franz.

(an Ulrichs Hals.)

Bruder! Sohn!
Was bleibt dann mir? Was Dir?

Ulrich.

Das Vaterland!

Franz.

Das Vaterland? — Geliebte, Gattin, Tochter!
ſey mir's forthin!

Ulrich.

Dein Freund, der arme, der verfolgte Hutten.
Der, Du weißt's längſt, wohl ſterben kann,
nicht dienen,
dem Du die letzte Freiſtatt hier geöffnet;
die Wahrheit, hinter dichtem Nebel thronend,
wir theilen ihn; Du mit des Schwerdtes Blitz;
ich mit der Flammen-Rede.

Eitelwolff.

Denk an Herrmann!
Den Kampf mit Deinem Selbſt wag's zu
beſtehen.
Nicht dieſer Burg, der Welt gehörſt Du an.
Der Größe einziger Verwandter iſt
die Zeit-Geſchichte.
Auf! erhebe Dich!

Franz.

(Ulrich und Eitelwolff die Hände reichend.)

Den Kampf mit meinem Selbſt hab' ich beſtanden.
Das Reich iſt ohne Haupt.
Gebt mir die Hände.
Auf dieſer Ahnherrn heiligen Gebeinen

erneuen wir den ernſten Schwur für Wahrheit, für Vaterland zu kämpfen und zu ſterben. Ich ſchwör's.

Ulrich.

Ich ſchwör's!

Eitelwolff.

Ich ſchwör's!

(ſie erheben ihre Hände zum Schwur.) [aus den Gräbern hallt es dumpf wieder:]

Schwört's! Schwört's!

Franz.

(ſinkt entſetzt an Ulrichs Hals.)